



BERKELEY, CALIFORNIA

THE GIFT OF

ROBERT SWAIN MORISON

15
10
13. 7/16

R. L. Morison

Feb. 4, 1873

Berlin

5/3/73

Jahrbuch

des

Deutschen Protestanten-Vereins.

Unter Mitwirkung

von

Dr. Baumgarten, Dr. Bluntzschli, Dr. J. W. Ganne, Dr. v. Goltkendorff,
Dr. Goltmann, Dr. Gipsius, Dr. Gisco, Dr. Mandot, Dr. Müller,
Dr. Nippold, Dr. Rübiger, Dr. Schenkel, Dr. Schwarz, Dr. Sndow,

Herausgegeben von

Lie. Ch. Hoßbach,

Prediger an der Andreaskirche in Berlin.

und

Dr. Thomas,

Prediger an der Nikolaitirche in Berlin.

Dritter Jahrgang.



Elberfeld 1872.

Verlag von R. L. Friderichs.

Property of

CBSK

Please return to

**Graduate Theological
Union Library**



W 219.34
D 442.5
v. 3

Vorwort.

Gottes ewige Weisheit und schöpferische Liebe bethätigt sich unaufhörlich in unserm Geschlecht durch den unendlichen Reichthum der Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit individueller, persönlicher Eigenthümlichkeiten, während durch alle Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit zugleich das allgemein Menschliche in Vernunft, Gewissen und Gemüth hindurchgeht, während zugleich zahlreiche Persönlichkeiten, immerhin unter sich unterschieden, doch wieder einen gewissen Typus eines ähnlichen Zuges und einer ähnlichen Anschauung in sich tragen. Was ein allgemein Gültiges für die Menschheit ist, das muß auch auf dem Gebiete des Christenthums zur Erscheinung kommen und es hat sich in der That auch niemals verleugnet. Darin ist die Nothwendigkeit verschiedener geistiger Richtungen in der christlichen Kirche bei der gleichen Hingabe an den Erlöser mit Nothwendigkeit als eine gewollte Gottesordnung gegeben. Die römische Kirche aber, wie jede auf Hierarchie angelegte religiöse Gemeinschaft, hat es als einen ihrer gewaltigsten Triebe in sich, durch gewaltsame Unterdrückung der von Gott gewollten Mannigfaltigkeit des religiös-christlichen Vorstellens und Denkens eine strenge Einförmigkeit und bis ins Einzelne geschlossene Einheit herzustellen. Sie hat damit fort und fort einen vermessenen Kampf gegen das schöpferische Walten Gottes geführt, in welchem sie sich auch vor der entsetzlichen Consequenz nicht gescheut hat, durch die Infallibilitäts-Erklärung einen „armen, elenden Sünder“ zu einem Gott auf Erden, zu einem Gott der gläubigen und ungläubigen Menschheit zu machen. Dennoch, welche Mittel der Gewalt oder der List sich auch fernerhin dem Papstthum bieten möchten, welche Triumphe es noch feiern könnte, es wird selbst ihm nimmer völlig gelingen, eine theilweise Erhebung des Geistes, ein theilweises Aufkämpfen gegen die argen Fesseln einer durch und durch unwürdigen Geistesflaverei vom Boden des christlichen und sittlichen Gewissens aus unmöglich zu machen. Die evangelische Kirche, im Gegensatz zu jener, aus der ewigen Berechtigung des selbstverantwortlichen Gebrauches des Gewissens, der Vernunft, des frommen Gefühls geboren und erwachsen, hat zu ihrem einigen Grunde Christum, zu ihrer einigen Leuchte für das Wesen

des Christenthums die Urquellen der heiligen Schriften, in ihnen das Gotteswort, das Licht heiliger Offenbarung, hat zu ihrem eigenen Ziel die Freiheit und Seligkeit der Kinder Gottes. Diesem ihrem innersten Wesen nach muß für sie als Nothwendigkeit zu ihrem Heil und zu ihrem Leben gefordert werden, was jesuitischer Ultramontanismus als das ärgste Uebel verabscheut und verdammt, — die volle Berechtigung verschiedener geistiger, religiöser, theologischer Richtungen mit dem einen Grunde des Heiles, welcher ist Christus. Es gilt allerdings, im Dienste der Wahrheit zwischen den verschiedenen Richtungen und Parteien einen geistigen Kampf fortzuführen, aber doch nur in dem Frieden gegenwärtiger brüderlicher Anerkennung und Liebe. Diesen Frieden bei allem Kampf wissenschaftlicher Forschung und bei der Freiheit eigener gewissenhafter Ueberzeugung sprachen wir vor einem Jahre als unsern innigen Herzenswunsch für unsre evangelische Kirche aus. Die thatsächliche Antwort, die uns darauf von gewisser Seite wird, lautet: „Krieg“, ja als wäre man bei unserm Nachbarvolk, als es sich in höchster Selbstverblendung befand, in die Schule gegangen: „Krieg bis auf's Messer.“

In der That, die Larven, welche Schleiermachers prophetischer Blick voraus sah, sind ausgefrohen und verdammt wird Alles, was nicht in der Enge eines alten, für heilig gehaltenen Buchstabens sich knechten läßt. Der alte, wie es schien längst erstorbene Fanatismus, vor dem gelegentlich ein Julius Müller so ernst und eindringlich unsre Zeit gewarnt hat, er ist nicht nur aus dem Grabe erstanden, sondern auch in erschrecklicher Weise erstarkt. Die gegenwärtige Zeit wird nicht müde, dafür traurige Zeichen heraufzuführen. Wir denken hierbei zunächst nicht an die Schmach- und Drohbriefe, wie sie Visco und Sydom von unwissenden und irregeleiteten Laien erhalten haben. Das ist uns nur eine, für unsre Zeit allein mögliche, neue Auflage des Bäuerleins, der zu des Huß Scheiterhaufen sein Holzschicht hinzutrug, auf daß das Feuer für den Ketzer heller und stärker brenne. Solchen Erscheinungen gegenüber bleibt nur das Mitleid am Platz, wie es sich einst in dem Ausruf „O heilige Dummheit!“ Ausdruck gab. Der tiefere Schmerz aber erfäßt uns, wenn wir der moralischen Veranlasser solchen giftigen Glaubenshasses in schlichten, ungebildeten Menschen gedenken. Es sind dieselben leider nirgend anders zu suchen als in einem Theile der evangelischen Geistlichkeit selber. Gott sei es geklagt, es gemahnt uns ihr Gebahren an das Rottenwesen bildungsfeindlicher, roher Mönche im fünften und sechsten Jahrhundert unter dem edelen und erleuchteten Kirchenlehrer Hieronymus zu leiden hatten, durch welches festge-

stellt und functionirt werden sollte, was christliche Wahrheit sei. Es gemahnt uns an das in der römischen Kirche geübte Verfahren, durch Gewaltthat (damals Inquisition mit Tortur und Scheiterhaufen, heut Maßregelung und Absetzung) die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung und den Wahrheitsinn zu unterdrücken. Oder wäre das zu schwarz gesehen, zu hart geurtheilt? Es werde noch einmal erinnert an das Verhalten, welches man schon früher einer wissenschaftlichen Arbeit, dem Charakterbild Jesu von Schenkel, gegenüber einschlug. Die Geistlichen der Mark und dann auch anderer Provinzen haben in einzelnen Synoden, hier insgesammt, dort mit Ausnahme kleinerer oder größerer Minoritäten, das Verwerfungsurtheil über den Verfasser um seines Buches willen ausgesprochen. Wer nennt mir die Herren unter diesen Märktischen, Pommerschen u. s. w. Pastoren, welche auch nur einen Finger angeseht hätten, um das etwa Irrige eines wissenschaftlichen Werkes mit den Mitteln der Forschung, der Untersuchung, der vernünftigen Beweisführung darzulegen und zu überwinden? Im Großen und Ganzen sollte die klägliche Imbecillität, als wäre man auf Roms Boden geboren und erzogen, durch das Anathema ge- und verdeckt werden. Ja was noch mehr, es ist bekannte, unbestreitbare Thatsache, daß die bei Weitem größte Zahl dieser verdammenden Pastoren das Buch damals nicht studirt, nicht eingesehen, nicht einmal in Händen gehabt hatte. Also Ankläger, Zeugen und Richter in einer Person, ohne jede nähere Untersuchung, ohne jede nähere Einsicht in die Sache, hielten sie sich befugt, das „Kreuzige!“ auszusprechen. Wahrlich, heidnische Richter dürften selten zu finden sein, die mit so frevelhaftem Leichtsinne in wichtigsten, heiligsten Dingen ihr Urtheil auszusprechen wagten. Manches Jahr, ereigniß- und darum äußerst lehrreich, ganz geeignet, heilige Gottesfurcht und fromme Gewissenhaftigkeit zu beleben und zu erhöhen, ist seitdem verfloßen und zum höchsten Erstaunen unzählig sittlich gebildeter Christen wiederholt sich heutigen Tages dasselbe Verhalten in der sogenannten Disco'schen und Sydow'schen Angelegenheit. Auf Anlaß zweier Vorträge der beiden Männer im Unionsverein (über das apostolische Glaubensbekenntniß und über die wunderbare Geburt des Erlösers) wird das Kirchenregiment beauftragt, die Absetzung derselben zu vollziehen, werden die Vereinskynoden, die nichts weniger als eine wirkliche Vertretung der evangelischen Gemeinden oder gar der evangelischen Kirche sind, theilweise mißbraucht, um dies revolutionäre Drängen eines finstern Fanatismus zu verstärken. Ich will nicht behaupten, daß diesmal wieder fast alle ihr Verdammungsurtheil gesprochen haben, ohne vorherige Lesung der Vorträge. Letztere

waren ja für wenige Groschen Jedermann zugänglich. Dennoch kann ich nicht leugnen, daß sich in Betreff mancher Erklärer auch diesmal nicht unwichtige Zweifel aufdrängen. Aber um hier ein Urtheil zu fällen, dazu genügt nicht allein die Einsicht beider Schriftstücke. So tüchtige und selbstständige Arbeiten es sein mögen, sie sind, wie das Werk der Verfasser, so doch zugleich auch das Erzeugniß einer reichen, tiefen, mächtigen Entwicklung deutsch-evangelischer Theologie und können nur im Zusammenhang mit und aus derselben verstanden, und widerlegt oder bestätigt werden. Ob wohl unter hundert von diesen Stürmern je einer sich mit dieser theologischen Entwicklung unsrer Zeit irgendwie vertraut gemacht hat? Welche Tiefe, welcher gründliche Ernst wissenschaftlicher Forschung, welcher gewissenhafteste Wahrheitsinn, welche Macht der Religiosität, welche Liebe zu dem Erlöser spricht sich ungesucht und unwillkürlich in so manchem trefflichen theologischen Werke der neuesten Zeit aus. Ich erinnere nach der Seite, die hier in Betracht kommt, nur an Reims Geschichte Jesu von Nazara, an Hausraths Zeitgeschichte Jesu, an die trefflichen Arbeiten von Holzmann und Lipsius, oder auch an die Glaubenslehre von Alexander Schweizer, welche als Werk systematischer Theologie mit eben so gläubigem wie wissenschaftlichem Geiste allen solchen Untersuchungen auch für das Leben der Gemeinde Rechnung trägt. Ich weiß, wie selten unter unseren Märktischen Pastoren die Männer sind, welche nur eine dieser Arbeiten je eingesehen haben, welche überhaupt nur in etwas wissen, was auf dem Gebiet Deutscher Theologie seit Strauß sich begeben hat. Ja man frage nur, wie viele unter ihnen etwa von Rothe und Ewald, von Hase und Dorner irgend etwas Wesentliches gelernt haben. Aber trotz der Unwissenheit, ja grade um derselben willen hält man sich für befähigt, die Nothwendigkeit der Absetzung solcher Männer zu decretiren, welche stets redlich und gewissenhaft gestrebt haben, sich den Wahrheitsgehalt deutsch-evangelischer Wissenschaft anzueignen, ihn auch nach besten Kräften zum Heil der Gemeinen zu verwerthen. Sollen wir in solchem Verhalten etwa den Beweis des Geistes und der Kraft sehen, womit man für das Evangelium einsteht und die heilige Sache der Kirche vertheidigt?

Doch lassen wir die Herren Pastoren, da wir leider auch zu dem Regiment unsrer Landeskirche übergehen müssen. Dies hat sich ja zum guten Theil schon vollständigst auf die Seite der confessionellen Eiferer gestellt und sucht denselben möglichst zu genügen. Wir bleiben diesmal nur bei dem Kön. Consistorium der Mark Brandenburg stehen. Nach einem mehrstündigen Kolloquium, dem sich der Prediger D. Visco wegen seines erwähn-

ten Vortrages unterwerfen mußte, ist gegen denselben ein Erlaß ergangen, der nach Ton, Inhalt und Form den Fanatikern nichts zu wünschen übrig lassen würde, wenn nicht merkwürdiger Weise die positive Auslassung über das apostolische Bekenntniß und die Stellung zu demselben sich den Anschauungen, die im Protestantenverein herrschen, bedenklich annäherte. Da dieser Verweis von vorgesetzter Behörde erlassen ist und seinen Weg in die Oeffentlichkeit gefunden hat, so überlassen wir ihn für jetzt dem Urtheil der Gemeinde. Man hat geglaubt, ein noch schärferes Verfahren gegen den D. Sydom, der fünfzig Jahre das Evangelium verkündigt und sich eine seltne tiefe Verehrung und Liebe der evangelischen Gemeinde erworben hat, einschlagen zu müssen. Vor dem Pleno des Königl. Consistorii ist über den hochverdienten, würdigen Mann ein inquisitorisches Verfahren vollzogen und dann in Folge dessen die Disziplinaruntersuchung gegen ihn eröffnet. Wir wünschten das corpus delicti, den Vortrag Sydom's, in möglichst vielen Händen. Sind irgendwo „die Grundsätze unserer Religionspartei“, der evangelischen Kirche, in der That und in der Wahrheit zur Anwendung gekommen, so wahrhaftig hier. Alle Behauptungen über den Gegenstand werden aus den heiligen Schriften abgeleitet und begründet, Alles athmet der Kirche, welche im Glauben allein die rechtfertigende Kraft erkennt, angemessen, gläubigste Liebe und Hingebung an den Erlöser, und in würdigster Weise wird mit geweihten Händen durchweg das Heilige behandelt. Dennoch die schwerste Anklage, die es für einen sittlichen Menschen geben kann, gegen ihn erhoben, die des Bruches seines Ordinationsgelübdes, die des Treubruchs überhaupt!

Hat diese Anklage einen vernünftigen Sinn, so ist es der, daß Sydom von den Lehren der Symbole, wie in der Anklageschrift ja auch eine Spezificirung derselben versucht ist, mehrfach abweicht; daß also das Ordinationsgelübde nichts mehr und nichts weniger fordert, als in allen Lehren vollständig mit der Lehrfassung der Symbole überein zu stimmen. Wäre diese Auffassung der Ordinationsverpflichtung, wie sie der Anklageschrift nothwendig zum Grunde liegt, die richtige, dann hätten wir in derselben einen vollen Abfall der evangelischen Kirche von ihr selbst, eine arge Verletzung ihres eigenen Wesens. Wie der römische Papst für die katholische, so ständen die Symbole für die evangelische Kirche hoch über der heiligen Schrift. So wäre auch bei uns das Licht des Evangelii von dem Leuchter genommen, um den Lehren der Schriftgelehrten des fünften, sechsten und sechzehnten Jahrhunderts diesen Platz einzuräumen. Luther und die übrigen Reformatoren wären damit, wie es von päpstlicher Seite ge-

sehen, zugleich mit gerichtet und verworfen. Die Rechtfertigung aus dem Glauben allein, aus der Hingabe an die versöhnende und erlösende Gottesgnade in Christo, wäre zur Lüge umgewandelt. Wie Rom durch die Werke der Hand und die Büßungen des Leibes, so lehrte die evangelische Kirche nach jener Auffassung fortan durch die Werke des Verstandes, durch die Kreuzigung der Vernunft und des Wahrheitsfinnes Gerechtigkeit erstreben. Dann wäre der Protestantismus der Väter, die in feierlichstem Moment es verwarfen, sich den „von der Kirche approbirten Schriften“ zu unterwerfen und als das Gewisseste es festhielten, „Schrift durch Schrift“ zu erklären, aufgegeben. Dann hätten wir in der That den Greuel an heiliger Stätte, wir befänden uns in einer Gemeinschaft, die darin begriffen ist, an sich das Verbrechen des Selbstmordes zu vollziehen. Schlimm derjenige, welcher eine solche Verpflichtung übernehmen könnte. Aber viel, viel schlimmer ein Kirchenregiment, das im Namen der evangelischen Kirche ein so unerträgliches Joch auch nur auf den Hals eines Jüngers zu legen versuchte!

Aber gesetzt, es wäre so, die evangelische Landeskirche wäre in dieser ihrer Einrichtung so vom Evangelio selbst abgefallen und ihre Diener hätten irgendwie, gewiß jene nicht ohne Verschuldung, eine solche Verpflichtung auf sich genommen und kämen nur zu der Erkenntniß des darin enthaltenen Unrechtes; was forderte Ihre Pflicht? Die Rückkehr, wohlverstanden, die Rückkehr zur evangelischen Kirche und ihrem Wesen, deren pflichtige Kinder sie sind und bleiben. Aus dem Wesen, aus dem Unrecht evangelischer Christenheit hätten sie gegen das wider Recht Uebernommene zu protestiren und dasselbe von sich abzuschütteln, hätten sie die Freiheit des Evangelii im Gegensatz dazu mit allem Nachdruck zu verkündigen und für sich und alle Glieder der Gemeinde zurückzufordern, hätten dann ruhig zu erwarten, was die Gemeinschaft und deren Leiter über sie beschließen möchten. Wer in evangelischer Kirche der Wahrheit und dem Evangelii dient, kann unter solchen Umständen vielleicht gegen diese oder jene Ordnung, gegen dies oder jenes Versprechen verstoßen; aber er geht damit nur an gegen das, was in sich selbst ein Unrecht ist, er kann dadurch die Treue gegen seine Kirche nicht brechen. Aber diese ganze Auffassung des Ordinationsgelübdes ist eine durchaus irrige. Zunächst ist es nicht unwichtig, sich der Männer zu erinnern, welche als Mitglieder des damaligen Provinzial-Kirchenregiments die Agende, damit auch die Ordinations-Ordnung erlassen haben. Wir lesen die Namen Eylert, Ehrenberg, Neander, Roß, Therman, Gillet, Nicolai, Brescius, Palmié. Die Behauptung dürfte nicht zu kühn sein, daß kein einziger derselben mit allen Lehren der Symbole vollkommen

überein gestimmt habe. Zwei der würdigen Männer*) haben bei feierlicher Veranlassung wenigstens mich persönlich in ihrer amtlichen Eigenschaft auf das Väterlichste und Dringendste vor solcher Auffassung, vor solcher Buchstabenknechtschaft, wie der Eine sich ausdrückte, vor dem durchaus unevangelischen Confessionalismus gewarnt. Unmöglich konnte nach ihrem Verständniß in der agendarischen Verpflichtung solcher Confessionalismus, der ihnen selbst durch und durch widerwärtig war, enthalten sein. Sehen wir uns aber die Formel selber an, so gestehen wir gern zu, daß sie nicht besonders geschickt und gut abgefaßt ist. Sie will in sich selbst widersprechend und darum unklar erscheinen. Deshalb ruft sie allerdings sehr leicht verschiedene Auslegung hervor. Die Lehren sollen gepredigt werden, welche in Gottes lauterem und klaren Wort gegründet und in den Bekenntnisschriften verzeichnet sind. Das klingt, als wenn die heilige Schrift und die Symbole sich vollständig deckten. Nun ist es aber unleugbar, daß Lehren in den Symbolen stehen, welche nicht in der heiligen Schrift sich finden und Lehren in der heiligen Schrift, welche man in den Symbolen vergebens sucht. Es ist unleugbar, daß diese oder jene Lehre in den Symbolen eine andere Auffassung gefunden hat, als bei diesem oder jenem biblischen Schriftsteller. Wie eine Unmöglichkeit wäre es dem Diener des Wortes, nur das und nur so zu lehren, was zugleich und übereinstimmend an beiden Orten sich findet. Offenbar kann es so nicht gemeint sein. In welchem Sinn aber dort die Symbole genannt sind, möchte sich daraus ergeben, daß es bei der Verweisung auf die zu Recht bestehende Agende von dieser heißt, sie sei in ihrem, in der Symbole Geist, abgefaßt. Es kann danach unmöglich für Predigt und Unterricht etwas Anderes gefordert sein, als daß sie im Geist der Symbole ihre Richtung und ihren Inhalt gewinnen, und das wird wohl mit „den Grundbegriffen“ der Kirche, welcher das Bändrecht als verpflichtend gedenkt, zusammen fallen. Besonders aber ist nicht zu vergessen, daß Gottes lauterer und klarer Wort in den prophetischen und apostolischen Schriften des alten und neuen Testaments als die eigentliche Quelle der rechten Lehre angegeben und ausdrücklich als die alleinige Glaubensnorm hingestellt wird. Wenn dann weiter die Forderung gestellt wird, fortwährend dahin zu trachten, in Erkenntniß des Wortes Gottes und der Glaubensartikel und in den andern nothwendigen Wissenschaften fortzuschreiten, so ist wohl klar, daß nicht das slavische sich Binden an die Lehren der Symbole, sondern das gewissenhafte sich Vertiefen in die heilige Schrift, die fortschreitende Erkenntniß der Glaubens-

*) Brescius und Reander.

artikel im Licht der Wissenschaft und die rechte Austheilung der Wahrheit in diesem Sinn den Inhalt des Gelübdes ausmacht. Es ist möglich, daß Jemand peinlich alle Lehren in Fassung der Symbole vorträgt und doch das Gelübde und die Treue bricht, und daß ein anderer mannigfach von der Lehrfassung der Symbole abweicht und doch grade mit deshalb in seinem Gelübde und in der rechten Treue beharrt. Jedenfalls wird das Kirchenregiment aus der Treue gegen die evangelische Kirche fallen, wenn es im Gegensatz zu den Symbolen selbst diese zur Norm macht, wonach die Lehren erkannt und beurtheilt werden, wenn es nicht das Wort Gottes in heiliger Schrift als einigen Richter, Regel und Richtschnur, als den einigen Probiertestein festhält.

Es handelt sich aber hierbei nicht etwa allein um die Diener des Wortes, wenn wir uns besinnen, daß wir auf dem Boden der evangelischen Kirche uns befinden. Wohl ist es nöthig, daß der im Amt Stehende die Kenntnisse und Tüchtigkeiten, welche dasselbe erfordert, besitzt. Aber der Glaube, welcher heiligt und beseligt, ist für den Geistlichen und für jedes Gemeindeglied durchaus derselbe. Soll der Geistliche nicht mehr berechtigt sein, diese oder jene immerhin aus der Bibel geschöpfte Lehre vorzutragen, so ist auch kein Gemeindeglied berechtigt, dieselbe zu glauben. Werden die Geistlichen an die strikten Lehren der Symbole gefesselt, so legt man mittelbar dasselbe knechtische Joch den Gemeinen auf und es wäre von diesem Standpunkt aus eine vollständig berechtigte Forderung, wie sie ja längst gestellt ist und wird, Niemand zum Abendmahl zuzulassen, der den symbolischen Lehren nicht völlig zustimmt.

Machen wir uns praktisch noch weiter klar, was darin liegt. Du bist auf's Tieffste in Deinem Gemüth von dem Gott ergriffen, der in der Natur so wunderbar walidet, daß Dir vor der Summe und Tiefe seiner Gedanken Dein Denken ausgeht, Du erkennst sein weises Regieren in Deinem ganzen Leben, seine Gnade in allen Deinen Schickungen und Führungen, Du staunst in stiller Anbetung die Zeugnisse seiner Gerechtigkeit, Heiligkeit und Liebe an, welche die ganze Geschichte der Menschheit und namentlich die Israels und der Christenheit durchziehen. Du hörst so fort und fort den Ruf: „Wandle vor mir und sei fromm“ und sprichst: „Herr Gott Du bleibst meine Zuflucht für und für.“ Du sagst so aus innerster Ueberzeugung: Ich glaube an Gott meinen Vater, Schöpfer Himmels und der Erden. O wähne nur nicht, so tönt es Dir jezt mittelbar aus den Maaßnahmen unsers Kirchenregiments entgegen, daß dieser Dein Glaube Dir etwas hilft. Man nimmt Dich auf seine besondere Wage und Du

Unglücklicher wirst zu leicht befunden. Du kannst es Dir ja nicht aneignen, daß drei Personen, jede in und für sich existirend, jede so hoch und groß wie die andere, jede für sich allmächtig, allwissend, allgenugsam, von Ewigkeit zu Ewigkeit sind. Ohne Zweifel wirst Du ewig verloren gehen, weil Dir der rechte Glaube gebricht. — Das Wort, das Leben, die ganze Persönlichkeit Christi hat Dich wie mit unwiderstehlicher Himmels Gewalt ergriffen. Du sprichst in Deinem Innern: Herr, Du hast Worte des ewigen Lebens, Du bist mir der von Gott gesendete Heiland! Du bist mit aller Kraft gläubiger Liebe in seine Nachfolge gezogen und freust Dich, so den gewissen Führer auf dem Wege des Lebens zu besitzen. O hoffe nicht, so muß man Dir zurufen, daß Du damit selig werdest. Man sagt Dir, daß Du mit Deinen Bedenken über die wunderbare Geburt des Erlösers von einer Jungfrau unzweifelhaft auf ewig vom Paradiese ausgeschlossen bleibst. — Die erbarmende Liebe Jesu, wie sie in tröstendem Wort sich ausdrückt, durch seine Thränen als Leben in die Seelen dringt, in seinem Bluten und Sterben sich uns opfert, ist Dir die Liebe Gottes geworden. Du fühlst von ihr die Versöhnung und Vergebung in Dein Herz eindringen, fühlst Dich mit Gottesfrieden erfüllt und der Gottesfriede weckt in Dir den kindlichen Gehorsam dankbarer Gegenliebe. Verblendeter, so muß das Kirchenregiment nach der von ihm nun eingenommenen Stellung Dir zurufen, wie kannst Du hoffen, in den Himmel zu bringen, da Du ja nicht glaubst, daß erst ein grimmer Gotteszorn durch das Blut Christi getilgt werden mußte, ehe von Versöhnung die Rede sein konnte? — Ja Du kannst mit Paulus sprechen: Gott in Christo, die Fülle der Gottheit in ihm wohnend; denn in diesen heiligen Menschensohn ergießt sich stets das innerste Wesen der Gottheit, die heilige Liebe, und so hast Du ihn ergriffen als Deinen einigen Trost für's Leben und Sterben. Lernst Du den rechten Sinn der vorgesetzten geistlichen Behörde aus ihren Maaßnahmen gegen Sydom verstehen, um die Ruhe Deiner Seele ist es geschehen. Dein Trost löst sich Dir nothwendig in vollste Trostlosigkeit auf, wenn Du erst im Licht unsres Kirchenregimentes die Sache anschaust. Siehe in Christo war auf Erden die zweite Person der Gottheit, allmächtig, allwissend, selbst genugsam wie der Vater selbst. Mag Dir immerhin die Menschheit Jesu dadurch geleugnet, mag Dir sein ganzes Leben mit seinen Seufzern und Beten dadurch in Lüge umgewandelt erscheinen, es hilft Alles nichts, nur jene Formeln drücken den rechten Glauben aus und wie das Athanasianum sagt, wenn Du das nicht fest und treulich glaubest, so kannst Du nicht selig werden.

Lassen wir uns das Entsetzliche, was in solcher Stellung liegt, noch von einer anderen Seite klar vor die Seele treten! Wäre die Stellung, welche das Kön. Consistorium gegen Sydom mit seinen Anklagen eingenommen hat, die richtige, die schwersten Anklagen würden nicht etwa allein auf den Protestantenverein, auf viel tausend evangelische Christen fallen, sondern auf niemand anders als auf den Heiland selbst und auf seine Apostel. Gewiß, was Paulus von sich selbst aus sagt, *) gilt eben so von seinen Mitaposteln, gilt vor Allem von dem Erlöser. Weder der Herr, noch seine treuen Jünger könnten den Seelen verschweigen, was ihnen zur Seligkeit unbedingt nothwendig war. Erinnern wir uns nur mit kurzer Andeutung der gegen Sydom erhobenen Anklagen und wenden sie fragend auf den Herrn und die Apostel an. **) Wo hat Jesus über seine wunderbare Geburt durch eine Jungfrau irgend etwas dem Volk oder den Jüngern gepredigt? Wo haben wir Zeugniß und Beweis, daß irgend einer der Apostel diese Verkündigung oder Lehre als Heilslehre den Seelen dargereicht hätte? ***) Wo haben die Apostel, wo hat der Heiland selbst es geleugnet, daß seine natürliche Auszeichnung nicht in einer ihn von allen Menschen unterscheidenden Begabung durch Gott bestehe, daß er überhaupt nicht Alles vom Vater empfangen habe? Wann hätte der Heiland, wann die Apostel es sich angelegen sein lassen, die kirchliche Behrweise von dem „dreieinigen Gott“, also von drei geschiedenen Personen, als „von Gott dem Vater, Gott dem Sohn und Gott dem heiligen Geist“ zu predigen? Wo hätte der Herr, wo seine Apostel es als seelenverderbliche Ketzerei bezeichnet, seine Unschuldlichkeit als ein Werk seines thätigen Gehorsams anzusehen? Wem sollte es wohl gelingen, aus Christi und der Apostel Lehre die Behauptung als schlimmen Irrthum nachzuweisen, daß das biblische Wort Jesu Christi uns erst wahrhaft theuer und werth sein kann, wenn es sich als göttliche Wahrheit am eigenen Herzen in äußerer und innerer Erfahrung bezeugt und bewährt? Wir fragen endlich, hat nicht Paulus selbst auf's Entschiedenste zwischen seiner Meinung und den Geboten des Heilandes unterschieden und jene nur als den Rath eines wohl-

*) „Ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht verkündigt hätte alle den Rath Gottes.“ (Den ganzen Rathschluß Gottes) Act. 20, 27).

**) Vergleiche die Anklageschrift des Kön. Consistoriums der Provinz Brandenburg vom 23. Mai in Nr. 23 der Protest. Kirchenzeitung dieses Jahres.

***) Daß weder das erste noch das dritte Evangelium in ihrer gegenwärtigen Gestalt Werke eines Apostels sind, steht jetzt doch wohl bei Theologen jeder Richtung unwidersprechlich fest.

meinenden Menschen gegeben? Sollten die andern Apostel weniger demüthig gewesen sein? Und haben sie unstreitig auch eigene Ansichten, die nicht mit dem Wort des Erlösers sich deckten, in ihren Schriften ausgesprochen, würden sie jemals geleugnet haben, daß dieselben mit ihrem Bildungsgange, also unter Umständen auch mit dem jüdisch-griechischen Denksystem zusammenhängen? Genug, sollten der Herr selbst, sollten die Apostel den Forderungen des Kön. Consistorii, der Heilslehre im Sinne der hohen Behörde entsprechen, wie hätten sie grade das Nothwendigste und Wesentlichste entweder aus Unwissenheit oder Gewissenlosigkeit den Seelen verschwiegen! Ja man täusche sich nicht, die gegen Sydnor erhobenen Vorwürfe treffen in vollem Maaße zugleich die Apostel und den Erlöser. Wir können in diesem begonnenen Kampf in der That nichts Anderes als ein Streiten wider Gott selbst erkennen. Nicht die Einfälle und Launen eines unruhigen Kopfes sind es, welche den Inhalt des Sydnor'schen Vortrages bilden, sondern die Resultate einer unter Gottes Regierung im Dienst der Wahrheit und des Evangelii in vieljähriger Arbeit herangereiften Entwicklung der evangelischen Theologie, der evangelischen Kirche. Nun denn, wir können es auf's Tiefste bedauern, daß ein evangelisches Kirchenregiment im Kampfe auf jener Seite seine Stellung einnimmt; es kann uns dies aber in keiner Weise irren. Soll es so sein, getroßt nur weiter, ohne zu klagen und zu beklagen, was geschehen ist, was ferner geschieht. Wir wissen, daß heut und alle Zeit die Hand dessen regiert, welche das Thun des Kaiphas und Pilatus, das auf Golgatha sein Ziel erreichte, der Menschheit zum Frieden und Heil wendete. Wir versichern es gern, daß jene Pfeile, vom kirchenregimentlichen Bogen entsendet, vielfach getroffen haben, wir werden Gott preisen, wenn sie auch fernerhin viel tausend evangelische Herzen treffen!

Griesel, 25. Juli 1872.

D. Thomas.

Kirchenpolitische Rundschau.

Von Pfarrer A. Schroeder in Freirachdorf.

Kein Augenblick vielleicht ist für eine kirchenpolitische Rundschau ungünstiger als der gegenwärtige. Ueberall trifft der Blick des Beobachters auf unfertige Zustände, die erst allmählig zu deutlicherer Gestaltung sich herausarbeiten, und in täglichem Kampfe muß das werdende Neue errungen und gestützt werden. Da ist es schwer, in dem ununterbrochenen Flusse der Bewegung und in dem wirren Durcheinander streitender Richtungen einen Ruhepunkt zu finden, von dem aus das Auge ungestört durch neue Wendungen in dem Gange der Entwicklung das bereits Gewordene oder doch in sicheren Vorzeichen sich Ankündigende zu einem objectiven Gesamtbild zusammensetzen könnte. Wenn wir nichtsdestoweniger auch dieses Jahr die Rundschau unternehmen nicht zur Belehrung Anderer, sondern zur Selbstorientirung unserer eignen kirchlichen Richtung über ihre Stellung in dem sich bewegenden kirchlichen Ganzen, so richten wir unsere Blicke zuerst auf die katholische Kirche, und dies nicht nur aus Anhänglichkeit an eine alte Sitte der kirchlichen Geschichtschreibung, es ist dies gerade für unsern Zweck in der Sache begründet. Denn die intensive Spannung, mit welcher gegenwärtig das allgemeine Interesse aus der protestantischen Welt der Entwicklung der katholisch-kirchlichen Angelegenheit zuwendet, ist ja nur Ausdruck und Folge des mehr oder minder deutlichen Bewußtseins, daß unsere eigene Kirche an dem Ausgange des in der katholischen Kirche selbst, wie des zwischen ihr und der Staatsgewalt entbrannten Kampfes unmittelbar theilhaftig ist.

Die Kirche Roms ist heute mehr als je „ecclesia militans“, streitende Kirche, und sie selbst rühmt sich dessen. Freilich, wenn man sie selbst und ihre Organe hört, so ist es die Kirche, welche verfolgt wird von der Welt, und welche in den aufgenöthigten Kampf eingetreten ist, um der Menschheit ihre heiligsten Güter zu retten und zu erhalten. So klagen die Bischöfe in ihrer Immediateingabe an den Kaiser vom 7. September v. Js., anläßlich der wegen des Braunsberger Conflictes getroffenen Ver-

fügungen über „unverhohlenen Gewissenszwang“ legen wir feierlich „Protest ein gegen alle und jede Eingriffe in das innere Glaubens- und Rechtsgebiet ihrer heiligen Kirche;“ so redet die „*Civiltà cattolica*“, das officiöse Organ der Curie, von dem in Berlin unter nichtigem Vorwand unternommenen „Krieg gegen den Katholicismus“ und die ganze ultramontane Presse bis in das kleinste Winkelblättchen jammert es nach; so erhebt der Mann im Vatican selbst in seiner allerneuesten Rede an die Mitglieder des Deutschen Lesevereins in Rom seine anklagende Stimme gegen das Deutsche Reich und seine durch die Erfolge auf andern Gebieten verblendeten Minister.

In Wirklichkeit kann Niemand in Zweifel darüber sein, daß es die dem jesuitischen Ultramontanismus vollständig verfallene katholische Kirche ist, welche nach Bismarcks geflügeltem Wort „*mobile gemacht*“ hat. Denn die Forderungen, welche sie stellte, und die darauf ausgehen, „der absoluten Macht des Clerus das Scepter auch im Staate zu gewinnen“, sind in der That einer Kriegserklärung gleich zu achten nicht nur gegen den modernen Staat, sondern auch gegen die durch protestantischen Geist großgezogene Cultur und Bildung der heutigen Menschheit, die zur entschiedensten Gegenwehr zwingt. Und es sind diese Forderungen nicht etwa vorübergehende Ausschreitungen, dem Gehirn eines Einzelnen oder einiger exaltirten Priester entsprungen, deren Zurücknahme etwa von einem den Forderungen der Zeit „verständnißvoller“ gegenüberstehenden Papste zu erwarten wäre, sondern es sind die in ein System gebrachten theokratischen Machtansprüche der katholischen Hierarchie, von dem Papstthum seit lange geltend gemacht, im Syllabus theoretisch zusammengestellt, in dem Lehrsatze von der Unfehlbarkeit neuerdings auch dogmatisch sanctionirt und begründet. Schon die bloße Aufstellung solcher Grundsätze, welche den Staat herunterdrücken zu einer nur secundären Bedeutung und die Oberherrlichkeit der römischen Kirche über alle Gebiete des Lebens in Anspruch nehmen, die Verkündigung derselben als kirchliche Lehre, ist eine Gefahr für den Staat, und heißt ihm den Kampf ankündigen auf Tod und Leben. Wir aber haben dabei nicht nur einmal die Gelegenheit, als Mitlebende es zu sehen, wie ein solches Prinzip sich in seine letzten Consequenzen auslebt, sondern die Sache geht uns selbst unmittelbar an. Denn ein Sieg des Ultramontanismus über den Staat würde diesen zugleich zum Executor der römischen Verdammungsurtheile gegen den Protestantismus machen, und diesem, wenn auch nicht den Untergang, doch bittere Zeiten der Verfolgung bringen. Daher das Interesse, mit dem

wir der Entwicklung des ausgebrochenen Kampfes folgen, die Spannung, mit der wir ausschauen nach den Zeichen, die einen glücklichen Ausgang desselben hoffen lassen.

Was die katholische Kirche erstrebt, ist klar: Unterwerfung des Staates unter ihre Macht, und mit Hilfe des unterworfenen Staates Zurückführung der Geister und Gewissen unter ihre Botmäßigkeit. Es war die Niederwerfung des mit dem Ultramontanismus verbündeten Frankreich, die Gründung des Deutschen Reiches unter den protestantischen Hohenzollern, was die seit lange klug angelegten Pläne zu durchkreuzen schien. Aufgegeben aber wurden sie nicht. Was nicht gegen Deutschland ins Werk gesetzt werden konnte, in rasch veränderter Taktik versuchte man es mit Deutschland zu erreichen, und das neue Reich dem eigenen Interesse dienstbar zu machen. Der Ultramontanismus geberdete sich als Reichsfreund und nannte sich Verfassungspartei. Eine stattliche „katholische“ Fraction im Reichstage war das Ergebnis einer eifrigen und nicht eben mit lauterem Mitteln betriebenen Wahlagitation, und das erste Lebenszeichen dieser Fraction war der freilich gescheiterte Versuch, bei Gelegenheit der Abreßdebatte die Reichsgewalt für eine Intervention zu Gunsten des Papstes gegen Italien zu engagiren. Wir erinnern an diese Dinge älteren Datums, denn von daher datirt eine Wendung in der Politik der ultramontanen Partei. Die Zurückweisung jenes Versuches ließ zunächst die ultramontane Presse die Maske abwerfen. Die Civiltà, zugleich gereizt durch die Aufhebung der katholischen Abtheilung im Cultusministerium, beginnt zu reden von dem Kriege, den der Pietismus Wilhelm I. gegen den katholischen Klerus und den h. Stuhl begonnen habe, und das Leiborgan Ketteler's droht den Staaten Europas „einen Krieg auf Leben und Tod gegen die neu geschaffene Ordnung der Dinge“, wenn sie „die Beraubung der Kirche, d. h. den italienischen Staat anerkennen wollen.“ In dieser Richtung, die ganz darauf berechnet ist, unter der Masse der urtheilslosen katholischen Bevölkerung Aufregung und Erbitterung gegen die Staatsgewalt zu säen, ist die katholische Presse weiter gegangen bis auf den heutigen Tag. Man thut genau dasselbe, was das Septemberheft der Civiltà Bismarck vorwirft, man spielt den Angegriffenen, nachdem man „den Krieg vorbereitet und unvermeidlich gemacht hat“. Das ist denn auch die Taktik der Curie und ihrer „Diener“, der Bischöfe, daß sie nirgends direct aggressiv gegen die Ordnungen des Staates auftreten, oder wo sie sich mit denselben in Widerspruch setzen, wie bei den Excommunicationen und Interdicten, dies auf einem Gebiete thun, welches als

ein rein innerkirchliches, der Cognition und Jurisdiction des Staates ganz entzogenes darzustellen, jesuitischer Logik nicht schwer wird. Daneben bestürmt man die Staatsregierungen mit Bitten und Forderungen, deren Gewährung man als ein selbstverständliches Recht der Kirche darstellt, indem man wohl weiß, daß jenem passiven Widerstand sowohl als diesen Ansprüchen gegenüber der Staat sich zu Schritten genöthigt sehen muß, die dann wieder als Angriffe gegen die Kirche ausgebeutet werden können, und die den Widerstrebenden in den Augen ihrer Getreuen die Krone des Märtyrerthums eintragen.

Diese fortgesetzte gleißnerische Abläugnung jeder staatsgefährlichen Tendenz und diese angenommene Miene der gekränkten Unschuld mag ihre Wirkung thun bei Denen, welche gewohnt sind, die Stimme ihres Clerus als Gottes Stimme zu verehren, die Regierungen und alle dem Ultramontanismus noch nicht Verfallenen werden sich nicht mehr dadurch täuschen lassen. Um so weniger, als an einzelnen Punkten auch in officiellen Schritten der kirchlichen Würdenträger deutlich zu Tage tritt, daß Rom die Zeit gekommen glaubt, um mit dem modernen Staat und dem modernen Geiste überhaupt den entscheidenden Kampf aufzunehmen. Denn die offene Renitenz bairischer Bischöfe gegen den Anspruch der Staatsgewalt auf die Ausübung des noch zu Recht bestehenden Placet, die Verkündigung der Beschlüsse des vaticanischen Concils mit Umgehung, ja mit direktem Protest gegen dasselbe ist doch eine deutliche Erklärung, daß man es zum Aeußersten kommen zu lassen entschlossen ist, und der freche Versuch des Bischofs von Augsburg, durch eine Beschwerde bei dem bairischen Landtag die Regierung zum Vollstrecken geistlicher Censuren gegen den Pfarrer Kenftle von Mering zu pressen oder aber zu stürzen, muß doch wohl auch dem Vertrauenseligsten die Augen öffnen. Auch die zahlreichen Excommunicationen, scheinbar allerdings bloß gegen die innerkirchliche Opposition gerichtet und von rein kirchlichem Character, enthalten doch durch die nach katholisch-kirchlichen Grundsätzen damit verbundenen Folgen für die bürgerliche Stellung der davon Betroffenen einen Eingriff in Rechte, zu deren Schutz der Staat verpflichtet ist und somit eine indirekte Herausforderung desselben. Und wenn der Bischof von Ermland auf die in überaus langmüthiger Weise wiederholt an ihn gerichtete Aufforderung, sein Verfahren in Einklang zu bringen mit dem Staatsrecht, welches eine Verhängung der Excommunicatio major ohne Staatsgenehmigung nicht zulasse, sich einfach auf das göttliche Recht beruft, und mit dieser Berufung den Landesgesetzen factisch die Anerkennungweigert, so ist auch hier

der Zwiespalt durch die Hierarchie auf den Punkt getrieben, wo der Staat nicht länger unthätig verharren kann. Das Interdict ferner über die zum katholischen Militärgottesdienst benutzte, durch das Kriegsministerium aber auch den Altkatholiken eingeräumte Pantaleonskirche in Köln, welches zu verhängen der katholische Feldprobst Namśzanowski sich angemacht hat, ist uns ein weiteres Symptom von dem Feldzugsplan, mit welchem an einzelnen Punkten der Kampf eingeleitet werden soll durch scheinbar rein kirchliche Maßregeln, die zugleich zur Recognoscirung dienen, aber auch, wenn man auf Widerstand trifft, den Staat dem katholischen Volk als den Friedensbrecher erscheinen lassen sollen. Deutlicher aber noch redet neben dem Protest des Erzbischofs Ledochowski gegen die Ernennung eines Altkatholiken zum Schulrath der Provinz Posen, welchen derselbe bei dem Minister eingereicht hat, die schon erwähnte päpstliche Allocution, welche offen und unverhüllt zum Widerstand gegen die über die Kirche verhängte Verfolgung auffordert und überaus deutlich auch die Adresse bezeichnet, gegen welche dieser Widerstand gerichtet sei, das Deutsche Reich und seine „wahnsinnigen“ Minister. Wenn Se. Heiligkeit selbst in prophetischem Schauen die Danielische Weissagung von dem Zusammenbrechen des Colossees mit thönernen Füßen an dem Deutschen Reich und dem modernen Staat überhaupt sich erfüllen sieht, so kann man es der Genfer Correspondenz nicht übel nehmen, wenn sie, die letzten Triebe der Jesuitenpartei enthüllend, den deutschen Reichskanzler an das Schicksal Bombals erinnert und ihm ein „zweites Canossa“ in Aussicht stellt, dann, wenn etwa Barzin eine Jesuitenschule sein werde. Zugleich ist es eine nicht mißverständliche römische Antwort auf Bismarcks deutsche Rede in der Reichstagsitzung vom 14. Mai, wenn Pius IX. aus eigenen Mitteln dem Bezwingen Heinrichs IV., dem siebenten Gregor in Canossa ein Denkmal errichten will.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der Catholicismus dem modernen Staat und der heutigen Menschheit nur die Alternative läßt, entweder sich den Ausprüchen derselben vollständig zu unterwerfen und damit alles preiszugeben, was im Laufe einer langen mühevollen, an Opfern und Kämpfen reichen Entwicklung errungen worden ist, oder aber den angebotenen Kampf auf Leben und Tod aufzunehmen und mit rücksichtsloser Energie durchzuführen.

Es ist keine müßige Frage, was wohl die katholische Kirche und die leitenden Jesuitenkreise in Rom veranlaßt hat und was ihnen den Muth gibt, gerade in dem gegenwärtigen Augenblick diesen Entscheidungskampf

zu provociren. Denn in vieler Beziehung könnte dieselbe flüchtige Betrachtung so ungeeignet wie möglich erscheinen. Das Deutsche Reich steht stark und geeinigt da. Das allgemein in ihm empfundene Bedürfnis nach Frieden, innerem und äußerem, muß um so entschiedener zur Abwehr jedes neuen Versuchs, diesen Frieden zu stören, auffordern. Die katholischen Staaten, auf welche einst die Curie sich stützen konnte, haben ihre Hand von derselben abgezogen, und fühlen eben so lebhaft, wie wir, das Bedürfnis, ihr Leben und ihre nationale Entwicklung sicher zu stellen gegen alle Eingriffe und Annahmen der Hierarchie. Victor Emanuel ist unter dem Jubel des Volkes eingezogen in das ewige Rom, und das Parlament des geeinigten Italiens tagt unter den Augen des seines weltlichen „Erbes“ beraubten Papstes. Oesterreich, wenn auch nicht ohne Schwankungen, befreit sich mehr und mehr von den früher dort so mächtigen ultramontanen Einflüssen und vor zwingenden politischen Nothwendigkeiten müssen auch dort persönliche Neigungen in hohen und höchsten Kreisen zurücktreten. Und Frankreich, das allein noch als Bundesgenosse Roms gelten kann, ist zu jeder Action unfähig, und kann nur Worte, nicht mehr aber den Wunderthäter von Mentana zur Verfügung stellen. Nie ist das Papstthum, äußerlich betrachtet, so isolirt gewesen, als gerade jetzt. Um so mehr giebt die Siegesgewißheit, welche in allen Organen des Ultramontanismus sich ausspricht, zu denken, und das Nachdenken darüber hat auch den praktischen Zweck, sich die Macht und die Hülfsmittel klar zu machen, welche der Katholicismus wirklich noch besitzt, und auf die er seine Siegeshoffnung stützt.

Es ist gewiß in dem ultramontanen Kriegsrath die Erwägung von Einfluß gewesen, daß, wenn man das Deutsche Reich ruhig sich consolidiren lasse, es je länger, desto schwieriger werden müsse, die kirchliche Suprematie Roms zur Geltung zu bringen, und dieselbe Thatfache, die uns ein freudiges Gefühl der Sicherheit gibt, hat dort nur zur Beschleunigung des Angriffs gedrängt. Auch darf nicht übersehen werden, daß dem Zerrbild des Christenthums, wie es in dem jesuitisch-katholischen System vor uns steht, doch immer noch ein religiöses Element innewohnt, und daß auch der Fanatismus noch ein Glaube ist, dem gerade aus der Erinnerung an die ersten glorreichen Zeiten des jeder äußeren Stütze entbehrenden Christenthums, die Hoffnung auf den Sieg seiner Sache aufgehen konnte. Aber päpstlicher und jesuitischer Fanatismus hat doch nie bisher mit den Verhältnissen zu rechnen verlernt, und auch heute ist sein Vorgehen durchaus nicht bloß Resultat blinden Eifers, der ohne Be-

sinnung sich in einen von vorne herein aussichtslosen Kampf gestürzt hätte.

Wie soll man sich auch wundern, wenn der Curie und ihren Rathgebern, nach den Erfahrungen, die sie mit dem Episcopat gemacht hat, vor allem mit den deutschen Gliedern desselben, auch das Schwerste nicht mehr unmöglich dünkt, wenn sie, die jämmerlichste Charakterlosigkeit als Warnung des in ihren Aussprüchen verkörperten heiligen Geistes verstehend, darin nur ein Vorzeichen von der baldigen Befehrung der ganzen verirrten Welt zu sehen vermag. Hat doch nun auch der letzte Amerikanische Bischof, Henrik in St. Louis und der Decan der theologischen Fakultät in Paris, Maret, Bischof von Sura, sich den vaticanischen Beschlüssen unterworfen, so daß unter den kirchlichen Würdenträgern nur noch Stroßmayer als der einzige Protestirende aufrecht geblieben ist! Und diesem auf den Wink der Jesuiten marschirenden Episcopat steht ein zahlreiches, gut geschultes und wohl Disciplinirtes Heer von niederen Clerikern zur Verfügung, welche eigene Ueberzeugung und eigenen Willen nicht kennend, zum großen Theil selbst fanatisirt in der unbedingten Hingabe an den Jesuitismus hier nur das gnädige Lächeln ihrer Oberen, dort ihren eigenen Ruhm, und ihre Ehre suchen. In dieser, man darf wohl sagen erschreckenden Demoralisation des katholischen Clerus, treten die bitteren Früchte jener seit lange von den Regierungen geübten Begünstigung jesuitischer Seminarerziehung zu Tage, und man darf sich nicht wundern, wenn die Zahl derjenigen Pfarrer, welche sich den Muth eigener Ueberzeugung bewahrt haben, so verschwindend klein ist, daß in ganzen Kirchenprovinzen auch nicht Einer sich findet, welcher es gewagt hätte, seinen vor dem Concil gerühmten Widerspruch gegen die Unfehlbarkeit auch nachher noch festzuhalten. Man kann deutlich die Fortschritte erkennen, welche der Jesuitismus in der Disciplinirung des Clerus, seiner „Armeeorganisation“ innerhalb eines Menschenalters gemacht hat, wenn man sich erinnert, welchen verhältnißmäßig großen Anklang seiner Zeit die vom Staate mit Mißtrauen betrachtete und theilweise verfolgte deutsch-katholische Bewegung gerade unter katholischen Geistlichen fand, und damit vergleicht die geringe Theilnahme, welche die vom Staate geschützte altkatholische Bewegung unsrer Tage unter dem Clerus und in den von ihm fast durchgängig abhängigen Landgemeinden zu erwecken vermocht hat.

Dazu kommt ein Netz von Vereinen, welches Clerus und Gemeinden umspinnt und welche, von einheitlichem Mittelpunkt aus geleitet, in der jesuitisch-clericalen Bearbeitung des Volkes Erstaunliches leisten. Diese eben sind

um so wirksamer, je mehr sie, wie die seit dem letzten Sommer zahlreich hervorgetretenen „katholischen Volksvereine“ es verstehen, ihre eigentliche Tendenz in kluger Mischung mit gemeinnützigen Bestrebungen zu verbinden. Da lockt man mit geselligen Zusammenkünften und unentgeltlichen Lobtenmessen, und bietet neben landwirthschaftlicher und industrieller Belehrung „gute“ Volksliteratur aus. Zugleich aber hat man darin ein treffliches, nie versagendes Mittel zur Wahlagitation wie zur Fabrication von Adressen und Petitionen, und was weniger in die Öffentlichkeit tritt, aber von großer Bedeutung ist, zur Ueberwachung und Terrorisirung von Pfarrern und Lehrern, welche sich auf die rechte Höhe der Begeisterung für die jesuitische Propaganda noch nicht zu erheben vermocht haben.

Erwägt man dies alles, so muß man es begreiflich finden, wenn der größere Theil des katholischen Volkes ganz in den Banden des Ultramontanismus ist. Man versäumt auch keine Gelegenheit, der Welt zu zeigen, wie er es ist. So war es gewissermaßen eine Generalmusterung, was am 16. Juni vorigen Jahres in den katholischen Gegenden sich abspielte, jene mit allem nur erdenklichem Pomp und Glanz in Scene gesetzte Jubiläumsfeier Pius IX., die zugleich dazu dienen mußte, die patriotische Feier des 18. Juni ganz in den Schatten zu stellen. Und man konnte in Rom zufrieden sein mit dem Resultat. Denn wenn auch über geringe Theilnahme der Bevölkerung größerer Städte, namentlich Baierns, berichtet wurde, die katholische Landbevölkerung gab sich zum allergrößten Theil willig und mit fast nie gesehener Begeisterung der Sache hin und war mit ganzer Seele dabei. Man muß in der That Gelegenheit haben, dieses Volk bei solchen Anlässen selbst zu sehen, um die Stimmen zu verstehen, welche in der ultramontanen Presse hier und da mit einer Massenerhebung drohen, und welche lebhaft an das nach einer Mittheilung der Köln. Ztg. schon 1842 von Görres gesprochene Wort von den „Glaubensheeren der Bauern“ erinnern. Es lagert in diesen Schichten die dumpfe Gewitterluft eines planmäßig großgezogenen, gefährlichen Fanatismus. Sein Wetterleuchten haben wir hier am Rhein schon 1866 und auch am Anfang des französischen Krieges. Es bedarf nur des zündenden Funkens, um ihn zur Explosion zu bringen, und wer weiß, was jetzt schon geschehen würde, wenn die noch immer nicht aufgegebene Hoffnung auf die Unterstützung einer fremden Macht im Augenblick nicht so ganz ohne Aussicht auf Verwirklichung wäre. Jedenfalls aber darf man diesen Zustand und die Stimmung des niedern katholischen Volkes nicht außer Acht lassen, sowohl um

sich ein richtiges Bild zu machen von der Macht, über welche die Hierarchie wirklich noch verfügt, als auch um mit Einsicht und Besonnenheit die rechten Mittel der Abwehr zu erkennen und zu wählen.

Was nun diese Abwehr betrifft und zwar von Seiten der zunächst durch die Ansprüche und das Auftreten des Papstthums angegriffenen Staaten, so ist hier zwar alles noch in den Anfängen, aber die Haltung der Staatsregierungen beginnt doch allmählig klare Gesichtspunkte und feste Principien zu gewinnen.

Wenn dies auch weniger von Oesterreich gilt, wo man abwechselnd mit entscheidenerem Anlaufen immer wieder mit schwächlichen Vermittlungsgedanken sich trägt, so können wir es um so mehr sagen von Deutschland, dem, wie so oft, in entschiedenerer Weise die Schweiz, wenigstens in einzelnen Cantonen vorangegangen ist. Während hier z. B. die Regierung des Cantons Aargau einen Pfarrer, der das neue Dogma ohne ihre Genehmigung verkündet hatte, seines Amtes entsetzte, und zugleich eine principielle Regelung der kirchlichen Angelegenheiten bei dem großen Rath des Cantons beantragte, was dann zur gesetzlichen Durchführung der Trennung der Kirche vom Staat geführt hat, waren es anfänglich nur zögernde und vorsichtige Schritte, welche die Deutschen Regierungen zu thun wagten. Zwar zeigten die Angriffe der Kreuzzeitung gegen den Ultramontanismus einen bedeutsamen Umschwung auch in den Kreisen, in welchen man früher von einer Solidarität mit der katholischen Sache zu reden liebte, zwar legte der Reichskanzler Zeugniss davon ab, daß ihm die reichsfeindliche Tendenz der ultramontanen Partei nicht verborgen sei, zwar sah Herr v. Mühlerr sich genöthigt, den Religionslehrer Wollmann zu Braunsberg in seinem Amte zu erhalten, freilich mit dem Fehler, durch Festhalten an dem obligatorischen Besuch des Religionsunterrichtes den Bischöfen Gelegenheit zur Klage über Gewissensbedrückung zu geben; zwar erfolgte fast gleichzeitig mit dem Rücktritt des Grafen Bray in München die Aufhebung der katholischen Abtheilung im preussischen Cultusministerium, und der dem Pfarrer Kaminsky zu Rattowitz früher auf Antrieb des Fürstbischofs von Breslau von der Regierung verbotene Gebrauch einer älteren Kirche wurde demselben wieder freigegeben, zwar erklärte Herr v. Buz auf die Hirtenbriefe der bairischen Bischöfe, daß die Regierung das Placet aufrechterhalten und die Altkatholiken gegen bürgerliche und rechtliche Folgen der Excommunication in Schutz nehmen werde, — aber das alles waren doch nur vereinzelte Maßregeln, wie sie gerade das Bedürfniss des Tages brachte, und es wurde daraus

nicht klar, ob die Regierungen die principielle Bedeutung des beginnenden Kampfes erkannt hatten und ob hinter diesen einzelnen Verfügungen und Erklärungen der ernste Wille stand, die Würde des Staates und die Freiheit seiner Bürger ein für allemal und mit durchgreifender Energie gegen die Anmaßungen und Eingriffe Roms sicher zu stellen. Deshalb durfte die Einbringung des Strafgesetzes wider den Mißbrauch der Kanzel bei dem Deutschen Reichstag als eine Wendung zum Besseren begrüßt werden, nicht sowohl deshalb, weil damit den ultramontanen Reichsfeinden eine große Niederlage beigebracht worden wäre, oder als ob dieses Gesetz dieselben in ihrem Vorgehen auch nur erheblich hindern könnte, — sondern weil damit zum erstenmal die Frage des Widerstandes gegen Rom vor das Forum des Reichs gebracht und damit von den Einzelstaaten anerkannt wurde, daß nur gemeinsames, auf einheitlichen Gesichtspunkten und Principien beruhendes Vorgehen des Erfolgs sicher sein werde. Lag darin eine Anerkennung der Macht und Bedeutung des Gegners, was ja auch von den Rednern der Centrumsfraction reichlich ausgebeutet wurde, der gegenüber dieses kleine Schutzmittel fast lächerlich erscheinen konnte, so gaben die Verhandlungen über dieses Gesetz doch zum erstenmal den höchsten Organen des Reiches Gelegenheit und Veranlassung, die brennendste Frage der Gegenwart zu studiren und nach den geeigneten Mitteln zu ihrer Lösung sich umzusehen. Jedenfalls wurde dadurch festgestellt, daß die Reichsregierung für die entschiedensten Schritte auf die Zustimmung einer geschlossenen und großen Majorität der Reichsvertretung rechnen könne. Daß man aber wirklich in den höchsten Spitzen der Reichsgewalt die Nöthigung fühlte zu energischerem Vorgehen, das bewies nicht nur die feste und würdige Antwort des Kaisers auf die Immediateingabe des preußischen Episcopats und die entschiedene Zurückweisung ihrer unberechtigten Klagen, sondern auch das Verfahren des Reichskanzlers in Elsaß und Lothringen, wo er durch das Verbot der Uebernahme von Schulen durch die Jesuiten, noch mehr durch Aufhebung der confessionellen Trennung der Lehrer-Seminarien deutlich genug auf den Punkt hinwies, von dem aus dem Ultramontanismus am erfolgreichsten begegnet werden kann. So war es denn auch die Rücksicht auf die Schule, welche zu weiteren Schritten drängte, und an welche sich auch der Umschwung in dem preußischen Cultusministerium anknüpfte. Es war eine bittere Ironie des Schicksals, daß Herr v. Mühlher genöthigt war, das Schulaufsichtsgesetz, welches dem Staate das Recht der Ernennung der Schulinspectoren und damit die Möglichkeit, die Schulaufsicht kirchlichen Händen zu entziehen, geben sollte,

einzubringen, und daß er nun doch trotz dieses Opfers gezwungen wurde, im Interesse der Durchbringung dieses Gesetzes seine Entlassung zu nehmen, nicht von dem Landtag, der ihn so lange vergeblich bekämpft hatte, sondern von Denen, welchen er so lange in Treue gedient. Daß aber sein Rücktritt und der Amtsantritt Dr. Falks nicht bloß einen Personenwechsel, sondern ein entschlosseneres Herantreten an die kirchlichen Fragen, insbesondere an den Conflict zwischen dem Staat und der katholischen Kirche bedeute, wurde zunächst klar bei der Debatte über den Etat des Cultusministeriums, bei welcher Bismarck nach wuchtiger Zurückweisung der Angriffe der Centrumsfraction es als Aufgabe des neuen Cultusministers bezeichnete, im Wege der Gesetzgebung die Collision zwischen dem Staatsgesetze und dem kirchlichen Recht zu lösen und den kirchlichen Behörden die Ausübung staatlicher Competenzen zu entziehen. Ein erster Schritt auf diesem Wege war dann eben das Schulaufsichtsgesetz, welches trotz lebhafter Gegenwehr der Clerikalen und einiger unverbesserlicher protestantischer Hochkirchler, trotz der massenhaft dagegen eingegangenen Petitionen von der Majorität des Hauses angenommen wurde. Der Widerstand, den das Herrenhaus demselben entgegensetzen zu wollen schien, schrumpfte vor dem ausgesprochenen festen Willen der Regierung, aber auch wohl vor den mitgetheilten Thatsachen über die Schädigung der Schule durch den Confessionalismus zu einer Opposition von 76 Stimmen gegen 125 zusammen. Die weiteren Schritte der Verwaltung des neuen Ministers bekundeten einerseits neben der durch die Schwierigkeit der Lage gebotenen Vorsicht und Besonnenheit die feste Absicht, die durch die Staatsgesetzgebung dargebotenen Handhaben möglichst auszunutzen, wie die Purificirung der Local- und Kreis-Schulaufsichts-Behörden auf den am meisten gefährdeten Punkten, die Ausweisung fremder Jesuiten mit ihrer Erziehungsanstalt aus Schrimm, die nun in Krakau sich häuslich niederlassen wollen, beweist; andererseits aber auch das Bestreben, unparteiisch Gerechtigkeit zu üben nach allen Seiten. So hat er das Unrecht seines Vorgängers wieder gut gemacht und in Berücksichtigung des „berechtigten Einflusses der Eltern auf die religiöse Erziehung ihrer Kinder“ die Dispensation vom Religionsunterricht gestattet, und damit den Katholiken jeden Anlaß zur Klage über Gewissensbedrückung genommen, auf der andern Seite aber auch, — eine für die altkatholische Gemeindebildung nicht unwichtige Verfügung — die staatliche Beitreibung katholischer Kirchensteuern von Altkatholiken für unzulässig erklärt. Die weitere Action aber der preussischen Regierung auf dem Wege der Geltendmachung bejahender

Staatsgesetze scheint sich aus dem schon erwähnten Conflict mit dem Bischof von Ermland entwickelt zu haben. Man hat die Geduld der Regierung vielfach getadelt, die einem renitenten Bischof gegenüber wieder und wieder gewissermaßen um Gehorsam bitte und dadurch den Uebermuth der Gegner nur noch nähre, allein es ist für die Stellung der Regierung dem katholischen Volke gegenüber von größtem Werth für sie, sagen zu können, daß sie alle Mittel der Güte vergeblich versucht hat, und wenn die neuesten Nachrichten richtig sind, so wird dieses vorsichtige Vorgehen der zu erwartenden und der Regierung allein noch übrig bleibenden Maßregel nichts von ihrer Schärfe und Entschiedenheit nehmen. Denn an der Genehmigung des Kaisers zu der von dem Staatsministerium beantragten Amts- und Temporalien Sperre soll nicht zu zweifeln sein. Rascher als seine Kollegen hat dagegen die Nemesis in Gestalt des Kriegsministeriums den Bischof von Agathopolis ereilt, dem das von ihm verhängte Interdict die Suspension von seinen Functionen als Feldpropst und eine Disciplinaruntersuchung eintrug, an welche sich die Suspension mehrerer Militärpfarrer angeschlossen hat, die sich des Gehorsams gegen ihren suspendirten Oberen nicht entbunden halten wollten.

Während so die preussische Regierung innerhalb ihrer gesetzlichen Competenz langsam, aber stetig vorschreitet, ist auch die Reichsgesetzgebung nicht müßig gewesen. Nachdem dem Reichskanzler, welcher durch Ernennung des Cardinals Hohenlohe zum Botschafter in Rom mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche auf einen Fuß zu kommen gedachte, der zu friedlichen Verhandlungen die Möglichkeit gewähre, oder doch wenigstens den Beweis liefern wollte, daß man kein Mittel der Güte unverzogen gelassen habe, glücklicherweise durch die größere Consequenz des römischen Stuhls ein verhängnißvoller Fehler erspart worden war, ließ man sich bei Gelegenheit der zweitägigen, sehr erregten Debatte über die Jeuitenpetitionen von dem Reichstag den Antrag entgegenbringen auf Erlass eines Gesetzes, welches die staatsgefährliche Thätigkeit der religiösen Orden, namentlich der Gesellschaft Jesu, unter Strafe stelle. Die rasche Antwort der Reichsregierung war das nun bereits sanctionirte und von dem Bundesrath mit Ausführungs-Verordnungen versehene Gesetz über das Verbot des Jesuiten-Ordens. Damit ist erfüllt, was der vorigjährige Prostantentag von dem Reiche gefordert hatte, ob mit Recht, darüber sind die Stimmen heute noch getheilte als damals. Zwar die Staatsgefährlichkeit des Jesuiten-Ordens bestreitet Niemand als dieser und seine Helfershelfer selbst. Eben so allgemein ist man darüber einverstanden, daß

der Staat das Recht und die Pflicht habe, sich gegen dessen verderbliche Thätigkeit zu schützen. Aber in der Frage, wie dies geschehen könne und solle, gehen die Meinungen auseinander. Meiner persönlichen Auffassung erscheint eine Schließung der jesuitischen Ordenshäuser und Anstalten, ein Verbot der Uebernahme und Leitung von Schulen durch Mitglieder des Ordens vollständig gerechtfertigt, nicht so die Ausweisung oder Internirung einzelner Mitglieder des Ordens, bloß deßhalb, weil sie Jesuiten sind. Aber wer auch ganz auf Seiten des Gesetzes steht, wie dies im Süden Deutschlands wohl der vormaltende Standpunkt ist, wird doch zugeben müssen, daß dasselbe die geheime Thätigkeit der Jesuiten nicht verhindern kann, namentlich in unsern Tagen nicht, wo jeder frisch geweihte Caplan mit Stolz sagt: auch ich bin Jesuit, und daß sein Werth mehr in dem moralischen Verdict liegt, welches die gesetzgebende Gewalt eines großen und im innersten Kern tief religiösen Volkes zur Wahrung ihrer eigenen Würde und Selbstständigkeit über den Orden gesprochen hat, der seit lange der böse Geist der katholischen wie protestantischen Welt gewesen ist. Eben darum aber auch muß mit aller Entschiedenheit davor gewarnt werden, daß man nicht glaube, mit Erlass dieses Gesetzes eine große und folgenreiche That gethan zu haben, und daß die gesetzgeberische Arbeit nicht erlahme.

Darum war sowohl der allgemein auf Trennung des Staates von der Kirche gerichtete Antrag von Schulze-Dehlig, der leider keine Majorität erhielt, so wie die Bölk'sche Resolution, welche die Einbringung eines Gesetzes über obligatorische Civilehe und Civilstandsbuchführung verlangte und mit dem Jesuitengesetz angenommen wurde, vollständig berechtigt, und es muß fort und fort laut und beharrlich daran gemahnt werden, daß die Reichsgesetzgebung sowohl als die der einzelnen Staaten nach dieser Seitenercursion gegen die Jesuiten überall auf den von Bismarck bezeichneten und mit dem Schulaufsichtsgesetz von Preußen betretenen Weg zurückkehre, durch die Gesetzgebung die Befugnisse des Staates klar und fest hinstelle, sie aus jeder Verwicklung mit den Functionen und Rechten kirchlicher Organe löse, und dann positiv durch ein dem Bedürfniß der Zeit entsprechendes Unterrichtsgesetz den Hebel an dem Punkte ansetze, von dem aus, wenn auch nicht mit einem Schlage, doch allein auf die Dauer erfolgreich der Staat von sich aus dem Jesuitismus Roms lebendige Kräfte des Geistes entgegenführen kann. Wenn das Letztere mehr Sache der Einzelstaaten sein wird, so bleibt auch der Reichsgesetzgebung immerhin noch die umfassende Aufgabe, nicht nur auf dem Gebiet der Civilgesetzgebung die Scheidung zwischen

kirchlichen und staatlichen Organen und ihren Competenzen nach gemeinsamen Gesichtspunkten durchzuführen, sondern auch für die staatliche Behandlung der Altkatholiken, deren Stellung bis jetzt weder eine klare noch eine gleichmäßige ist, allgemeine und feste gesetzliche Normen zu schaffen. Denn der für die Verwaltung allerdings correcte Standpunkt, beide Richtungen des heutigen Katholicismus in paritätischer Weise zu behandeln, wie er von Herrn v. Luz und von dem badiſchen Miniſter Jolly correct formulirt iſt, wird für die Dauer um ſo weniger ausreichen, je mehr zwischen Alt- und Neukatholiken ſelbſt die Conſlicte, namentlich über die Mitbenutzung des Kirchenvermögens ſich vervielfältigen werden. Der Fall der Altkatholiſchen Gemeinde Simbach in Baiern, welche, weil ihr Pfarrer infallibiliftiſch iſt, nicht in ihre Kirche kommen kann, ganz nach demſelben Grundſatz, nach welchem Renſtle in Mering im Gebrauch der Kirche geſchützt wurde, beweist, daß bei einer ſolchen paritätischen Behandlung Ungerechtigkeiten gegen die Gemeinden nicht zu vermeiden ſind. Es kann hier aber nur ein kirchliches Vermögensgeſetz Hülfe bringen und zugleich die Staatsregierungen aus der Ueberfluthung mit fortwährenden Klagen und Beſchwerden retten und ſie von der Rolle eines ewigen Streitschlichters befreien, der es doch keinem zu Dank machen kann.

Ueberblickt man die Thätigkeit der Regierungen und der Geſetzgebungen innerhalb des deutſchen Reiches, ſo darf man ſich der Zuverſicht hinleben, daß die Zeit des Schönthums mit dem Ultramontanismus für immer vorbei iſt, daß die Gefahren, mit welchen derſelbe das moderne Staatsleben bedroht, erkannt worden ſind, und daß inſbeſondere das deutſche Reich ſich nicht unter die Anmaßungen Roms beugen wird. Daß aus dem entbrannten Kampf der Staat als Sieger hervorgehen werde, darauf dürfen wir um ſo mehr vertrauen, je entſchiedener er ſelbſt, nicht auf dem Wege diplomatiſcher Verhandlung mit Rom, ſondern durch Entaltung ſeiner eigenen Autonomie die feindlichen Kräfte aus ſeinem innern Leben ausſcheidet, dagegen allem geſunden Treiben zur friſchen Entwicklung verhilft.

Denn freilich, was der Staat im gegenwärtigen Augenblick thun kann durch ſeine Geſetzgebung, iſt mehr nur von negativer Wirkung. Dem römiſchen Geiſt, der in ſo weiten Kreiſen unſres Volkes noch üppig wuchert, kann er poſitiv nur entgegenwirken auf dem zwar gründlichen, aber langſamen Wege der Volksbildung. Zur Volksbildung aber gehört vor allem auch die religiöſe Bildung, welche allein das Aſterchriſtenthum Roms zu überwinden vermag. Das iſt der Grund, warum jene in dem Innern

der katholischen Kirche erwachsene Opposition, die sich mit dem Namen des *Altkatholicismus* bezeichnet, so entschieden unser Interesse in Anspruch nimmt, und warum wir der Betrachtung derselben gerade hier ihre Stelle geben. Denn in ihr suchen wir unwillkürlich und mit Recht eine religiöse Ergänzung der politischen Action des Staates zur Abwehr des ebensowohl auf seine politische Selbstständigkeit als auf unsere religiöse und geistige Freiheit gerichteten Angriffs.

Faßt man zunächst die äußeren Umrisse dieser Bewegung ins Auge, so ist von einem großartigen Wachsen derselben seit dem vorigen Jahre allerdings nicht die Rede. Zwar hat sich auch in Rom, wo Pater *H y a c i n t h* eine rührige Thätigkeit in Wort und Schrift entfaltet, ein Comité gebildet „zur Vertheidigung des katholischen Glaubens“ gegen die Neuerungen, welches auf das „Terrain der ersten acht Jahrhunderte zurückgehen“ will. Es regt sich eine Opposition in Frankreich unter Führung des Dr. *Michaud* in Paris und des *Abbé Junqua* in Bordeaux. Auch in Spanien haben 7 Geistliche einen Reformaufruf erlassen, der sogar auf das neue Testament zurück greift, allein von Erfolgen dieser Bestrebungen ist noch wenig bekannt geworden. Und sehen wir auf Deutschland, so ist der *Altkatholicismus* mit Ausnahme einiger kleineren Orte in Baiern auf das Land noch fast gar nicht gedrungen. Gegen den hier allmächtigen Klerus ist überhaupt nur sehr schwer Boden zu gewinnen, und der Geistlichen, die sich der Bewegung angeschlossen haben, sind so wenige, daß diese nicht einmal den Anforderungen der bestehenden Gemeinden genügen können. So bleiben vorzugsweise die größeren Städte als Arbeitsfeld für die *altkatholische* Propaganda, und hier sind denn auch allerdings einige bedeutsame Fortschritte zu verzeichnen, wenn diese auch weniger extensiver als vielmehr intensiver Natur sind, und mehr in der Consolidirung und Organisation der Gesinnungsgeoffen, als in der Zunahme ihrer Anzahl sich offenbaren. So haben zu den schon bestehenden neue *Action-Comités* sich gebildet in Bonn, Stuttgart, Gießen, Erlangen und in einer ganzen Reihe von Städten haben sich die einzelnen Protestirenden zu „*Localvereinen*“ zusammengeschlossen, welche eine rührige Thätigkeit entwickelt haben, um der Bewegung weitere Ausdehnung zu geben, vor allem aber Organisation und Zusammenhang in dieselbe zu bringen. Besonders ist in dieser Beziehung bemerkenswerth der am 21. September v. Js. in München eröffnete *Altkatholiken-Kongreß*, welcher die ganze Partei auf Grund eines vorher in Heidelberg von Vertrauensmännern berathenen Programmes einigen und die leitenden Gesichtspunkte für die weitere Action der-

selben feststellen sollte. Auch hierin waren die Schweizer Altkatholiken voran gegangen, welche am 18. Sept. auf einer von 300 Delegirten besuchten Versammlung in Solothurn sich zu einem „Schweizer Verein freisinniger Katholiken“ mit Localvereinen und zu Sectionen constituirte, und unter besonnener Ablehnung eines Antrags auf Austritts aus der katholischen Kirche beschlossen hatten, alle Energie auf die Bildung von Gemeinden zu richten, welche „den Muth der Ueberzeugung haben“, und den Staat aufzufordern, diesen Gemeinden „das volle Antheilsrecht an dem gesammten Kirchenvermögen zuzusprechen.“

Auf den Münchener Congreß waren die Blicke um so mehr mit Spannung und Erwarten gerichtet, als schon auf der Heidelberger Vorversammlung, namentlich von Wien und der Schweiz aus, das Verlangen nach einer über den Protest gegen die Unfehlbarkeit hinausgehenden Reform laut geworden war, während der in München ausgearbeitete Organisationsentwurf den Nachdruck legte auf die Vermeidung alles dessen, was den Verdacht erregen könnte, als würden kirchliche Neuerungen beabsichtigt.“ So mußte es denn auch auf dem Congreß selbst zu einer Auseinandersetzung zwischen den verschiedenen, in der Partei vertretenen Richtungen kommen.

Schon äußerlich betrachtet war derselbe eine imposante Rundgebung. Es waren außer den Führern der deutschen Altkatholiken auch Abgesandte aus der Schweiz, England, Frankreich, Holland und Italien gekommen, und wenn die entscheidenden Delegirten-Conferenzen die immerhin bedeutende Zahl von 250 Theilnehmern aufwiesen, so constatirten noch mehr die von Tausenden besuchten öffentlichen Versammlungen eine lebhaft und nicht allein auf München sich beschränkende Theilnahme. Noch bedeutamer wurde der Congreß dadurch, daß er erkennen ließ, über welche Fülle von Geist, Gelehrsamkeit, religiösen Ernst und practischer Thätigkeit die altkatholische Bewegung verfügt. Fragt man aber nach den practischen Resultaten, so haben dieselben vielfach und nicht ganz mit Unrecht unbefriedigt gelassen. Allerdings ist die moralische Stärkung, welche den zerstreuten Gliedern einer kämpfenden Partei aus solchen Versammlungen erwächst, nicht gering anzuschlagen, allein den Beschlüssen der Delegirten fehlte vielfach die frische Farbe der Entschließung, und wohl Mancher der Gekommenen hat unerfüllte Wünsche und Erwartungen wieder mit nach Hause nehmen müssen. Denn eigentlich dogmatische Fragen kamen gar nicht zur Besprechung, und von den in dem 3. Satze des Programms angedeuteten kirchlichen Reformen veranlaßte auch nur die verfassungsmäßig ge-

regelte Theilnahme des Volks an den kirchlichen Angelegenheiten, wobei unbeschadet der kirchlichen Einheit in der Lehre, die nationalen Anschauungen und Bedürfnisse Berücksichtigung finden könnten, eine eingehendere Discussion. Dagegen war von entscheidender Wichtigkeit, daß am zweiten Tage trotz des Widerstandes von Döllinger die auf selbstständige Gemeindebildung gerichteten Anträge Schulte's gegen eine verschwindende Minorität angenommen wurden. Mit der Annahme dieses Antrags ist der Altkatholicismus unwillkürlich auf den Weg wirklicher Reformen gedrängt und aus der kirchlichen Organisation auf Grund der „verfassungsmäßig geregelten Theilnahme des Volkes an den kirchlichen Angelegenheiten“ wird früher oder später eine Reform auch der dogmatischen Principien des Katholicismus hervorgehen müssen. Hängen dieselben doch auf das engste zusammen mit dem hierarchischen Verfassungsprincip der katholischen Kirche. Dies aber ist durch das im dritten Satz des Programms aufgestellte Princip für die Gemeindebildung durchbrochen, wie seltsam damit auch der im zweiten Satz anerkannte Primat des römischen Bischofs contrastiren mag, und es wird mehr und mehr den Führern der Bewegung klar werden, daß sie entweder auf jede religiöse und kirchliche Reform, auf eine Erneuerung ihrer Kirche aus dem Geiste des wahren Christenthums verzichten, oder aber von der Opposition gegen ein einzelnes Dogma fortschreiten müssen zur vollen und ganzen Losfagung von dem römischen Kirchenbegriff, von dem jenes nur die äußerste Consequenz ist. Ist es ja doch von altkatholischer Seite mehr als einmal ausgesprochen worden, daß es das Gewissen sei, welches die Protestirenden treibe. Wird dies Gewissen, einmal zum Bewußtsein seiner Selbstständigkeit gekommen, sich wieder beugen können und dürfen vor den Aussprüchen älterer Concilien, denen die Erfordernisse, die man altkatholischer Seits von einem Concil verlangt, eben so fehlen wie ein Protest des christlichen Gewissens, das allein in Gott gebunden sein will, wider die an Gottes Stelle sich setzende menschliche Autorität, so möge sich das darin erproben, daß dieses religiöse Gewissen auch sich befreit von allen den anderen falschen menschlichen Autoritäten, die dem päpstlichen Anspruch auf Unfehlbarkeit zum Fußgestell dienen, und daß es eben dadurch der Bewegung einen wahren reformatorischen Character verleiht. Geschieht das nicht, so wird, wie sehr wir auch die nationale Bedeutung der Partei schätzen mögen, dieselbe doch nicht im Stande sein, dem katholischen Volk Erlösung zu bringen aus der dumpfen, Geist und Gewissen tödtenden Last des Ultramontanismus; die Verständigung mit dem Protestantismus, der mehr und mehr in seine Principien sich versenkend, zum Bewußtsein

eines wahren Wesens wieder erwacht, wird trotz des auf beiden Seiten empfundenen, von Döllinger so ergreifend ausgesprochenen Bedürfnisses den Boden nicht finden, auf dem sie sich vollziehen könnte; die in der jetzigen altkatholischen Partei bestehende lose Verbindung verschiedenartiger Elemente wird sich über kurz oder lang lösen, es wird vielleicht, wie die jansenistische Kirche in Holland, eine altkatholische Secte übrig bleiben, ohne durchgreifenden Einfluß auf das Leben des Volkes, und die weitergehenden Geister, die eben nicht bloß aus nationalen Gesichtspunkten der Partei sich angeschlossen haben, — und deren sind Viele, — werden, wenn sie die religiöse Isolirung auf die Dauer nicht ertragen können, dem Protestantismus in die Arme fallen müssen.

Daß es aber zu weiteren Reformen kommen werde, dafür bürgt uns der practische Erfolg, welchen der entscheidende Beschluß des zweiten Münchener Tages gehabt hat, die Gründung selbstständiger Altkatholiken-Gemeinden in München, Köln, Wien, Kaiserslautern, deren noch mehr sein würden, wenn es nicht an Geistlichen so sehr mangelte, vor allem aber die Organisation der Oesterreichischen Gemeinden an der Hand eines Statuts, welches sich auf das christliche Gemeindeprincip gründet; denn die Freiheit und Selbstständigkeit der Gemeinde ist auf die Dauer nicht haltbar ohne die Anerkennung der religiösen Freiheit und Selbstständigkeit des allein in Gott gebundenen Gewissens, aus der sie stammt.

Wie sehr wir indessen auch ein rascheres und entschlosseneres Vorgehen auf diesem Wege wünschen möchten, so dürfen wir doch auch die Schwierigkeiten nicht verkennen, die zur Zeit noch einem solchen entgegenstehen. Das ist zunächst die völlige Unzugänglichkeit der großen Masse des katholischen Volkes. Hier könnte, abgesehen von der langsamen Einwirkung einer von der Kirche befreiten, geistig gehobenen Schule, für den Augenblick nur die größere Betheiligung des niederen Clerus einer Reform die Thüre öffnen. Allein wenn auch noch Manche darunter sind, welche nur mit schweigendem Unmuth ihre Ketten tragen, sie werden doch in größerer Zahl nicht eher kommen, bis das Wachsen der Bewegung ihnen eine Garantie bleibender Sicherheit gewährt. Noch mehr aber steht einer religiösen Reform der katholischen Kirche entgegen die wahrhaft erschreckende religiöse Gleichgültigkeit unter der Mehrzahl der sogenannten Gebildeten und „Liberalen“ Katholiken, die um der reinen Bequemlichkeit willen durch äußerliche Leistungen sich mit der Kirche abfinden, und denen dabei ein Glaube so viel gilt wie der andere, d. h. gar nichts. Noch mehr als bei uns fehlt dort das Material zu einer religiösen Reform, und es bedarf wohl

noch langer geduldiger missionirender Agitation, um in diesen Kreisen neues religiöses Interesse zu erwecken. Ein tieferer Grund aber liegt noch in der Zusammensetzung der altkatholischen Partei selbst in den verschiedenen darin nebeneinanderstehenden Elementen, die selbst noch kein neues, einigendes religiöses Princip gefunden haben, und die vor der Hand nur durch Vermitteln und Nachgeben, durch Compromisse zwischen innerlich widerstreitenden Standpuncten zusammengehalten werden, wobei besonders die Rücksicht auf die doch unentbehrlichen theologischen Führer eine bedeutende Rolle spielt. Eben darum ist es ein nicht hoch genug anzuschlagender Fortschritt, daß in München die Majorität von der Autorität Döllingers sich emancipirte, und daß selbst ein Reinkens und Michelis in der Gemeindefrage sich von ihm trennten, trotzdem daß Jener die principielle Bedeutung des Schulte'schen Antrags klar erkannte und aussprach und mit der ganzen Kraft seiner ehrwürdigen Persönlichkeit sich demselben entgegenstemmte. So wollen wir denn auch der weiteren Entwicklung vertrauen und mit den uns näher stehenden Altkatholiken uns dessen getrösten, daß es die Art eines Principis ist, erst nach und nach aus allen Verhüllungen, in denen es anfänglich auftritt, sich herauszuschälen, und seine Träger, nicht ob sie wollen, zu weiteren Consequenzen zu treiben, und wir gedenken dabei unseres Luther, der auch von der Autorität der Kirche sich nicht lossagen wollte, dem erst weitere Erfahrungen und „helle klare Gründe der Vernunft“ die principielle Tragweite seines ersten Schrittes und das volle und ganze Recht seines Gewissens zur Klarheit bringen mußten, allmählig ihn frei machend von einer Autorität nach der andern. Hoffen wir darum, daß der diesjährige zweite Altkatholiken-Congreß wiederum Zeugniß ablegen möge von neuem, innerem wie äußerem Fortschritt der Bewegung, und daß dieselbe immer mehr sich entfalten werde nicht blos als ein wirksames Ferment zur Befreiung unseres nationalen Lebens von ultramontanen Einflüssen, sondern auch als der geistesmächtige Anfang einer religiösen Wiebergeburt der katholischen Kirche auf dem Grunde und in der Kraft des Evangeliums.

Fassen wir nun, um zu der Betrachtung unserer eigenen kirchlichen Lage den Uebergang zu machen noch kurz, und im Allgemeinen die Rückwirkung ins Auge, welche die bisher geschilderten Verhältnisse auf die protestantische Kirche ausüben müssen, so darf wohl neben der Rechtfertigung, welche die Reformation des 16. Jahrhunderts heute durch die Existenz einer ihr mindestens verwandten Bewegung innerhalb des Katholicismus erfährt, und die selbst ein Döllinger, eigene überwundene Auf-

assungen freimüthig berichtend, nicht umhin gekonnt hat anzuerkennen, auch auf die Kräftigung und Ermuthigung hingewiesen werden, welche der noch immer gegen Rom auf der Warte stehende Protestantismus aus dem Auftreten eines auf derselben Linie kämpfenden Bundesgenossen schöpfen darf. Auf der andern Seite aber dürfte das Gericht, welches die Geschichte dem Papstthum unmittelbar nach dessen höchster Selbstüberhebung beizulegen zu wollen scheint, auch eine ernste Lehre enthalten für die Partei unserer Kirche, welche von hierarchischen Autoritätsgelüsten getrieben, seit langer Zeit römische Grundsätze auf den Boden derselben zu verpflanzen und dem protestantischen Gewissen wenigstens ein blasses Abbild von dem Aufzudrängen versucht hat, wogegen jetzt auch das Gewissen der Bessern unter den Katholiken sich empört. Diese ideale Rückwirkung jedoch nur kurz andeutend, wollen wir besonders den Punkt hervorheben, wo in mehr greifbarer Weise die Folgen der Vorgänge in der katholischen Kirche auch der protestantischen fühlbar werden müssen. Das ist nämlich das Verhältniß in welchem die evangelische Kirche bis jetzt noch zum Staate und den legislativen und administrativen Organen seiner Gewalt steht. Denn durch das Vorgehen des Ultramontanismus sieht der Staat sich in die unausweichliche Nothwendigkeit versetzt, nicht sowohl die Trennung zwischen Staat und Kirche in abstracter Weise auszusprechen und der Kirche einfach zu sagen: thue was du willst, ich kümmere mich nicht mehr um dich, — als vielmehr in concreter Weise durch die Specialgesetzgebung die Grenzen festzustellen, wo das Gebiet des Staates, als der zusammenfassenden Organisation des gesamten Volkslebens von dem der Selbstbestimmung der religiösen Gemeinschaften unterworfenen Gebiet sich scheidet, und sowohl die in den Händen kirchlicher Organe befindlichen staatlichen und bürgerlichen Functionen an sich zurückzunehmen als die von ihm bisher geübten rein kirchlichen und religiösen Competenzen in die „rechten Hände“ zurückzugeben, wobei zugleich durch die Gesetzgebung die Bedingungen festgestellt werden müssen, unter welchen eine religiöse Gemeinschaft auf die Ausübung solcher innerkirchlichen Autonomie Anspruch machen kann. Diese Auseinandersetzung aber wird auch die evangelische Kirche mit umfassen müssen, und wird dieselbe eben damit auch auf eine ganz andere Basis für die Lösung ihrer eigenthümlichen Aufgaben stellen, als sie dieselbe bisher gehabt hat. Je rascher wir allem Anschein nach diesem entscheidenden Wendepunkte entgegen treiben, den bisher alle Anstrengungen unsererseits nicht herbeizuführen vermochten, und dessen endliches Eintreten wir nur dem Vorgehen des Katholicismus verdanken, so daß der Staat um seiner Selbsterhaltung willen jetzt selbst zur

Ausführung bringen muß, was bis vor Kurzem noch als ein Eingriff in seine Rechte und als Schädigung seiner Interessen hartnäckig zurückgewiesen wurde, je mehr auf dem Hintergrunde der wirklich politischen Verhältnisse die Worte des Königs in der Thronrede vom 27. Nov., daß „der Staat der evangelischen Kirche noch immer die Ausführung des Art. 15 der Verfassungsurkunde verbunden mit den dazu nöthigen Einrichtungen schuldet“, als der Ausdruck des ernstesten Entschlusses erscheinen müssen, diese Schuld in kürzester Frist abzutragen und durch besondere Gesetze ebenso „der Staatsgewalt ihre volle Selbstständigkeit in Bezug auf die Handhabung des Rechtes und der bürgerlichen Ordnung zu wahren“ als auch „neben der berechtigten Selbstständigkeit der Kirchen- und Religionsgesellschaften die Glaubens- und Gewissensfreiheit der Einzelnen zu schützen“, — umso mehr sind wir genöthigt, die Lage unserer Kirche mit vollem Ernste ins Auge zu fassen, und uns zu fragen wie sie den damit ihr zufallenden Aufgaben gegenübersteht, was von den bisherigen Zuständen mit hinübergenommen werden kann in die neue Periode ihrer Entwicklung, wo insbesondere unsere Vereinsarbeit einzusetzen hat, und welche neuen Gesichtspunkte sich etwa für sie ergeben, damit sie fortfahren kann, auch ihrerseits in gedeihlicher Weise beizutragen zu dem innern und äußeren Aufbau unseres kirchlichen Lebens.

In erster Linie wird die zu erwartende Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche ihren Einfluß ausüben auf die Gestaltung der äußeren Verfassung der Kirche selbst. Denn es erscheint als unmittelbare Consequenz ihrer Entlassung aus der legislativen und administrativen Leitung staatlicher Behörden, daß sie sich die Organe schaffe, in welchen ihre Selbstständigkeit zum Ausdruck kommt, und durch die sie ihre Selbstbestimmung ausübt. Hierin ist es begründet, wenn wir unser Augenmerk zuerst auf die Verfassungsverhältnisse der deutschen protestantischen Kirche richten und über das, was in dieser Beziehung bis jetzt gebaut worden ist, was davon als brauchbar betrachtet werden kann oder in längerer Wirksamkeit als probehaltig sich erwiesen hat, einen Ueberblick zu gewinnen suchen, damit neben der Theorie zugleich auch die Erfahrung unsere Lehrmeisterin werde für den bevorstehenden Neu- und Weiterbau.

Wenn wir dabei, wie es sich gebührt, zuerst auf die Thätigkeit der preussischen Kirchenbehörden sehen, so können wir wenigstens soweit der Arm des Oberkirchenrathes reicht, nur eine absolute Unproductivität constatiren. Die kirchliche Organisation oder vielmehr Desorganisation der

sechs östlichen Provinzen steht noch genau auf demselben Punkte, wie voriges Jahr. Zwar darf vermuthet werden, daß auf Grund des Ergebnisses der Provinzialsynode von 1869 eine Synodalordnung vorbereitet worden ist, welche nach glücklicher Durchbringung der Kurheffischen Verfassungsvorlage dieser hätte nachgeschoben werden können, allein die Verwerfung jener Vorlage vereitelte auch dieses. Der eigentliche Grund aber, warum man nicht vorwärts kam, lag wohl weniger in dem mangelnden Willen der Kirchenbehörde, da diese bei einiger Klugheit sich sagen mußte, daß jede Verzögerung ihr es immer schwieriger machen werde, eine Kirchenverfassung nach ihrem Herzen zur Durchführung zu bringen. Es war vielmehr der sehr prosaische Mangel an Geld für die Synoden, der das weitere Vorgehen still stellte. Diesem Mangel abzuhelfen, hatte Herr von Mühler schon 1869 durch Ersparnisse an den Besoldungen der Consistorialräthe sich in der Stille einen kleinen Fonds von 9687 Thlr. zurückgelegt, mit welcher Fondsverwechselung aber die Oberrechnungskammer nicht einverstanden war. So wendete er sich denn in dieser Noth mit einer Vorlage über Aufbringung der Synodalkosten durch eine Kirchliche Umlage auf die Gemeinden an den Landtag, ohne jedoch diesem auch nur Kenntniß zu geben von der Organisation und der Befugniß der Synoden, für welche die Gemeinden gesetzlich belastet werden sollten. Es war eine der ersten Handlungen seines Nachfolgers, diese Vorlage zurückzuziehen, wohl nicht blos in dem Bewußtsein von der rechtlichen Unzulässigkeit jener mit unglaublicher Naivetät an das Abgeordnetenhaus gerichteten Zumuthung, sondern auch in der richtigen Erkenntniß, daß auf der Grundlage der in den sechs östlichen Provinzen durch Oetroyirung eingeführten Gemeinde- und Kreisordnung nicht weiter gebaut werden könne und daß deßhalb vor der Hand die ganze Arbeit zu sistiren sei. So haben also die Consistorien noch eine Weile Frist, in unbeschränkter Weise weiter zu regieren. Die Gemeinden sind noch todt, und die ihnen durch die verbindliche Vorschlagsliste aufgedrängten Gemeindefkirchenräthe sind nur ausnahmsweise und dann nicht in Folge, sondern trotz der Gemeindeordnung wirkliche Organe ihrer Gemeinden, während die Kreissynoden ein schläfriges Dasein fristen, um ihre Zeit mit unbedeutenden Dingen todt schlagen, wenn nicht hie und da einmal der Zeugnemuth bekenntnistreuer Pastoren die Stille durch eine Bannbulle gegen den Protestantenverein unterbricht.

Auch in den neuen Provinzen hat die durch Hrn. v. Mühler begonnene Organisationsarbeit noch zu keinem Resultate geführt. Das Schicksal des Kurheffischen Verfassungsentwurfs ist bekannt. Seine Ausführung

wurde durch die Verwerfung der Vorlage über Errichtung eines Gesamtconsistoriums unmöglich gemacht, und diese wurde verworfen aus Gesichtspunkten, die theils aus der Synodalordnung selbst entnommen waren, welche die Kirche den staatlichen Kirchenbehörden gegenüber zum großen Theil in der alten Unfreiheit beließ, trotzdem daß dieselbe als definitive Ausführung des Art. 15 bezeichnet wurde, theils aus der Art ihrer Entstehung, durch eine nicht im Gesetz legitimirte Vertretung, theils endlich aus den Befürchtungen, welche man mit Recht an die Annahme der Vorlage knüpfen durfte, bezüglich der aus ihr herzuleitenden Consequenzen für die östlichen Provinzen.

In Hessen hat diese Verwerfung damals schmerzlich berührt und insbesondere war die liberale Partei dadurch sehr verstimmt. Sie hatte das Zustandekommen dieser Verfassung durch Concessionen erkaufte, und hoffte in derselben das Mittel zu bekommen, um durch die den Confessionalismus der Bilmarianer angerichteten argen Verwirrungen zu überwinden. Indessen darf man hoffen, daß auch diese Verstimmung weichen wird vor der Ueberlegung, daß in solchen weittragenden Dingen ein oder zwei Jahre Wartens in Geduld nicht in Betracht kommen, und auch eine Pflicht ist, auf einen für den Augenblick vielleicht genügenden Erfolg zu verzichten, um große und wichtige Principien intact zu erhalten, eine Pflicht, die oft um so schwerer auszuüben ist, als sie nur zu leicht selbst von befreundeter Seite den oft wenig bedachten Vorwurf des Doctrinarismus und der Principienreiterei im Gefolge hat. Daß für die Kurhessische Kirche der Beschluß des Abgeordnetenhauses vom 6. Februar v. J. kein Schaden sein wird, darf jetzt um so mehr erwartet werden, als der Gesetzentwurf wegen Bewilligung der Kosten für ein hessisches Provincialconsistorium, mit dem Hr. v. Mühler abermals vor den Landtag getreten war, von seinem Nachfolger zurückgezogen worden ist. Denn wie darin eine ministerielle Bestätigung des Rechtes der vorigjährigen Opposition liegt, so läßt diese Maßregel auch keine andere Deutung zu, als daß die Verfassungsarbeit auf richtigerer Grundlage und in besserem Verständniß des Art. 15 der preussischen Verfassung wieder aufgenommen werden soll.

Ebenso wenig kann von einem positiven Ergebnis der Initiative des Hrn. v. Mühler in Schleswig-Holstein und Nassau berichtet werden. In beiden Provinzen wurde gleichzeitig vorgegangen, merkwürdiger Weise aber nach verschiedener Methode. Während dort eine Provincialsynode berufen wurde, um „zur Herstellung einer kirchlichen Verfassung für die evangelisch-lutherische Kirche der Provinz Schleswig-Holstein mit-

wirken," wurde in Nassau zu der schon 1869 durch Königl. Verordnung eingeführte Gemeindeordnung eine Kreissynodalordnung octroyirt und auf Grund derselben gebildeten Kreissynoden ein Bezirkssynodaleutwurf der Begutachtung mitgetheilt. Es konnte dies den Eindruck machen, als ob die neuen Provinzen eben nur Versuchsfelder für die Kirchenbehörde seien, um an ihnen den besten Modus für die Einführung einer Verfassung zu studiren. In Wirklichkeit war es ein anderes Motiv, was zu dieser individuellen Behandlung veranlaßt hatte, nämlich die nicht unbegründete Furcht, daß eine nassauische Bezirkssynode trotz des beschränkenden Wahlgesetzes, welches auch in Holstein zur Anwendung kam, den gegen die kenntnißfreie nassauische Union beabsichtigten Schlag nicht sanctioniren würde. Diese Erwägung wurde dem Cultusminister von Nassau ausinirirt und erst dadurch wurde derselbe von seiner Absicht, auch hier in gleicher Weise wie in Kurhessen vorzugehen, abgebracht.

So traten denn, während in Schleswig-Holstein die Provinzialsynode trat, in Nassau die Kreissynoden zusammen. Allein wenn man gehofft hatte in diesen zusammenhangslosen kleinen Centren der Berathung werde das Ueberwiegen des pastoralen Einflusses auf die nicht ländlichen Abgeordneten der Gemeinden dem von dem Consistorium vorgelegten Entwurf eine Majorität verschaffen, so hatte man sich bitter getäuscht. Denn während auf der Rendsburger Synode die Mehrheit den Grundsätzen des Entwurfs die Billigung gab, und denselben noch verschlechterte durch den Zusatz, daß „das Bekenntniß kein Gegenstand der Gesetzgebung sei" um dadurch die Rechtsbeständigkeit der Orthodoxie auch für alle Folgezeit der freien Selbstbestimmung der Kirche gegenüber mit seiner festen Schutzmauer zu umgeben, wurde in Nassau nicht nur der famose Paragraph 2, welcher der nassauischen principiellen Union Apostolicum und Augustana zu octroyiren gedachte, von der Majorität der Kreissynoden verworfen, sondern die fast gleich große Majorität ergab sich auch für Forderungen von principieller Tragweite bezüglich der Zusammensetzung, der Wahl und der Befugniß der künftigen Synode. Diesen auf einzelnen Synoden in Form einer formellen Verwahrung zu Gunsten aller aus dem Art. 15 resultirenden Rechte geltend gemachten Forderungen, stand die „bekenntnistreue" Partei getheilten Herzens gegenüber. Theilweise selbst von freikirchlichen Wünschen bewegt, hat sie doch den Entwurf des Consistoriums auch da unterstützt, wo sie selbst die Selbstständigkeit der Kirche dem Staate gegenüber gerne zu kräftigerem Ausdruck gebracht hätte, wohl aus Dankbarkeit für, daß der Entwurf ihr die Hauptsache, das Bekenntniß, brachte, auf

dem die freie, weil „gläubige“ Gemeinde errichtet werden soll, dann aber ist sie auch wieder auf einzelnen Synoden der liberalen Partei mit mancherlei Zugeständnissen entgegengekommen, um von dem Bekenntnißparagraphen wenigstens etwas zu retten.

Welchen Eindruck der Ausfall dieser Synoden auf Consistorium und Cultusministerium gemacht hat, kann mit Sicherheit nicht gesagt werden. Es hat auch jetzt kein Interesse mehr danach zu fragen, denn Hr. von Mühler ist gegangen, ehe er auf Vorlage der Synodalbeschlüsse weiteren Bescheid geben konnte, und sein Nachfolger wird auf dem betretenen Weg weder weiter gehen können noch wollen. So liegt denn die Arbeit sowohl in Schleswig-Holstein als auch in Nassau still, um hoffentlich in nicht allzulanger Zeit mit frischer Kraft nach besserem Plane von neuem in Angriff genommen zu werden.

Gehen wir über die Grenzen der preussischen Monarchie hinaus so ist es die evangelische Kirche in Hessen-Darmstadt, welche zunächst unser Interesse in Anspruch nehmen muß. Mehr als irgend einer andern thut diesem Bruchstück unserer deutschen evangelischen Kirche, welches dem Hauptquartier der Ultramontanen in Deutschland unmittelbar gegenübersteht, eine feste Zusammenfassung und ein lebendiges Zueinandergreifen aller Glieder Noth. Und doch kann auch sie, trotz langjähriger Agitation von Seite der liberalen kirchlichen Conferenzen und der Protestantenvereine nicht dazu gelangen. Man hat auch hier und zwar in überaus lahmer Weise mit einer Gemeindeordnung angefangen, um auf dieser Grundlage zu Decanatsynoden und durch diese dann auch zu einer Landessynode, zu kommen, die nach dem zugleich mit jener Gemeindeordnung schon veröffentlichten Verfassungsentwurf in Fragen der Lehre und Liturgie in drei Specialsynoden, eine lutherische, eine reformirte und eine unirte auseinandergehen soll. Aber seit Ende 1870 ist man nicht weiter gekommen als bis zu der vor Kurzem angeordneten Wahl zu den Decanatsynoden, und diese können nicht überall gebildet werden, weil in manchen Gemeinden lutherisch-pastorale Amtsherrlichkeit die Kirchenvorstandswahlen für welche man gleich Anfangs einen gemeinsamen Termin festzusetzen versäumt hatte, noch nicht vollzogen, theilweise die Vollziehung sogar bestimmt verweigert hat. Inzwischen ist das Darmstädter Oberconsistorium reorganisirt worden, und die Persönlichkeit des Neuernannten, läßt ein frischeres kräftigeres Vorgehen in der Verfassungsfrage erwarten. Welche Mittel aber das Oberconsistorium zu ergreifen gedenkt, um die renitenten Pfarrer zur Bornahme der Wahl zu nöthigen, ist bis jetzt nicht bekannt geworden und doch bleibt hier nur ein

strenges Durchgreifen übrig und zwar um der Gemeinden willen. Denn es würde heißen, diese um der Sünden ihrer Pfarrer willen strafen, wenn man einfach über sie hinweggehen wollte. Inwiefern aber diese Decanats-synoden selbst eine Synode aus sich heraus entlassen werden, die den Bedürfnissen und Forderungen der Zeit genügt und etwas Brauchbares zu schaffen im Stande ist, muß die nächste Zukunft lehren.

Auch die Braunschweigische Landeskirche ist in die Reihe derjenigen eingetreten, welche sich dem Bedürfnis nach einer Umgestaltung der kirchlichen Verfassung nicht länger hat entziehen können. Die 1869 auf einer Vorsynode begonnenen, auf einer Landesversammlung weiter geführten Berathungen haben zu einem am 31. Mai 1871 erlassenen Gesetze geführt, welches eine Landessynode und einen Synodalausschuß anordnet, und so die dort schon 1830 und 1848 angeregten Bestrebungen zu einem vorläufigen Abschluß bringt, freilich nicht ohne daß auch hier der autonome Wille des „Oberbischofs“ den Wünschen der Landesversammlung sein absolutes Veto entgegen gesetzt hätte. Dazu ist in neuester Zeit noch Waldeck-Pyrmont gekommen, wo der regierende Fürst bei der Accession der politischen Verwaltung an Preußen die Summepiscopatsrechte sich vorbehalten hatte und wo die schon 1857 mit einer kirchlichen Gemeindeordnung begonnene Organisation jetzt durch Berufung einer Vorsynode, der ein Verfassungsentwurf vorgelegt werden soll, zu Ende geführt werden wird.

Auch in den thüringischen Landen in Weimar und Gotha sind neuerdings, dort durch eine freie Versammlung von Geistlichen und Laien, hier durch die allgemeine Predigerconferenz Schritte gethan worden, welche öffentlich die auffallenderweise auch in diesen liberal-regierten Kirchen ins Stocken gerathene Verfassungsarbeit wieder in Fluß bringen werden, während in Bremen die Versuche, die über das Dogma gespaltene Geistlichkeit auf dem neutralen Gebiet der kirchlichen Organisation zu gemeinsamer Arbeit zu einigen, an der Hartnäckigkeit einiger orthodoxen Eiferer gescheitert sind.

Ueberblickt man das auf diesem Gebiete durch die Initiative der Kirchenbehörden Geleistete oder Dargebotene, so ist eins dabei erfreulich, die Allgemeinheit nämlich, mit welcher die seit lange aus der Mitte der Kirche erhobenen Forderungen selbst in diesen Kreisen sich geltend machen, die uns mit wenigen Ausnahmen daran gewöhnt haben, nur Hemmungen einer freien und zeitgemäßen Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse von ihnen zu erwarten. Es ist immer ein Zeugniß für die Macht berechtigter Ideen, wenn die ihnen anfangs feindlich und ablehnend gegenüberstehenden Ge-

walten sie der Opposition aus der Hand nehmen, und zu ihrer Verwirklichung sich annehmen. Freilich tritt dabei fast immer auch die Erscheinung auf, daß zunächst nur eine schlechte Vermittlung zwischen dem unhaltbaren Alten und dem nothwendigen Neuen geboten wird, und daß man versucht durch halbe Zugeständnisse den Geist gründlicher Reformen einzuschläfern oder zu isoliren. Es tritt dies nirgend deutlicher hervor, als in dem größeren Theil der Verfassungsentwürfe, mit welchen die Kirchenbehörden das Verlangen nach kirchlicher Selbstständigkeit und Selbstregierung zu beschwichtigen versucht haben. Man gibt den Gemeinden das Recht, die Organe ihrer Localverwaltung selbst zu wählen, aber man schränkt die Wählbarkeit ein durch einen „sacramentalen Census“, durch die Forderung äußerer kirchlichen Leistungen, die weder ein sicheres Kennzeichen noch ein unbedingtes Erforderniß evangelischer Frömmigkeit sind und die nur eine Handhabe abgeben sollen zur Beseitigung unliebsamer Persönlichkeiten. Man gewährt den Gemeindebehörden Rechte, aber man macht ihre Ausübung selbst in kleinlichen Dingen abhängig von der Genehmigung „competenter Behörden“. Man schränkt noch dazu diese Rechte ein auf die äußere Vermögensverwaltung, während die Gemeinden in den für ihr Leben wichtigsten Angelegenheiten rechtlos bleiben sollen. Man bildet repräsentative Versammlungen und läßt in denselben die Kirche vertreten durch von den Behörden angestellte und von ihren Standesgenossen ausgewählte Pfarrer und durch Vertrauensmänner des Kirchenregiments, denen gegenüber die nach dem bekannten, die Auswahl mit jeder höheren Stufe auf einen engeren Kreis beschränkenden Filtrirsystem gewählten Vertreter der Gemeinden von vorne herein in der Minorität sind. Und um das Maas voll zu machen, gewährt man auch diesen Versammlungen in allen einigermaßen wichtigen Dingen höchstens nur ein Veto, keine wirkliche gesetzgebende Gewalt, keinen Einfluß auf die Bildung der kirchlichen Behörden, keine wirksame Controle ihrer Verwaltung. Es ist in den bis jetzt in Deutschland bestehenden Kirchenverfassungen keine einzige, welche den Grundsatz zur vollen Durchführung brächte, daß die Kirche ihre Angelegenheiten selbstständig ordnet und verwaltet und sich selbst ihre legislativen und administrativen Organe schafft, keine einzige, die in den unteren Stufen der Organisation ganz und uneingeschränkt die Voraussetzungen besäße, welche zur Durchführung jenes Grundsatzes auch in den höchsten Spitzen unerlässlich sind. Den Löwenantheil aller kirchlichen Gewalt behält der Staat, oder nach der Theorie vom Summepiscopat des Landesherrn, dieses und seine unverantwortlichen Organe, und was übrig bleibt, wird gewissenhaft

balbirt zwischen Geistlichen und Laien, so daß ein jeder Pfarrer gerade so schwer wiegt, wie seine ganze Gemeinde.

Es kann sich nicht darum handeln, das Ideal einer protestantischen Kirchen-Verfassung, wie es die Theorie entwirft, sofort zur Durchführung zu bringen und jede Organisation zu verwerfen, und ihrer Ausführung die Mitwirkung zu versagen, welche mit diesem Ideal sich nicht deckt. Die Zeit ist ernst und dazu angethan, auch die eingefleischtesten Doctrinäre weise Beschränkung auf das Nothwendige zu lehren. Aber auch wenn man dieses Nothwendige nicht bestimmen will nach dem Maßstabe der Rechte, welche sich aus dem evangelischen Begriff der Gemeinde logisch ableiten lassen, sondern nur mit Rücksicht auf das practische Bedürfniß der protestantischen Kirche in unserer Zeit, so können wir nicht sagen, daß diesem Bedürfniß mit den Verfassungsentwürfen, wie sie Kurhessen, Nassau, Holstein und Hessen-Darmstadt geboten worden sind, oder auch mit den ungleich besseren Waldeckischen oder der Braunschweiger Synodalordnung genuggethan wäre.

Zu diesem Nothwendigen aber rechnen wir hauptsächlich dreierlei. Einmal daß die Localgemeinde, die Grundlage der ganzen Organisation, mit allen den Rechten ausgestattet werde, welche überhaupt zu dem Begriff kirchlicher Gemeinschafts-Rechte gehören, einzig und allein innerhalb der Beschränkung, welche durch ihre gliedliche Einordnung in die Gesamtgemeinde geboten ist. Dazu aber gehört nicht bloß die Verwaltung des kirchlichen Vermögens sondern auch neben einer innerhalb principieller Normen sich bewegenden liturgischen Freiheit eine nur durch das Interesse der Gesamtgemeinde begrenzte möglichst freie Wahl der Geistlichen. Nur so wird die Gemeindeordnung den Zweck erreichen, auf den es vor allen Dingen ankommt, Interesse an den kirchlichen Dingen in der Localgemeinde zu erwecken, und die ganze Gemeinde in lebendige Action zu bringen, während erfahrungsmäßig die Beschränkung ihrer Thätigkeit auf die in den meisten Gemeinden höchst einfache Vermögensverwaltung die Kirchenvorstände selbst wie das Interesse der Gemeinden an denselben rasch einschlafen läßt. Von jenem liturgischen Recht aber redet nur die Waldeckische Gemeindeordnung in einer Weise, welche wenigstens die Möglichkeit gewährt, an die Stelle starrer „liturgischer Ordnung“ eine lebendige Mannigfaltigkeit treten zu lassen, während in andern davon gar nicht die Rede ist, höchstens den Kirchenvorständen eine äußerliche Beaufsichtigung des Gottesdienstes zugewiesen wird. Und was das Recht der Pfarrwahl betrifft, so enthält davon der nassauische Entwurf wie der Holsteinische gar nichts, während andere, wie der Kurhessische, das Wahlrecht so beschränken, daß der Einfluß der Gemeinde auf die Besetzung ihres wichtigsten Amtes auf ein Minimum

reducirt wird. Zum andern rechnen wir dazu die Herstellung einer wirklichen Repräsentation der Kirche, welche bis jetzt noch in keiner Verfassung gegeben, in keinem Entwurf geboten ist. Wir vermöchten uns mit der indirecten Wahl der Synodalmitglieder zu begnügen, wenn die Kreissynoden, die als Wahlkörper dienen sollen, selbst auf breiterer demokratischer Basis errichtet wären, und wenn wenigstens das passive Wahlrecht zur Synode keiner Beschränkung unterworfen wäre. Allein die bisher construirten Kreissynoden, in welchen das pastorale und theologische Element ein ungehörliches Uebergewicht hat, geben keine Garantie, daß durch sie eine wirkliche Vertretung der Gesamtgemeinde geschaffen werden müsse. Wir finden es auch vollständig gerechtfertigt, wenn die Verfassung selbst Garantie dafür gibt, daß in der Synode das kirchliche Beamt und die theologische Bildung ihre gebührende Vertretung finde, aber wir können in der Zweitheilung der Synode in halb Geistliche und halb Weltliche, abgesehen davon, daß dieselbe vergebens nach einer principiellen Rechtfertigung sucht, nur ein Mittel sehen, den Meinungs- und Willensausdruck der Kirche zu fälschen, um so mehr, da fast überall, selbst in dem sonst durch manche Bestimmungen sich auszeichnenden Waldeckischen Entwurf die Wahl der geistlichen Abgeordneten durch ihre Standesgenossen festgehalten ist. Nur die Braunschweigische Synodalordnung gibt den weltlichen Abgeordneten ein Uebergewicht von 4 Stimmen, die aber nicht der Kirche, sondern der Kirchenregierung, dem Herzoge zu Gute kommen. Drittens endlich betrachten wir als unerläßlich, daß die Synode solche Befugnisse erhalte, welche sie von dem Rang einer bloßen Begutachtungscommission zum wirklichen gesetzgebenden Organ der Kirche erhebt und ihr zugleich den nöthigen Einfluß auf die kirchlichen Verwaltungsbehörden sichert. Es ist klar, daß wir von diesem Gesichtspunkt aus an dem bis jetzt Gebotenen am meisten aussetzen haben müssen. Denn die bis jetzt bestehenden oder in Aussicht gestellten Synoden haben sämmtliche nur in Fragen der Lehre und Liturgie ein entscheidendes Veto, nirgends aber die Macht, aus eigener Initiative ohne den guten Willen der „Kirchenbehörden“ irgend eine kirchliche Bestimmung zu erlassen. Auch ist der „Synodalausschuß“, wo er wie in der Kurhessischen Kirchenverfassung nicht bloß das Recht gutachtlicher Aeußerung sondern wirkliches Stimmrecht im Consistorium haben soll, doch wegen der geringen Zahl seiner Mitglieder beständiger Majorisirung durch die Consistorien ausgesetzt. Dazu aber, den Synoden wenigstens eine Mitwirkung bei der Besetzung der Consistorialrathsstellen zuzusprechen, hat man sich noch nirgends zu erheben vermocht. Nur

der Waldeckische Entwurf garantirt der Synode ausdrücklich das Recht der Geschwerdeführung über die Verwaltung des Consistoriums, natürlich nur in dem Landesherrn, der dieses Consistorium Kraft seines Summepiscopatsrechtes ernannt hat. Wie aber kann da von einer Selbstständigkeit der Kirche, wie insbesondere in Preußen von einer Ausführung des Art. 15 die Rede sein, wenn die Kirche noch immer von Oben „regiert“ wird durch unverantwortliche Behörden, mögen dieselben nun Organe des Staates oder bloß des Landesherrn sein. Wir sind weit davon entfernt einer solchen Autonomie der Kirche das Wort zu reden, wie der katholische Klerus verlangt, welche die Kirche dem Staat als eine selbstständige, jeder Einwirkung von seiner Seite absolut unzugängliche Macht zur Seite stellte. Wir halten es für Pflicht des Staates fortwährend Kenntniß zu nehmen in jeder Lebensäußerung derselben, und indem er ihr seinen Rechtsschutz zugeben läßt, Garantien von ihr zu fordern, daß sie denselben nicht mißbrauche in einer dem Interesse des Staates feindlichen Weise. Aber diese Forderung ist himmelweit verschieden von der Theorie des landesherrlichen Summepiscopats, Kraft welcher das, was der Staat an Rechten über die Kirchen herausgibt, in die Hände der einen Persönlichkeit fallen soll, welche dieselben in einer von jeder Verantwortlichkeit befreiten Weise ausübt, und doch wieder als Staatsoberhaupt nur durch eine haltlose Fiction von dem Staate getrennt gedacht werden kann.

Es geschieht nicht bloß um des Princip- oder eines Verfassungsstabens willen, daß wir glauben, diesem Summepiscopatsrechte die entschiedenste Opposition entgegenstellen zu müssen, sondern ebenso sehr wegen der practischen Consequenzen dieser Theorie, welche als höchstes Geständniß nur eine constitutionelle Theilung der Gewalt zwischen Landesherr und Synode zuläßt, bei welcher aber diese, wenn nicht die oberbischöfliche Macht auf ein suspensives Veto beschränkt wird, immer zu kurz kommen muß. Man hat in letzterer Zeit häufig, namentlich bei der Debatte über das Kirchliche Verfassungsgesetz, die dargebotenen „Abschlags-Entwickelungen“ annehmbarer zu machen gesucht durch den Hinweis auf die „Entwickelungsfähigkeit“ der projectirten oder eingeführten Verfassungen. Aber wo liegt denn diese gepriesene Entwickelungsfähigkeit? Einzig und allein in dem guten Willen des Landesherrn und seiner Organe. Und wenn nun dieser gute Wille einmal nicht da ist, dann kann eine Synode wieder und wieder mit Anträgen gegen die feste Position eines Oberkirchenrathes anstürmen ohne Erfolg, bis endlich auch ihre Energie sich an dem hartnäckigen Widerstand bricht. Hat man doch auch schon in Baden, wo

doch über freundliches Entgegenkommen des Großherzogs gewiß nicht geklagt wird, eine ähnliche Erfahrung gemacht. Dort hat trotz des §. 116 der Kirchenverfassung, welcher die baldmöglichste Erlassung eines kirchlichen Umlagegesetzes verspricht, trotz des Antrags der Generalsynode von 1867, der Oberkirchenrath sich nicht veranlaßt gesehen, auf Erlass dieses Gesetzes zu dringen, wofür er freilich die Billigung der Generalsynode von 1871 erhalten hat. Darf auch hieraus geschlossen werden, daß dieses Zögern in besonderen Verhältnissen seine Berechtigung findet, so zeigt sich doch an einem solchen Fall, wohin jener kirchliche Constitutionalismus, vor dem einst der unvergeßliche Krause so entschieden gewarnt hat, führen kann, und wohin er da führen muß, wo man von vorne herein entschlossen ist, die Initiative der kirchlichen Vertretung in möglichst enge Grenzen einzuschließen, — nämlich zur Lahmlegung des Fortschrittes und der Weiterbildung des kirchlichen Verfassungslebens. Das aber zu verhüten, ist ebenso sehr eine practische Forderung wie sie gleich den beiden andern vorhin hervorgehobenen, ohne bedenkliche und gefährliche Abschwächung des Gemeindepincips nicht aufgegeben werden kann. Diese Forderungen fest im Auge zu behalten wird unsere Aufgabe sein, sobald und wo immer die Frage der wirklichen Organisation practisch an uns herantritt und es wird dann Zeit sein, auch unsererseits mit positiven Vorschlägen zu ihrer Ausführung hervorzutreten, schon jetzt aber in den engeren Kreisen dieselben zu erwägen, und das unmittelbar Nothwendige und Unerläßliche von dem nur Wünschenswerthen, was späterer Zeit vorbehalten werden kann, zu sondern. Eine Uebereinstimmung über das zu fordernde und zu erstrebende Minimum thut wahrlich dringend Noth, wie sehr auch der Kampf um unsere Existenz und die kirchliche Berechtigung unserer Richtung für den Augenblick noch unsere hauptsächlichste Kraft und Thätigkeit in Anspruch nehmen mag, damit wir im gegebenen Augenblick überall wo es geboten ist einmüthig nach den gleichen Grundsätzen zu handeln gerüstet sind.

Noch ein anderer Punkt aber bedarf der ernstesten Erwägung, und fordert eine Verständigung innerhalb der liberalen Partei, das ist die formelle Frage über den richtigen und zweckmäßigen Einführungsmodus der Kirchenverfassung. Der bisher von den Kirchenregierungen eingehaltene Modus ist in mehr als einer Hinsicht verfehlt. Denn einmal unterläßt er es, der kirchlichen Vertretung eine staatsgesetzliche Grundlage und Legitimation zu geben, andererseits läßt er die kirchliche Verfassung nicht, oder doch nur theilweise aus der Kirche selbst und ihrer eigenen Willensentschließung hervorgehen, und kommt ohne Detronisirungen nicht aus, die, wenn

le sich auch auf die unterste Stufe des kirchlichen Organismus, die Local-Gemeinde beschränken, doch immer die künftige Organisation der oberen Stufen präjudiciren. Denn wie der Baum, so die Früchte, und zu erwarten, daß Kreisynoden, wie die nassauischen und die hessischen eine wirklich dem Bedürfniß der Kirche genügende und ihren unverfälschten Willen entsprechende Verfassung zu Stande bringen würden, auch wenn nicht nachher noch den Consistorien gestattet würde, das Werk Jener nach ihrem Sinne zu beschneiden, ist eine thörichte Hoffnung. Eine entsprechende Lösung der Aufgabe ist vielmehr nur zu erwarten von einer größere Kreise umfassenden Vertretung, welche die durch kirchlichen Sinn und Intelligenz hervorragenden Persönlichkeiten in sich vereinigt und dann nicht nach einem beschränkenden Wahlmodus gewählt sein darf. Aber wie dazu gelangen, ohne erst durch Organisation wenigstens der Gemeinden einen geeigneten Wahlkörper gebildet zu haben? Dies ist die Erwägung, mit der man lange Zeit hartnäckig den Weg des Aufbaues der Verfassung von unten mittelst fortgesetzter in einander ergänzender Octroyirungen als den einzig richtigen und zum Ziele führenden vertheidigt hat und nach welchem in den 6 östlichen Provinzen, wie in Nassau und Hessen-Darmstadt verfahren worden ist, bis zum erstenmale wie in Braunschweig so auch in Kurhessen und Holstein dieser Weg verlassen und eine Vorsynode zur Vereinbarung der Verfassung mit dem Kirchenregiment berufen wurde. Dieser letztere Weg erscheint nun als der richtige und zweckentsprechende, vorausgesetzt, daß die Synode nach einem Wahlgesetz gebildet werde, welches sie als wirkliche Vertretung der Kirche legitimirt, und daß ihr die Befugniß ertheilt werde, selbstständig über die künftige Verfassung zu bestimmen. Freilich wäre auch hierzu die Mitwirkung des Staates nicht zu entbehren, und wie er, als der seitherige rechtliche Inhaber der Kirchengewalt, der namentlich in Preußen den Art. 15 auszuführen die Verpflichtung hat, diese Mitwirkung nicht verweigern kann, so darf die Competenz dazu ihm auch nicht bestritten werden durch den Trugschluß, als ob der Staat, nachdem der Art. 15 einmal in der Verfassung stehe, und der Oberkirchenrath existire, über die weitere Gestaltung der evangelischen Kirche gar nichts mehr zu sagen habe. Auch wird die Kirche gar nicht auf eine gesunde und gleichmäßige Grundlage ihrer Verfassungsentwicklung kommen, ohne daß der Staat von seinem Recht der Mitwirkung pflichtmäßigen Gebrauch macht. Diese Mitwirkung über würde sich auf zweierlei beschränken müssen. Einmal auf Prüfung und gesetzliche Sanctionirung der principiellen Normen, nach welchen die Kirche ihre gesetzgebende Vertretung zu bilden hätte. Dies kann um so weniger abgewiesen

werden als ein außerhalb der Competenz des Staates liegender Eingriff in kirchliche Dinge, als die Bedingungen, nach welchen überhaupt eine Vertretung als Mandatar einer Gemeinschaft angesehen werden kann, überall die gleichen und ebenso sehr rechtlicher, wie allgemeiner sittlicher Natur sind, und als der Staat nur unter dieser Voraussetzung verpflichtet erscheinen kann, der Kirche diejenigen bisher von ihm verwendeten Mittel zur Verfügung zu stellen, deren sie zur eigenen Leitung ihrer Angelegenheit bedarf. Andererseits würde der Staat der von einer solchen Vertretung ausgearbeiteten Verfassung seine oberhoheitliche Genehmigung zu geben haben, deren Ertheilung oder Versagung aber nur von rein staatlichen Gesichtspunkten abhängig gemacht werden dürfte.

Dieser Modus allein würde zu einer wirklichen und vollen Ausführung des Art. 15 führen, und die Zurückziehung der auf Kurhessen bezüglichen Vorlage, wie die vorläufige Sistirung der Verfassungsarbeit in Nassau und Holstein lassen der Hoffnung Raum, daß das zu erwartende Vorgehen des jetzigen Cultusministers auf ähnlichen Erwägungen beruhen werde. Dabei kann nur noch die Frage entstehen ob die Entscheidung für uns in Preußen in die Hand einer Generalsynode oder von Provinzialsynoden zu legen sei. Wir können die Frage nur zu Gunsten der letzteren beantworten, trotz unserer Achtung vor den früher gerade von der liberalen Partei und namentlich von H. Krause für eine constituirende Generalsynode geltend gemachten Gründe.*) Wir fürchten nicht, daß, unter der Voraussetzung gleichmäßiger Normen für die Wahl der gesetzgebenden Synoden, die von diesen festzustellenden Synodalordnungen solche principielle Verschiedenheiten zeigen würden, die den spätern Zusammenschluß zu einer Generalsynode hindern könnten, während wir von einer Generalsynode die Befürchtung hegen, daß sie den individuellen Eigenthümlichkeiten der einzelnen provinciellen Kirchenkörper zu wenig gerecht werden und daß namentlich die in einer solchen Synode unvermeidliche Berührung der Bekenntnißfrage weit mehr scheiden als einigen würde. Ablehnen aber müßten wir es, und zwar aus den schon angedeuteten Gründen, wenn der mehrfach verlangte „Aufbau von unten“ so verstanden werden sollte, als ob erst nur die Localgemeinde zu organisiren sei, und wir dann mit der „Krönung des Gebäudes“ warten sollten, bis erst die Gemeinden mit dem rechten Leben erfüllt seien.

*) Die vorgetragene Kirchenverfassungstheorie ist natürlich eine persönliche Meinungsäußerung des geehrten Herrn Verfassers. Die nächste Landtagsession wird den Berliner Freunden Gelegenheit geben, ihr Programm den neuen Verhältnissen gegenüber neu zu präcisiren.

Das wäre nur eine Vertröstung auf den Nimmerstag; denn das Leben, welches eine Kirchenverfassung überhaupt wecken kann, wird nicht kommen, wenn dieselbe nur als Rumpf ohne Kopf ins Leben tritt. Den Beweis könne man sich da suchen, wo man seit längerer Zeit mit solchen Verfassungsbruchstücken Belebungsversuche an den Gemeinden angestellt hat. Sie haben nur da einen wirklichen Erfolg in dieser Richtung gezeigt, wo man vorher auf anderem Wege, sei es durch unerträgliche Mißgriffe von oben, sei es durch kirchliche Vereinsarbeit Interesse für die kirchlichen Dinge erzeugt war, welches mit Eifer in den neuen Ordnungen, wie unvollkommen sie auch sein mochten, eine Handhabe zur Bethätigung der selben ergriff. Und das ist auch für die nächste Zukunft wohl unsere hervorragendste Aufgabe und die aller wahren Freunde unserer Kirche, überannte Hoffnungen von der belebenden Kraft neuer Verfassungsformen ablegend, jenes Interesse an den kirchlichen Dingen, das seine dauernde Quelle nur in dem religiösen Interesse hat, durch unermüdlige Arbeit zu wecken und zu stärken, damit den neuen Formen auch der Geist nicht fehle, der in ihnen sich thätig und wirksam zeigen soll.

Gerne möchten wir an dieser Stelle auch über die Reorganisation der sässisch-lothringischen Kirche berichten und als Thatsache mittheilen können, was bis jetzt nur noch bloße Hoffnung ist, daß nämlich die Reichsregierung auch hier den deutschen Kirchenregierungen mit dem guten Beispiel einer freieren und kühneren Auffassung und Behandlung der kirchlichen Verhältnisse vorangehen wolle. Allein auch dort ist bis jetzt noch kein entscheidender Schritt geschehen. Doch dürfen wir zu unserer Freude constatiren, daß die Begehungen sich nicht erfüllt haben, welche sich an die zweimalige geheimnißvolle Sendung Dr. Fabri's nach dem Elsaß Anfangs und Mitte vorigen Jahres knüpften, Befürchtungen, welche in den bekannten kirchenpolitischen Anschauungen des Genannten ihren vollberechtigten Grund hatten, und welche nicht bloß von unseren protestantischen Freunden im neuen Reichsland gehegt wurden, die trotz des lebhaften Verlangens nach einer Umgestaltung ihrer kirchlichen Verfassung doch das hohe Gut der bisher in diesem Maasse geübten Glaubens- und Lehrfreiheit nicht verlieren wollen, sondern auch von uns, die wir unsern neugewonnenen Brüdern die vollste Befriedigung ihrer berechtigten Forderungen von ganzem Herzen wünschen und die wir sie namentlich bewahrt sehen möchten vor dem Schicksal, welches seiner Zeit den Nassauern zu Theil wurde, Object falscher und verwerthlicher, Streit und Erbitterung säender kirchlicher Experimente zu werden. Die neueste Schrift Dr. Fabri's, die über seine An- und Absichten in Be-

zug auf die elsässische Kirche Licht verbreitet, liefert den Beweis, daß es nicht seine Vorschläge sind, die das Reichskanzleramt seinem weiteren Vorgehen zu Grund gelegt hat. Auch scheint es nicht, als ob eine Eingabe von 28 orthodoxen Pfarrer im Sinne des schroffsten Confessionalismus dort großen Anklang gefunden hätte. Vielmehr dürften andere Kundgebungen durchgeschlagen haben. In Folge jener Befürchtungen nämlich welchen schon in einer Adresse der Straßburger Pastoralconferenz an den Reichskanzler Ausdruck gegeben worden war, hat sich auch im Elsaß die liberale Partei in achtungsgebietender Stärke zusammengeschlossen in einem „evangelisch-protestantischen Verein auf dem Grunde des frei ins Gewissen und ins Leben aufgenommenen Evangeliums Jesu Christi.“ Dieser Verein hat nicht nur die Anregung und Aufklärung der Gemeinden über die kirchliche Frage kräftig in die Hand genommen, sondern auch in einer dem Reichskanzler eingereichten Denkschrift die Einberufung einer constituirenden Landessynode, bis dahin aber „die Aufrechterhaltung der verfassungsmäßigen Wirksamkeit der bestehenden Behörden ohne Aenderung in ihrem Personale“ befürwortet. Dem einen Theil dieses Programms ist nun durch die That entsprochen worden. Die drei noch functionirenden Mitglieder des Oberdirectoriums sind bestätigt, die zwei vacanten Stellen wiederbesetzt, und die während des Krieges von dieser Behörde ernannten Pfarrer als rite berufen anerkannt worden. Bezüglich des andern Theils aber verspricht der Reichskanzler in seiner Antwort auf die Eingabe der Pastoralconferenz, Aenderungen an der zu Recht bestehenden kirchlichen Verfassung nicht vorzunehmen ohne vorherige Befragung der berechtigten kirchlichen Organe. Hoffen wir, daß die That diesem etwas unbestimmten Ausdruck die rechte Deutung geben und daß dies bald geschehen möge!

Es erübrigt noch zum Schluß unserer Uebersicht über die organisatorische Arbeit in unserer Kirche einen kurzen Blick zu werfen auf die Thätigkeit der einzelnen Synoden, welche seit der letzten Rundschau getagt haben, soweit diese Thätigkeit die Weiterbildung bestehender Verfassungen betrifft. Wir erwähnen zunächst zwei Thatfachen, welche einen Beleg liefern für unsere oben ausgesprochene Behauptung, daß die Ausstattung der Synoden mit größeren Competenzen, als die bisher bekannt gewordenen Verfassungsentwürfe sie ihnen geben wollen, nicht bloß eine theoretisch begründete Forderung, sondern ein practisches Gebot der Nothwendigkeit sei. Die Synode in Oldenburg hatte den Antrag des Gemeindefkirchenrathes der Hauptstadt auf Vervollständigung der Kirchenverfassung zum Beschluß erhoben. Das Kirchenregiment hat es abgelehnt, diesem Beschluß

Folge zu geben. Ebenso haben wir von den beiden Generalsynoden der rheinisch-westphälischen Kirche, deren Verfassung so oft als Muster und als Maximum der zu gewährenden weitergehenden Forderungen entgegengehalten worden ist, auch im vergangenen Jahre die laute und bittere Klage vernommen, daß das Kirchenregiment gegen die seit lange wiederholten Anträge der Synoden in Betreff größerer Selbstständigkeit der Kirche und der Lösung ihrer Angelegenheiten vom Staatswesen sich so ablehnend verhalte, ja daß der Oberkirchenrath auf die deßfalligen Beschlüsse der vorigen Synode nicht einmal einen Bescheid gegeben und endlich gebrängt, erst im letzten Augenblick eine im Wesentlichen ablehnende Antwort ertheilt habe! Es muß abgewartet werden, ob die von den Synoden beschlossene Beschwerde bei dem König von besserem Erfolg sein wird. Wenn aber so constructive Synoden wie die genannten, nicht müde werden, auf größere kirchliche Autonomie zu dringen, so sollte man doch endlich einmal aufhören, uns eine „Selbstregierung der Kirche“ anzubieten in Synoden, die nichts zu beschließen haben, und denen am Ende nichts übrig bleibt, als sich mit nebensächlichen Dingen zu beschäftigen, nach denen Niemand viel fragt wie denn wirklich die Tagesordnungen jener Versammlungen von Session zu Session unbedeutender werden zu wollen scheinen. Eine derartige Stellung schädigt aber nicht nur die Würde einer solchen Corporation, es gibt auch kein geeigneteres Mittel, das etwa noch in einer Kirche vorhandene selbstthätige Leben einzuschläfern, als diese Scheinfreiheit, die nur zu reden erlaubt, nicht zu handeln. So sieht denn auch das synodale Leben in der rheinisch-westphälischen Kirche, welches Manchen aus der Ferne in so rosigem Lichte erscheint, in der Nähe sehr viel anders aus. Es ist vielfach in's Stagniren gekommen und vermag deshalb auch gelegentlich solche Gewächse zu erzeugen, wie die Nechtungsbeschlüsse der Kreis-synode Minden und der westphälischen Provincialsynode gegen den Protestantenverein und der Excommunicationskanon der vorigen westphälischen Synode gegen in gemischten Ehen lebende Protestanten, welche ihre Zustimmung zur katholischen Kindererziehung geben, dessen neuliche Anwendung in Lippsspringe zu einem öffentlichen Scandal geworden ist. Die Generalsynode der badischen Kirche, mit Recht des Erreichten froh, obgleich dem aufgeführten Verfassungsgebäude nach oben noch der rechte Schluß fehlt, hat in ihrer vorigjährigen Session sich vorzugsweise damit beschäftigt, dasselbe im innern wohnlich auszubauen. Von Bedeutung für die Weiterbildung der Verfassung ist dabei nur, daß sie den Gemeinden für die Zukunft bei den Pfarreibefetzungen die Auswahl unter

6 Bewerbern statt wie bisher unter dreien geben will, und daß sie durch Aufhebung der größeren Gemeindevertretung in Gemeinden unter 80 Stimmberechtigten den Mechanismus vereinfacht, und den Gemeindefirchencath in eine unmittelbarere Berührung mit der ganzen Gemeinde gebracht hat, was auch für größere Gemeinden in einzelnen Fragen wenigstens nachahmenswerth sein dürfte. Während sie aber so die eine und die andere unbequem beengende Wand etwas hinauszuschieben oder abzubrechen mit Erfolg versuchte, ist ihr von den Kriegsministern Preußens und Badens ein Loch in die Mauer gebrochen worden und zwar durch Einführung der preussischen Militärkirchenordnung für die badischen Reichstruppen. Damit ist in die badische Kirche wieder ein Stück Staatskirchentum hineingeschoben worden, das mit der Verfassung derselben in grellem Widerspruch steht, und die Synode hat dies nicht zu verhindern vermocht. Denn wenn es ihr auch gelungen ist, eine Modification des geschlossenen Vertrags herbeizuführen, dem gemäß die Militärgemeinden in Bezug auf Cultus und Lehre unter der Mitaufsicht des badischen Oberkirchenrathes verbleiben sollen, so hat sie es doch zulassen müssen, daß die badische Kirchenverfassung für diese Gemeinden außer Geltung gesetzt worden ist, und dieselben also inmitten einer repräsentativ organisirten Kirche rechtlos dastehen. Hoffentlich wird auch die Stunde dieses eximirten Militärkirchentums in nicht allzulanger Zeit einmal schlagen, nachdem die Möglichkeit der Aufrechterhaltung desselben für den katholischen Theil der Armee problematisch geworden ist.

Neben den genannten hat auch die vereinigte Generalsynode der augsbургischen und helveticischen Confession in den deutsch-slavischen Ländern Oesterreichs im vorigen Sommer getagt und leider mit einem betrübenden Schisma zwischen beiden Synoden begonnen, dessen Veranlassung übrigens nicht auf kirchliche und religiöse Motive, sondern auf den dünnkelvollen czechischen Fanatismus der Synode helvetischen Bekenntnisses zurückzuführen ist. Die Synode augsburger Bekenntnisses, die auf die Forderung ihrer Schwestersynode nicht eingehen konnte, hat denn allein weiter getagt, und indem wir hier diejenigen ihrer Beschlüsse übergehen, welche von einer unerfreulichen dogmatischen Engherzigkeit der Majorität ihrer Mitglieder Zeugniß ablegen, erwähnen wir nur ihrer Thätigkeit bezüglich der Revision der Verfassung, deren ursprünglicher von der 1864er Synode ausgearbeiteter Entwurf von dem Ministerium arg verstümmelt worden war. Das Bestreben der Synode war hauptsächlich darauf gerichtet, jenen Entwurf möglichst wiederherzustellen, und die damals dem Ministerium vorbehaltenen in die innere Thätigkeit des kirchlichen Organismus eingreifenden Befug-

nisse für den Oberkirchenrath zurückzufordern, dann aber auch im allgemeinen und im Anschluß an die seitdem veränderte Staatsgesetzgebung der Kirche eine freiere Stellung zum Staate zu geben. Die Synode hat ihre Forderungen in 13 Punkten formulirt, und dem Cultusminister vorgelegt auf dessen Genehmigung man rechnen zu dürfen glaubte. Möge nur die Synode nicht vergessen, daß es mit einer Stärkung des Oberkirchenrathes allein nicht gethan ist, sondern daß auch die österreichische Kirchenverfassung nach Seiten der Gemeindeseibstständigkeit hier noch manches zu wünschen übrig läßt. Vor allem aber möge sie besser als bisher darüber wachen, daß die den oberen Organen der Kirche zuwachsende größere Macht nicht zur Unterdrückung des freien geistigen Lebens im Innern der Kirche mißbraucht werde.

Es ist nicht viel Erfreuliches gewesen, was unsere Rundschau auf dem Gebiet kirchlicher Organisation uns gezeigt hat. Drängenden Forderungen der Zeit gegenüber ein thatloses Zuwarten, Unfähigkeit von großen Gesichtspunkten aus große Fragen zu erfassen, kleinliches Markten und Handeln, wo man doch etwas thun muß, in dem Bestreben von der bisher besessenen Macht möglichst viel vor dem Andrängen des Liberalismus in Sicherheit zu bringen, das ist mit verschwindenden Ausnahmen der Character des Verhaltens der Kirchenregierungen in der kirchlichen Verfassungsfrage. Aber man übersehe auch nicht die Kehrseite, die diesem Verhalten der Kirchenregierungen einen Schein von Berechtigung, jedenfalls aber eine starke Stütze gibt. Das ist die Interesse- und Thatlosigkeit in den Gemeinden. Wären nicht die Regierungen durch den Conflict mit der katholischen Hierarchie in die Nothwendigkeit gebrängt, von Staatswegen die kirchliche Frage in die Hand zu nehmen, es hätten die einzelnen Häuflein liberaler Protestanten noch lange in mühevoller Arbeit ausharren müssen, ehe durch den anschwellenden Strom des in den Gemeinden erweckten protestantischen Bewußtseins unsere staatskirchliche Hierarchie gebrochen worden, ehe uns auch nur die Aussicht auf „hellere Tage“ in solche Nähe gerückt wäre, wie sie uns jetzt erscheinen muß, auch wenn wir nicht zu denen gehören, welche sich gern sanguinischen Hoffnungen hingeben. Es ist beschämend, diese Aussicht auf Besserung unserer Lage allein dem excessiven Auftreten des Katholicismus verdanken zu müssen. Um so erfreulicher aber ist es, wenn wenigstens hier und da ein frischerer Geist die starre Rinde der Gleichgültigkeit durchbricht. Und die Anzeichen, daß die bisherige Arbeit auf dieses Ziel hin nicht erfolglos geblieben ist, mehren sich, wenn das auch nur noch vereinzelte Symptome des Erwachens sind. So war es in

Nassau nicht mehr der Protestantenverein allein der auf der Bahnsteiner Versammlung vom 14. Sept. den Kampf gegen den Consistorialentwurf einer Synodalordnung begann, und der ihn auf der Mehrzahl der Kreis-synoden zu Fall brachte, so schließen auch in Hessen-Darmstadt mehr und mehr alle Elemente sich zum gemeinsamen Widerstand gegen den Verfassungsentwurf zusammen und der vorigjährige Protestantentag und die an ihn angeschlossene Versammlung der hessischen Vereine haben den Beweis geliefert, daß eine große Anzahl hessischer Gemeinden sich den Schlaf aus den Augen gerieben haben. Als das erfreulichste dieser Symptome aber dürfen betrachtet werden die beiden Bürgerversammlungen in Berlin, vom 20. März und 13. Mai, die dafür bürgen, daß auch in der Hauptstadt des deutschen Reiches die skeptische Gleichgültigkeit gegen die kirchliche Frage einem positiven Interesse zu weichen beginnt, und auf deren letztere namentlich die bisherige sträfliche und verderbliche Interesselosigkeit der Gemeinden das Thema einer einschneidenden Selbstkritik aus Laienmunde war. So wollen wir denn vertrauen, und das unsere thun, daß Angesichts der besseren Ausichten von oben die kaum mach gewordenen Geister nicht wieder in die alte Trägheit zurücksinken. Es möchte sonst geschehen, daß der beste Theil der Freiheit und Selbstständigkeit, welche der Staat der Kirche wird gewähren müssen, an den ausführenden kirchlichen Behörden hängen bleibt, die gleich dem römischen Klerus bisher nur zu sehr die Neigung gezeigt haben, sich selbst mit der Kirche zu identificiren.

Freilich hat zu diesem frischeren Leben in den Gemeinden viel beigetragen die Vergewaltigung, welche namentlich von preussischen Kirchenbehörden an dem freien protestantischen Geist verübt worden ist. Wir kommen hiermit auf ein Gebiet kirchlicher Zeitgeschichte, das Betrachtungen der traurigsten Art hervorrufen muß. Denn so unproductiv sich jene Behörden auf dem Gebiet der kirchlichen Verfassung gezeigt haben, umsomehr Thätigkeit haben sie entwickelt, wo es sich darum handelte, in Lehre und Kultus Formen und Buchstaben eine dem Geist und Wesen des Protestantismus widerstrebende Herrschaft zu sichern. Es ist eben derselbe Geist eines hierarchischen Absolutismus, der hier die Gemeinde in willenloser Abhängigkeit erhalten, dort die Gewissen am Gängelbände reiner Lehre führen will. Denn was seit zwei Jahren geschehen ist, nur aus einer verzeihlichen Angstlichkeit, aus einem entschuldbaren Mangel an Vertrauen auf die Macht der Wahrheit, der in reiner und selbstsuchtloser Hingabe zu dienen man sich bewußt ist, herzuleiten, ist auch dem besten Willen unendlich schwer gemacht, wenn das eine Consistorium sich gegen die Unter-

stellung, als wolle es auf jede einzelne Position des Apostolicums in besonderer Weise verpflichten, officiell verwahrt, und doch die Weigerung dieser Verpflichtung mit Absetzung bestraft, und wenn das andere die „grobsinnliche“ Auffassung des Apostolicums ablehnt und den „Glaubensinhalt“ desselben ausdrücklich unterscheidet von den Zeitvorstellungen, die seinen Aussagen ihre Form und Fassung gegeben haben, und doch einen Geistlichen, der in Bezug auf die Geburt Jesu nichts anders gethan hat, als was das Consistorium auch thut, mit einer Disciplinaruntersuchung verfolgt. Man kann wenigstens nicht umhin, hier eine seltsame Begriffsverwirrung anzunehmen, die es möglich macht, „subjectives“ Nichtglauben mit „objectivem“ Bekennen in brüderlicher Eintracht zusammenwohnen zu lassen.

Wir brauchen nicht zu sagen, daß wir hier die Ketzerprocesse im Auge haben, die seit der vorigjährigen Rundschau um einige weitere sich vermehrt haben. Es ist eine unerquickliche Arbeit über dergleichen Dinge zu referiren und doch sind dieselben ein so charakteristisches Symptom unserer kirchlichen Lage, daß wir an denselben nicht vorbeigehen dürfen. Denn es spiegelt sich darin ebensosehr die bedauernswerthe Rechtlosigkeit der Gemeinden gegenüber der Willkür staatskirchlicher Behörden, als auch die unevangelische katholisirende Richtung, welche innerhalb der protestantischen Kirche sich wachsende Macht und Geltung zu verschaffen gewußt hat.

Wenden wir uns zu den einzelnen hier in Betracht kommenden Thatfachen, so haben wir zunächst, anknüpfend an das Vorwort des letzten Jahrbuchs über die Angelegenheit des Dr. Hanne und der Gemeinde Kolbergermünde zu berichten, welche vor Kurzem einen so betrübenden Abschluß erhalten hat. Derselbe Oberkirchenrath, welcher der Friedrich-Werder'schen Synode die Erklärung gab, er könne es seinerseits nicht für seine Aufgabe halten, die sich in der Kirche vollziehende Scheidung an seinem Theil gewaltsam zu beschleunigen, hatte doch die von dem pommer'schen Consistorium versagte Bestätigung der Wahl des Dr. Hanne ebenfalls verweigert. Die Bitte der Gemeinde Kolbergermünde um Angabe der Gründe für diesen ablehnenden Bescheid, da sie in dem oberkirchenräthlichen Erlaß eine Widerlegung ihres Recurses nicht zu erkennen vermöge, hatte die Oberbehörde, die heikle Aufgabe von sich abwälzend, an das Consistorium zum „geeigneten Befinden“ abgegeben. Das Consistorium hatte natürlich eine andere Begründung des oberkirchenräthlichen Bescheides, als dieses sie selbst gegeben, nicht zu finden vermocht. Die Autorität war gewahrt, die Gemeinde zur Ruhe verwiesen. Noch einmal leuchtete die Hoffnung auf eine Anerkennung des Rechtes der Gemeinde auf, als der Berliner

Unionsverein in einer Immediateingabe an den Kaiser für dieselbe eintrat, und als im Herbst durch Cabinetsbefehl die schon angeordnete Neuwahl sistirt wurde. Da kam am 12. März aus dem Bureau des Oberkirchenrathes an die „bei Besetzung der Predigtstellen zu Kolberg nicht theilgenommenen“ Unterzeichner die Mittheilung, daß, „nachdem die Befähigung des Dr. Hanne, in der Landeskirche ein Predigtamt zu bekleiden, von den gesetzlich berufenen Behörden zur Zeit nicht anerkannt worden sei, Se. Majestät aus der Immediateingabe keine Veranlassung habe entnehmen können, die im geordneten Wege getroffene Beschlußnahme aufzuheben“. Also „gesetzlich berufene Behörden“, in „geordnetem Wege getroffene Beschlußnahme“, und Intervention „nicht theilnehmender“ Personen, das sind die großen Gesichtspunkte, durch deren Geltendmachung die berufenen kirchlichen Rathgeber des Königs das sachliche Eingehen auf eine so tief in das Leben der Kirche einschneidende Frage noch einmal glücklich abgewendet haben. Die schwer betroffene Gemeinde aber hat sich das Recht der Wiederaufnahme dieser Angelegenheit gewahrt. Gegen die von dem Magistrat angeordnete auf den Prediger Zander aus Lauenburg gefallene und von dem Consistorium bestätigte Neuwahl haben 330 Gemeindeglieder ordnungsmäßig Verwahrung eingelegt. Das Consistorium freilich, welches einst auf die Reclamation von sechs Gemeindegliedern die Wahl Hanne's verwarf, hat diese Verwahrung als rechtsunkräftig zurückgewiesen. Die Gemeinde aber kann und wird diese ernste Sache nicht einschlafen lassen.

Noch unerledigt ist die von dem Consistorium zu Wiesbaden über den Verfasser dieser Rundschau verhängte Disciplinaruntersuchung. Die um Ostern v. J. bei Herrn v. Mühler gegen das Absetzungsurtheil eingelegte Appellation war unbeantwortet geblieben. Es darf angenommen werden, daß eine von der kirchlichen Gemeindevertretung zu Wiesbaden an den Kaiser gerichtete Eingabe eine vorläufige Sistirung auch dieser Angelegenheit zur Folge gehabt hat, und daß dabei die Absicht vorlag, zuerst die synodale Organisation der hessischen Kirche zu vollenden, um auf diesem Wege eine Interpretation der bestehenden Gesetzgebung bezüglich des Bekenntnisses und der Liturgie herbeizuführen. In welchem Sinn diese von der Kirchenbehörde dann durch den §. 2 des Verfassungsentwurfs versucht wurde, ist früher schon mitgetheilt worden, ebenso daß dieser Versuch resultatlos verlaufen ist. Neuerdings jedoch ist die Sache wieder aufgenommen worden und es findet in diesem Augenblick die früher schon beantragte, aber als unerheblich zurückgewiesene Beweisaufnahme statt, theils durch Vorlegung der bisher stets auch in zweiter Instanz verweiger-

ten Acten über die nassauische Union und Agende, theils durch Vernehmung von Zeugen über die thatsächlichen Momente, welche über die bisher in unserer Kirche geübte freie Praxis Aufschluß geben können.

Wie diese zunächst in der formellen Behandlung dieser Angelegenheit dem Rechte entsprechende Wendung auf die Initiative des neuen Cultusministers zurückgeführt werden muß, so ist auch in dem Reichenbacher Streit die angerufene Intervention desselben nicht ohne günstigen Erfolg geblieben. Die beiden von dem Breslauer Consistorium suspendirten Pastoren König und Lauterbach sind durch den Superintendenten unter dem festlichen Jubel der Gemeinde wieder in ihr Amt eingeführt worden. So ist wenigstens ein schweres Unrecht wieder gesühnt, mit welchem consistoriale Willkür sich an dem Recht einer Gemeinde versündigt hatte. Denn auf nichts anderes ging das Vorgehen der Behörde hinaus, als die Gemeinde in Hinsicht der Liturgie und des Gottesdienstes völlig rechtlos zu machen, und zwar sogar im Widerspruch mit der oberkirchenrätlichen Instruction für die Gemeinde-Kirchenräthe. Schon das war eine Bedrückung der Gemeinde gewesen, daß 1868 gegen ihren Willen der Simultangebrauch des Hahn'schen und des Gerhard'schen Gesangbuches angeordnet worden war. Noch mehr, was weiter geschah. Die mit diesem Simultangebrauch zugleich angeordnete Nummerabkündigung der zu singendenlieder war nämlich, weil die Andacht störend und von der Gemeinde entschieden mißbilligt, durch den Pastor König abgestellt, und dies von Januar bis Sept. v. Js. durch das Consistorium stillschweigend geduldet worden. Der zur Wiedereinführung jenes Gebrauchs gegen die im vollem Einverständniß mit dem Gemeindefkirchenrath handelnden Geistlichen von dem Consistorium angewendete Zwang war ein zweiter Eingriff in das liturgische Recht der Einzelgemeinde, welches die Gemeindeordnung vom Jahr 1850 in §. 12 ihr gewährt. Dazu kam die gegen die beiden Pastoren verhängte Suspension, weil sie von den gegen sie eingeleiteten Disciplinarmassregeln dem Gemeindefkirchenrath Mittheilung gemacht und dadurch Anlaß zu dem Beschlusse desselben gegeben hatten, fortan das Gerhard'sche Gesangbuch allein gebrauchen zu wollen, wiewohl sie formell sich auf den bewiesenen Ungehorsam derselben gegen die Anordnungen des Consistoriums gründete, eine Maßregel, welche, abgesehen von ihrer Schroffheit, nur die Tendenz haben konnte, auch die Geistlichen zu willenlosen Werkzeugen des consistorialen Bureaukratismus und Hierarchismus zu erniedrigen. Mag das kirchliche Leben zu Grunde gehen, der Geistliche in unlöslichen Widerspruch sich setzen mit seiner Gemeinde, „Gehorsam ist die erste Pflicht“, das ist die Regierungsmaxime des Consistoriums zu Breslau.

Und dabei hat dieses Consistorium noch immer sich nicht gereinigt von dem, durch den Gemeindefkirchenrath am 2. Dezember gegen dasselbe erhobenen Vorwurf, in einem officiellen Actenstücke den Gang der Verhandlungen unrichtig dargestellt zu haben, um seine strengen Maßregeln als von der Gemeinde provocirt erscheinen zu lassen, während der Gemeindefkirchenrath in Wirklichkeit erst durch die Maßregelung der Geistlichen zu seinem Beschluß, das Hahn'sche Gesangbuch außer Gebrauch zu setzen, veranlaßt wurde. Nach solchen Ueberstürzungen kann Niemand größeres Interesse an der friedlichen Beilegung des Streites haben, als das Consistorium selbst. Wir aber müssen nicht bloß um der Gemeinde Reichenbach willen, sondern aus allgemeinen Gründen wünschen, daß die Wiedereinführung der suspendirten Geistlichen zugleich eine Anerkennung der liturgischen Freiheit der Einzelgemeinde innerhalb der durch das Wesen der protestantischen Frömmigkeit gegebenen grundsätzlichen Normen bedeuten, und daß der unter dem Namen der „liturgischen Ordnung“ noch allüberall geübte Zwang einer freien und eben darum lebendigen Ausgestaltung des gottesdienstlichen Lebens in mancherlei Zungen Raum machen möge.

Die Freude indessen, welche man über solche einzelne Zeichen einer unter den Auspicien des Dr. Falk sich anbahnenden Wendung zum Besseren auch in den innern Angelegenheiten der evangelischen Kirche empfinden muß, wird gewaltig getrübt durch die Bemerkung, daß die nicht direct unter dessen Ressort stehenden Consistorien noch durchaus keine Lust bezeigen, einer freieren und protestantischeren Auffassung der schwebenden kirchlichen Fragen in ihrem Schooße Raum zu geben. Zwar dem halbverhüllten Widerspruch des Brandenburger Consistoriums gegen das Schulaufsichtsgesetz hat der Cultusminister die gebührende Würdigung angedeihen lassen, und damit wohl diesen sogenannten kirchlichen Behörden die Lust verleidet, dem Staate gegenüber die Haltung der katholischen Bischöfe nachzuahmen. Um so mehr aber scheinen dieselben die ihnen noch verstattete Zeit und ihre noch unangestastete Machtfülle benutzen zu wollen, um durch von ihnen geschaffene Thatfachen die künftige Regelung der Bekenntnißfrage zu präjudiciren, Thatfachen, die nur das eine Gute haben, daß in ihnen die katholisirende Richtung unserer protestantischen Kirchenmänner immer mehr zum Ausdruck kommt, und daß sie die endliche Krisis rascher herbeiführen müssen.

Es sind in dem verflossenen Jahre nicht weniger als 4 Mal von preußischen Consistorien eingeleitete Prozesse zu den alten hinzugekommen, und zwar Prozesse gegen Persönlichkeiten, welche zu den maßvollsten und besonnensten Vertretern der freieren Richtung innerhalb der evangelischen

Kirche und Theologie gehören. Voran ging das Consistorium der Provinz Brandenburg, indem es zunächst gegen die beiden Berliner Prediger, Dr. Lisco und Dr. Sydow, das Disciplinarverfahren einleitete. Es geschah dies auf Grund von wissenschaftlichen Vorträgen, welche Beide in dem Unionsverein gehalten hatten, Jener über das apostolische Glaubensbekenntniß, Dieser über die Geburt Jesu. In dem Vortrag Lisco's fand das Consistorium neben einer beleidigenden Verdächtigung der an dem apostolischen Glaubensbekenntniß festhaltenden Geistlichen zugleich ein „ungeziemendes“ Verhalten zu seinem Ordinationsgelübde und erteilte ihm deshalb einen „Verweis“ unter Hinweisung auf die mit jenem Gelübde übernommene rechtliche und sittliche Verpflichtung, keine andere Lehre zu predigen als die, welche gegründet ist in Gottes lauterem und klarem Wort und verzeichnet in dem Apostolischen und den anderen Symbolen unserer Kirche“. Zugleich stellte es ihm für den Fall, daß er dieser Verpflichtung nicht entsprechen werde, in Aussicht, ihn zur Niederlegung seines geistlichen Amtes auffordern zu müssen. Gegen diesen „Verweis“ hat Dr. Lisco bei dem Oberkirchenrath Beschwerde erhoben, und der Oberkirchenrath hat dieser Tage den Verweis aufrechterhalten, dagegen die von Seiten des Consistoriums gegen die Person Lisco's und auf Bruch des Ordinationsgelübdes gerichteten Vorwürfe zurückgenommen.

In der gegen den ehrwürdigen Nestor der Berliner Geistlichkeit, Dr. Sydow, der noch vorher sein 50jähriges Jubiläum gefeiert hatte, unter dem 23. Mai verhängten Untersuchung steht das Urtheil noch aus. Er soll, so erklärt die Anklage, durch seine über die Person Jesu und über das Lehrsystem des Paulus und Johannes ausgesprochenen Ansichten ein „grobes Vergehen“ gegen die ihm durch sein Ordinationsgelübde auferlegte Amtspflicht begangen haben. Seine Vertheidigung hat der Angeklagte innerhalb der ihm gewährten Frist eingereicht, und es wird sich nun zeigen, ob das Consistorium auch hier wieder einen Ausweg findet, um wie bei Dr. Lisco zugleich verurtheilen und freisprechen zu können. Jedenfalls ist es vor die Alternative gestellt, entweder die Stellung Dr. Sydow's zu Schrift und Bekenntniß thatsächlich wenigstens als berechtigt anzuerkennen, oder zugleich auch gegen die fünf andern Berliner Prediger, Hoffbach, Lisco, Müller, Richter und Thomas, welche sich mit Sydow öffentlich solidarisch erklärt haben, disciplinarisch vorzugehen.

Es hat dieses Vorgehen des Brandenburger Consistoriums begreiflicherweise viel Aufsehen erregt, nicht nur wegen der geachteten Persönlichkeit der Angegriffenen, von welchen der Eine fünfzig Jahre lang in angesehener Stellung die reiche Kraft seines Geistes dem Dienste der evangelischen

Kirche gewidmet hat, sondern auch wegen der Veranlassung, an welche diese Verfolgung sich anknüpft. Denn was das Consistorium ein „grobes Vergehen“ gegen die geistliche Amtspflicht nennt, das ist nichts anderes als das freimüthige Aussprechen eines Standpunktes, den die theologische Wissenschaft seit Schleiermacher auf immer festeren Stützen begründet hat, und der in gewissenhafter Treue bemüht ist, aus den zerfallenden Formen früherer Anschauungen die unvergängliche religiöse Kraft und Wahrheit des Evangeliums für unser Volk zu retten und zu erhalten. Es ist die gewissenhafteste und pflichtmäßige Anwendung der protestantischen Freiheit, die auch das kezergerichtende Consistorium selbst für sich in Anspruch nimmt, wenn es sich befugt hält, zwischen dem Glaubensinhalt der Bekenntnisse und dem theologischen Vorstellungskreis, aus dem sie ihre Fassung erhalten haben, zu unterscheiden.

Noch auffallender mußte von diesem Gesichtspunkte aus die von dem Consistorium der Rheinprovinz gegen den Pastor Krüger-Velthusen in Sobernheim eingeleitete Untersuchung erscheinen, der in ein von ihm herausgegebenes „Leben Jesu“ in der allervorsichtigsten und conservativsten Weise die unbestreitbarsten Resultate der biblischen Kritik eingeführt hatte. Nichtsdestoweniger hat die Wachsamkeit gläubiger Amtsbrüder in diesem Buche schwere Kezereien entdeckt. Der vorgesetzte Superintendent fordert Krüger auf, sein Amt niederzulegen. Als Krüger sich dessen weigert, versucht man durch Agitationen in der Gemeinde, durch Verdächtigung seines religiösen Standpunktes wie seines sittlichen Verhaltens dessen Stellung zu erschüttern. Vergeblich. Da wird Krüger im Februar vor das Consistorium nach Coblenz citirt, um dort über seine Stellung zu dem Ordinationsgelübde und dem kirchlichen Bekenntniß vernommen zu werden. Er kehrt zurück, in der Hoffnung, die Sache sei damit beigelegt. Allein neue Fragen, die ihm später vorgelegt wurden, haben die Vermuthung erweckt, daß die strengere Partei in dem Consistorium die Oberhand gewonnen habe und daß auch die Kirchenbehörde der Rheinprovinz auf dem Sprunge stehe, ihren bisherigen Ruhm einer milden evangelischen Praxis zu verscherzen und sich unter den Druck des Confessionalismus zu beugen. Wir wollen übrigens noch hoffen, daß das Coblenzer Consistorium die folgenschwere Entscheidung, vor der es steht, sich wohl überlegen werde. Es handelt sich darum, den berühmten Bekenntnißparagraphen, §. 2. 3 der rheinischen Kirchenordnung, zum erstenmal unseres Wissens, eine practische Interpretation zu geben. Nicht nur der Name eines Rothe, der bei der Abfassung jenes Paragraphen mitbetheiligt war,

sondern auch ausdrückliche Zeugnisse der Synode von 1850 bürgen dafür, daß jene Bestimmungen nicht die Tendenz hatten, die Gewissen in unevangelischer Weise an die Bekenntnisse zu binden. Aber man hat es sich gefallen lassen, daß die Absicht der Synode, die Vehrfreiheit zu schützen, dadurch verwischt wurde, daß die erläuternden und motivirenden Erklärungen zu jenen Paragraphen von dem Oberkirchenrath nicht in die Schlußredaction aufgenommen wurde. Die Absezung Krüger's, wie sie vielfach befürchtet wird, würde den Beweis liefern, daß auch den Bestimmungen der rheinischen Kirchenordnung der Geist verflohen, und nur das Phlegma, der todte Buchstabe, geblieben wäre.

In allen diesen Offenbarungen unprotestantischer dogmatischer Ausschließlichkeit ist denn noch in neuester Zeit eine Untersuchung gegen den Professor und Prediger Dr. Hanne in Greifswald, den Vater des von dem Stettiner Consistorium für unfähig zum Predigtamt erklärten Lic. Hanne gekommen. In der Schrift „Die Kirche im neuen Reich“ hatte Professor Hanne das Verfahren der Kirchenbehörde gegen seinen Sohn einer scharfen Kritik unterworfen. Darin fand das Consistorium eine Beleidigung der Behörde, in den außerdem von Hanne entwickelten Ansichten aber dem lutherischen Katechismus und der Augsburger Confession widerstrebende „Häresien“ bezüglich der Lehre von der Trinität, der Gottheit Christi und der Rechtfertigung. Bei der durch den General-Superintendenten Jaspis abgehaltenen Vernehmung Prof. Hanne's hat derselbe den Gebrauch einzelner Wendungen, die übrigens nicht hätten beleidigen sollen, bedauert und dieselben entschuldigend zurückgenommen. Dagegen hat er die Differenz zwischen der Lehre der Bekenntnisschriften und seiner Anschauung offen zugestanden, das Recht zu dieser letzteren aber als dem religiösen Kern der Kirchenlehre nicht widerstrebend, in Anspruch genommen und die Bezeichnung derselben als „Häresie“ zurückgewiesen, dabei aber die relative Berechtigung der orthodoxen Richtung gern anerkannt und erklärt, daß er von ganzer Seele Ruhe und Frieden wünsche und zu halten bereit sei. Die im Interesse des Friedens bis zur äußersten Grenze möglicher Zugeständnisse gehende Erklärung Hanne's hat das Consistorium dahin beschieden, daß es zwar von einem weiteren Vorgehen gegen denselben absehen wolle, dessen Standpunkt aber als einen berechtigten nicht anzuerkennen vermöge, indem es weitere Disciplinarmassregeln in Aussicht stellt, wenn Hanne dem ihm auf Grund seiner Erklärungen geschenkten Vertrauen der Behörde nicht entsprechen und Anstoß und Aergerniß in seiner Gemeinde geben sollte. Das heißt mit andern Worten: Das Consistorium erklärt

Hanne für einen Kezer, duldet ihn aber unter der Voraussetzung, daß es in dessen Erklärungen hineinzudeuten sich erlaubt, daß er als Prediger seine Kezerei nicht verlauten lassen werde. Denn das wäre nach der Auffassung des Consistoriums Anstoß und Aergerniß, dem die Maßregelung auf dem Fuße folgen müßte. So ist dies ein Urtheil, welches die Quelle unausbleiblicher neuer Conflict in seinem Schooße trägt und die schließliche Entscheidung nur vertagt. Freilich werden wir diese Entscheidung in dem uralten Kampfe zwischen Gewissen und Autorität überhaupt nicht von dem grünen Tische der Consistorien aus erwarten. Sie kann und wird endgültig und Friede bringend nur erfolgen auf dem Boden der selbstständig organisirten Gemeinde.

Nicht allein aber in Preußen, auch andermwärts sehen wir consistorialen Orthodoxismus im Kampfe um seine Herrschaft, gegen die Regungen der Selbstständigkeit in Geistlichkeit und Gemeinde. Es ist unsern Lesern bekannt, daß schon im vorigen Vorjahre der zum zweiten Prediger in Graz gewählte Candidat Schulz, während er auf die Bestätigung seiner Wahl wartete, der Erlaubniß zum Predigen verlustig erklärt und von seinen Functionen als Hülfsprediger suspendirt wurde, und zwar auf Grund einer Predigt, in welcher er den Glauben als Hingabe an Ideen und Ideale von dem Annehmen sinnlich wahrnehmbarer und der historischen Forschung zugänglicher Thatfachen bestimmt unterschied. Die Angelegenheit, in welche sich widerliche persönliche Geheißigkeiten eingemischt haben, und in welcher auch Schulz nicht immer den richtigen Ton getroffen hat, ist noch nicht ausgetragen und hat zu einer tiefgehenden Aufregung in der Gemeinde geführt. Die Gemeinde will den von ihr gewählten beliebten Prediger nicht lassen, und das ganze Presbyterium steht entschieden auf seiner Seite in schärfster Opposition gegen den ersten Geistlichen, über dessen Verhalten gegen Schulz die gravirendsten Thatfachen berichtet werden. Der Oberkirchenrath aber will das ohne Verhör gefällte Urtheil des Superintendenten Gunesch in Wien nicht aufheben. Die General-Synode, an welche die Gemeinde sich beschwerend gewandt hatte, ist über die Sache zur Tagesordnung übergegangen, trotz des Protestes einer Minorität von 15 Mitgliedern, die ja auch der bekenntnißtreuen Mehrheit gegenüber mit einem Antrag unterlagen, der die in §. 22 der Verfassung geforderte Uebereinstimmung mit dem kirchlichen Bekenntniß in eine „überzeugungstreue Verkündigung des Wortes Gottes auf Grund der heiligen Schrift und der reformatorischen Bekenntnisse“ verwandeln wollte. Seitdem nun hat der Oberkirchenrath zu Wien auf den von der Gemeinde eingelegten Recurs

n die Sache hinausgezogen, und trotz aller Bemühungen keine Entscheidung ergeben, so daß das Presbyterium, um dieselbe zu erzwingen, als letzter Schritt die Kirche zu schließen beabsichtigt. Also auch hier orthodoxistische Ausschließlichkeit, welche die eigene Glaubensauffassung zum Joch fremder Bewissen machen will, welche den Frieden einer Gemeinde stört, das kirchliche Leben ertödtet, und doch den Entschluß nicht fassen kann, das letzte entscheidende Wort zu sprechen.

Während so in der Ostmark des deutschen Protestantismus eine Gemeinde für ihr gutes Recht und zum Schutze evangelischer Lehrfreiheit gegen die Uebergriffe kirchlicher Behörden, wacker streitet, ist auch im Süden unseres deutschen Vaterlandes, in Baiern, der Kampf gegen den freien Protestantismus eröffnet worden. Pfarrer Illing in Kitzingen, auf dessen Anregung im letzten Winter der unterfränkische Protestantenverein gegründet wurde, ist von dem Oberconsistorium aufgefordert worden, aus dem Verein auszutreten oder sein Amt niederzulegen. Diese Forderung hat Pfarrer Illing abgelehnt, und die ihm vorgehaltene normative Bedeutung der lutherischen Bekenntnisschriften für die evangelische Amtsführung entschieden in Abrede gestellt. Daraufhin hat nun das bayerische Oberconsistorium, die Bekenntnisfrage umgehend, nach dem Vorbild preussischer Kirchenbehörden die Sache zu einer Frage der liturgischen Ordnung zugezogen und fordert von Illing, daß er in Zukunft der von ihm bisher gebrauchten referirenden Spendeformel im Interesse der lutherischen Reinhaltung des Abendmahls entsage. Auch dessen hat sich Illing geweigert und die Berechtigung seiner Praxis behauptet, und es muß sich nun zeigen, in wie weit die bayerische Kirchenbehörde auf diesem verdeckten Wege formellen Rechtes ihren Zweck zu erreichen vermag, der trotz aller Verhüllung deutlich genug ist, den Protestantenverein in den Augen der Geistlichen und Gemeinden zu ächten und sein weiteres Vorschreiten zu hindern.

Ueberblicken wir einmal im Ganzen die im Vorhergehenden besprochenen kirchenregimentlichen Maßregeln, so fordern dieselben allerdings, vom protestantischen Standpunkte, die entschiedenste Kritik heraus. Es zeigt sich darin eine Uebertragung des katholischen Autoritätsbegriffs auf die Kirche des Gewissens, die um so schlimmer ist, als diese Autorität selbst wieder nach persönlichem Ermessen den von ihr anzuwendenden Maßstab des christlichen wandelt und modelt, und so in dem Bestreben, eine Objectivität aufzurichten über dem persönlichen Glaubensleben der Einzelnen, in den unverderblichsten Subjectivismus verfällt. Daneben aber läßt sich in denselben eine gewisse zögernde Unsicherheit nicht verkennen, ein eigenthümliches

Mißverhältniß zwischen Theorie und Praxis, zwischen Rede und That. Mit hohen Worten und im Tone der Unfehlbarkeit wird die Unvereinbarkeit der Anschauungen dieses oder jenes liberalen Theologen mit der Lehre der evangelischen Kirche decretirt und für die urtheilende Behörde das Recht und die Pflicht in Anspruch genommen, die Gemeinden gegen das Gift der Irrlehre zu schützen, und doch vermeidet man wo möglich aus jenen beiden Prämissen die, ihre Richtigkeit vorausgesetzt, einzig zulässig und ebensovohl sittlich wie logisch gebotene Consequenz zu ziehen, die unerbittliche Ausstoßung aus dem Amte wegen falscher Lehre. Hier will man, statt das Bekenntniß zu dem für verbindlich erklärten Dogma zu fordern, sich mit „liturgischem“ Bekennen begnügen und dort mit Beschränkung der theologischen Kritik auf die eigentlich wissenschaftliche Arbeit und mit vorsichtiger Zurückhaltung der eingestandenen Differenz in der practischen Amtsthätigkeit. In den meisten Fällen aber begegnen wir dem Bestreben, den eigentlichen Streitpunkt zu verdecken durch Hervorhebung und Aufblähung irgend einer untergeordneten formellen Frage der Disciplin, um, wenn man hier nur Unterwerfung findet, den Irrlehrer und die Irrlehre auch noch weiter zu dulden. Mag es sein, daß in einzelnen Fällen persönliche Milde oder die Scheu vor den Folgen solcher Conflictе, um nicht zu den schroffsten Maßregeln schreiten zu müssen, vor dem eigenen Gewissen diesen Ausweg sucht, gewiß ist doch auch der weitere Schluß berechtigt, daß die Ueberzeugung von der mangelnden Berechtigung der liberalen Richtung in der evangelischen Kirche und der Glaube an den eigenen Beruf, die Reinheit der Lehre durch volle Entfaltung der Staatsgewalt zu wahren, nicht so unerschütterlich fest stehen, als es nach manchen officiellen Actenstücken scheinen sollte, und das Vorgehen gegen die liberale Richtung mehr der Ausfluß hierarchisch inficirter Kirchenpolitik ist, als des ungebrochenen und unbefangenen Glaubens an das alleinige Recht und die unbedingte Heilsnothwendigkeit des orthodoxen Dogmas. Ohne diese Annahme möchte es wohl nicht zu erklären sein, daß die Schläge gegen die Vertreter des liberalen Protestantismus, die von ihrem Standpunkt ja kein Hehl machen, weder außer noch in dem Amt, und die noch dazu so oft und so energisch denunciirt werden, nicht rascher und nicht zahlreicher fallen, nicht so, wie es die den Kreuzzug gegen den Protestantenverein predigenden Heißsporne des Orthodoxismus mit tobendem Geschrei fordern, für deren fanatische Ungebuld allzu langsam und zu spärlich nur dann und wann einmal eine Regerverfolgung in Scene gesetzt wird.

Auch die weitere Beobachtung drängt sich auf, daß in der practischen

Behandlung der aus der Lehr- und Bekenntnißfrage erwachsenden Conflict in einheitliches Verfahren nach bestimmten und klaren Normen sich nicht merken läßt. Es besteht keine Uebereinstimmung des Handelns weder zwischen den verschiedenen provinciellen Kirchenbehörden, noch auch zwischen eittlich auseinanderliegenden Maßregeln einer und derselben Behörde. Ganz abweichend von dem Verfahren des Consistoriums in Stettin gegen Dr. Hanne hat das Consistorium zu Breslau keinen Anstand genommen, die Wahl eines entschiedenen Protestantenvereiners, Lorenz, zum Pastor in Brieg zu bestätigen, trotzdem auch gegen diese von einigen „gläubigen“ Gemeindegliedern Protest eingelegt war. Das Consistorium in Wiesbaden aber hat sich selbst mit anerkennenswerther Selbstverläugnung corrigirt und neuerdings dem früher energisch zurückgewiesenen Verlangen der Gemeinde nach Anstellung eines liberalen Predigers bereitwillig nachgegeben, indem es auf den Wunsch des Kirchenvorstandes den Pfarrer Bickel, Mitglied des Protestantenvereins, Unterzeichner der Erklärung der 26, und ausgesprochenen Vertreter eines seiner Zeit von dem Consistorium officiell als unberechtigt verworfenen theologischen Standpunktes, nach Wiesbaden erief. Ja, der Oberkirchenrath selbst hat in seinem neuesten Erlaß an Visco, worin er denselben von dem Vorwurf, sein Ordinationsgelübde gebrochen zu haben, freispricht, sich in Widerspruch gesetzt mit seinem Bescheid vom 21. Juni v. J., worin dem Dr. Hanne erklärt wurde, daß derselbe ohne Unwahrhaftigkeit das Ordinationsgelübde nicht auf sich nehmen könne.

Ob in solchen Wendungen eine Wirkung des Wechsels im Cultusministerium oder irgend einer andern Pession von Oben erkannt werden darf, vermögen wir nicht zu sagen, fragen auch nicht danach. Wir haben es nur mit der Thatsache zu thun, die den Beweis liefert, daß unsere Kirchenbehörden an dem Mangel eines klaren Principis und eines festen Programms den kirchlichen Fragen gegenüber leiden, und eben damit eines der wesentlichsten Erfordernisse zur Bewältigung der ihnen gesetzten Aufgabe vermissen lassen. Wir glauben auch nicht, daß die im Frühjahr in Berlin versammelt gewesenen General-Superintendenten und Consistorial-Präsidenten sich zu einem festen und übereinstimmenden principiell klaren Verhalten geeinigt haben. Neben sind eben keine Thaten, und der als einziges Resultat dieser Conferenz bekannt gewordene Hirtenbrief an die Geistlichen sieht nicht aus, wie ein Zeugniß ernster Beschlüsse, sondern eher wie ein Product der Verlegenheit, das dem Wunsche, doch nicht ganz sang- und klanglos auseinander zu gehen, seinen Ursprung verdankt. Das Vor- gehen gegen Sydow ist jedenfalls nicht erst hier beschlossen worden, wie

die N. ev. K.-Z. andeutete; viel eher läßt die an die Geistlichen gerichtete Mahnung, treu zu sein in ihrem Kampfe, „Jeder an seinem Ort“, die Tendenz des Abwiegelns Denen gegenüber erkennen, welche aus Anlaß des Berliner Conflictes durch eine „Wolke von Zeugen“ die Kirchenbehörde in ein rascheres Tempo zu drängen gedachten.

Diese massenhaften Zeugnisse aber von Superintendenten und Pastoren, Synoden und Consistorien gegen den Liberalismus überhaupt, und den Protestantenverein insbesondere, so bedauerlich sie an und für sich sind, und so sehr sie im einzelnen oft den widerlichen Charakter denunciatorischer Hekerei tragen, sie sind doch dem halben und characterlosen Verfahren der Kirchenbehörden gegenüber in entschiedenem Recht. Denn was kann diesem gewaltsamen Drängen nach Aufrichtung einer absoluten und unfehlbaren Glaubens- und Lehrautorität in der protestantischen Kirche mit Fug und Recht noch entgegengesetzt werden von einer Kirchenbehörde, welche selbst die evangelische Wahrheit nur zu begreifen vermag als einen Complex von Dogmen, welche selbst die Satzungen von Bekenntnißschriften für normativ erklärt und nur inconsequenterweise diese Normativität beschränkt auf das, was ihrem jeweiligen theologischen Bewußtsein als „fundamental“ erscheint, und die dann noch nicht einmal den Muth hat, das Bekenntniß zu diesen „Fundamental-Dogmen“ von allen Geistlichen als unerläßliche Bedingung ihrer kirchlichen Stellung zu fordern.

Wir haben keine Veranlassung, das Kirchenregiment wegen dieser ihm von der rechten Seite widerfahrenden Bedrängniß zu bedauern. Es geschieht ihm damit nur sein Recht. Denn die Geister, die es jetzt plagen, hat es selbst gerufen. Jahre lang hat man auf den Hochschulen und in dem kirchlichen Amt diese mehr und mehr in unverhüllter Weise katholisirende Richtung gehätschelt und gepflegt, und es ist nicht mehr wie billig, wenn sie jetzt, stark geworden, die Herrschaft mit ihren Protectoren theilen, ja diese selbst beherrschen will. Wir unsererseits können es nur zufrieden sein, wenn auch von jener Seite geschieht, was wir selbst als unsere Aufgabe zu betrachten haben, wenn das zwischen zwei Feuer gestellte Kirchenregiment von rechts und links dazu genöthigt wird, in dieser innersten und tiefsten aller kirchlichen Fragen eine klare und feste Position zu nehmen, wenn es ihm durch unzweideutige Entschiedenheit immer weniger möglich gemacht wird, durch kluges Laviren zwischen den Gegensätzen hindurch, seine eigene Existenz zu fristen. Um so rascher und vollständiger wird es zur Evidenz gebracht werden, daß der Schiffbruch der consistorialen und oberkirchenrätlichen Kirchenpolitik unabwendbar geworden ist.

Einen weiteren schlagenden Beleg dafür, daß die bisher maßgebende Kirchenpolitik nicht mehr haltbar ist, und daß die in dem Kirchenregiment vertretene Richtung nicht vermag, in den religiösen Kämpfen der Gegenwart das Schiff der Kirche sicher zu steuern, hat auch die Berliner Octoberversammlung geliefert, welche recht eigentlich von der kirchenregimentlichen Mittelpartei veranstaltet worden war, mit dem ausgesprochenen Zweck, unter rückhaltloser Anerkennung der in der evangelischen Kirche in Deutschland „geschichtlich und rechtlich gewordenen Unterschiede“ die „in diesen Unterschieden vorhandene, auf dem Worte Gottes und den reformatorischen Bekenntnissen ruhende Einheit des Geistes zu lebendigem Bewußtsein und zum Ausdruck zu bringen“. Denn der Verlauf der Versammlung war eine thatsächliche Ironie auf dieses Programm, auf Grund dessen allein ja auch die liberale Partei ihre Mitwirkung nicht hätte versagen können. Schon die Vorgeschichte der Versammlung bewies, daß es mit diesem Programm nicht Ernst war, denn nachdem die zur Unterzeichnung mitaufgeforderten Liberalen die Entscheidung des Oberkirchenraths gegen Hanne als practischen Commentar zu demselben betrachtend, stillschweigend abgelehnt, die confessionelle Partei aber gegen die Theilnahme derselben remonstrirt hatte, wurde die an jene ergangene Aufforderung in höchst zweideutiger Weise theilweise abgelehnt, theilweise für ein „Versehen“ erklärt. Die Verhandlungen selbst aber, bei denen nicht einmal ein Baumgarten zum Wort kommen konnte, haben keinen Zweifel darüber gelassen, daß den Veranstaltern nicht darum galt, auf echt protestantischer und evangelischer Grundlage die „Einigkeit des Geistes“ zum Ausdruck zu bringen, sondern die dogmatische Form zu finden für ein Bündniß mit der confessionellen Partei auf Kosten der wahren und echten Union. Aber während die Vertreter dieser Union, für welche der Protestantenverein einsteht, principiell und factisch als außerhalb der evangelischen Kirche stehend bezeichnet wurden, vermochte doch der Dogmatismus der kirchenregimentlichen Consensusmänner mit dem der Confessionellen sich nicht zu einigen. Nur die Lutheraner wußten, was sie wollten, und nahmen keinen Anstand, von der kirchenregimentlichen Partei den entschiedenen Verzicht auf die Consensusunion zu fordern, während diese weder Lust hatte, ihr eigenes Todesurtheil zu unterzeichnen, noch auch den Muth, mit dem lutherischen Confessionalismus offen zu brechen. So stand man dem kaum noch mit einigen Phrasen verhüllten Riß in völliger Rathlosigkeit gegenüber und diese Rathlosigkeit hat sich denn ihren unsterblichen

Ausdruck gegeben in dem in Bezug auf Ziel und Weg gleich nichtsagendem Beschluß: Die Versammlung wünsche, „es möchten Mittel und Wege gefunden werden, um unbeschadet der territorialen und confessionellen Eigenthümlichkeiten der Landeskirchen diese enger als bisher zusammenzuschließen.“ Der von der Versammlung niedergesetzte Ausschuß, welcher als Vorbereitung für eine zweite Versammlung über diese Mittel und Wege berathen soll, und über dessen Thätigkeit das Organ der kirchenregimentlichen Partei dann und wann in delphischen Aussprüchen redet, wird eben so wenig im Stande sein, diese Aufgabe zu lösen. Auch ist die Wiederholung der Versammlung für dieses Jahr schon aufgegeben, und dürfte überhaupt wenigstens auf derselben Grundlage wie das erste mal kaum mehr zu erwarten sein. Denn eine solche Wiederholung würde nur ein entschiedeneres Eingehen der kirchenregimentlichen Mittelpartei in das Fahrwasser der Confessionalisten bedeuten. Um einen andern Preis wenigstens werden die Lutheraner zum zweitenmal nicht mehr zu haben sein, nachdem sie in besonderer Versammlung die Anerkennung der rechtlichen Existenz der lutherischen Kirche als Kirche neben dem entschiedenen Ausschluß des Protestantenvereins für die Folge zur Bedingung ihrer Theilnahme gemacht haben.

Je mehr aber durch solche Thatsachen das Princip dogmatischer Vermittelung zwischen den Gegensätzen, wie es den Maßregeln des preussischen Kirchenregimentes zu Grunde liegt und wie es von der ihm nahestehenden Partei vertreten wird, sich als undurchführbar erweist und die Unmöglichkeit in's Licht gestellt wird, die Bekenntnißfrage zu lösen und eine kirchliche Einigung der rechtlich und geschichtlich gewordenen Unterschiede in der evangelischen Kirche herbeizuführen auf Grund eines wie weit immer gefaßten dogmatisch-theologischen Bekenntnisses, mit um so freudigerem Muthе dürften wir allen jenen falschen und fruchtlosen Einigungsversuchen die von dem Protestantenverein von Anfang an eingenommene Position entgegenhalten, und auf Grund derselben den Kampf fortführen gegen alle Versuche, durch kirchenregimentliche Handhabung eines ausschließlichen dogmatischen Canons den entschieden liberalen Protestantismus recht- und heimathlos zu machen in der evangelischen Kirche, oder doch wenigstens ihm die Kanzel zu verschließen. Diese Position aber ist keine andere, als die: volle Freiheit der dogmatischen Auffassung und Entwicklung unter entschiedenem Festhalten an dem religiös-christlichen, dem einzig wahren „Heilsgehalt“ des Christenthums, dem Evangelium Jesu von der Versöhnung und

Rechtfertigung des Menschen durch den Geist der Kindschafft, den die Herzens- und Gewissenshingabe, der Glaube an ihn uns vermittelt. Unser Ziel ist die Einigung in der Freiheit, aber diese Freiheit ist uns keine leere, bloß formelle, sondern erfüllt und durchdrungen von dem lebendigen positiven Geist der christlichen Frömmigkeit, wie sie ja auch ihre Wurzel und Grundlage hat in dem in Gott und ihm allein gebundenen frommen christlichen Gewissen. So stehen wir auf dem festen Boden des Christenthums und des Protestantismus zugleich, nicht ohne die unentbehrliche Abgrenzung gegen unevangelische Entleerung des religiösen Bewußtseins wie gegen unprotestantische Fesselung des freien Gewissens doch aber im Besitz der breiten Grundlage, auf der allein die Gleichberechtigung der verschiedenen auf Grund des Evangeliums geschichtlich gewordenen Richtungen und theologischen Auffassungsweisen sich kirchlich organisiren läßt, nicht nur zum gegenseitigen Dulden und Tragen, sondern zum positiven Zusammenwirken auf dem religiösen und ethischen Arbeitsfeld unter rückhaltloser Anerkennung der gegenseitigen Berechtigung und unter friedlichem Austausch der gegenseitigen eigenthümlichen Gaben und Kräfte. Die Anerkennung dieser Grundlage als der einzig richtigen ist ja nicht überall mehr ein bloßer frommer Wunsch. Sie ist, ohne daß dort das kirchliche und christliche Leben zusammengebrochen wäre, in Baden, sie ist in Nassau kirchenrechtlich anerkannt, obwohl hier der durch die Annexion importirte preußische Consistorialismus im Bunde mit den im eigenen Hause herangewachsenen Consensusmännern ernstlich, aber bis jetzt vergeblich daran zu rütteln versucht hat. Auch die Hamburgische Kirche hat mit Annahme der neuen Verpflichtungsform der Prediger auf „das Evangelium von Jesu Christo nach den Grundsätzen der lutherischen Kirche“ sich auf diese Grundlage gestellt, zum anfeuernden Beispiel für manches andere Kirchenregiment. Allein wenn man erst in der ganzen protestantischen Kirche den Muth haben wird, einzig und allein auf diesem freien und weiten Boden den kirchlichen Organismus zu errichten, erst dann wird sich erfüllen, was die General-Superintendenten in ihrem Hirtenschreiben wünschen: „so hatte nun die Gemeinde Frieden und baute sich und wandelte in der Furcht des Herrn und ward erfüllt mit Trost des heiligen Geistes.“ Und indem wir fortfahren, dafür zu kämpfen, daß mit Ausschluß jeder dogmatischen Gebundenheit jene Grundlage überall die kirchliche Anerkennung finde, treten wir nicht bloß ein für unsere eigene Existenz in der Kirche und für unser persönliches Gewissensrecht, sondern wir arbeiten für die Einigung und den Frieden der protestantischen Christenheit. Wir zerstreuen nicht,

sondern wir sammeln auf dem Grund des gemeinsamen religiösen Bewußtseins zur gemeinsamen Arbeit an den religiösen und socialen Aufgaben der Kirche, die heute mehr als je zum Zusammenschluß aller religiösen Kräfte in unserem Volke dringend mahnen. Es ist das letzte und höchste Ziel unserer Arbeit, unserem Volke den Segen und die Kraft des Evangeliums zu erhalten, und dieses Ziel werden wir um so fester im Auge halten je verderblicher, je trennender und spaltender die Wirkungen sind, welche der Dogmatismus der herrschenden Partei und die aus ihm hervorgegangenen Maßregeln der Kirchenbehörden bis jetzt schon hervorgebracht haben, und je mehr dadurch die Gefahr gesteigert wird, daß die wachsende Scheidung zwischen einer „culturfeindlichen Kirchlichkeit und einer religionslosen Cultur“ unser Volksleben auf das tiefste schädige. Um so herzlicher aber darf man sich darüber freuen, wenn auch über die Grenzen des Protestantenvereins hinaus Alle, die noch gesundes protestantisches Leben in sich tragen, auf jener Grundlage zum Widerstand gegen die romanisirenden Tendenzen in unserer eignen Kirche sich sammeln. Daß eine solche Sammlung sich vollzieht, davon zeugt die von hochgeachteten Lehrern der Theologie an der Universität Jena ausgegangene Erklärung, welche zunächst veranlaßt durch die gegen Visco und Sydom eingeleitete Untersuchung, in maßvollster, aber entschiedener und freimüthiger Weise auf die verderblichen Folgen jener Gewaltmaßregeln einer ebenso unweisen als unevangelischen Kirchenpolitik“ hinweisend, von den Kirchenbehörden „die Anerkennung der Gleichberechtigung der verschiedenen Richtungen, welche auf dem Grunde des Evangeliums stehen“, fordert. Mögen die Gegner spötteln über die ihren Zeugenwolken gegenüber allerdings geringe Zahl der Unterzeichner jener Erklärung, — man hat keine Werber ausgesendet, und es sind unter den wenigen Namen doch genug solche, die für sich allein ganze Pastoralconferenzen aufwiegen, — ihre Bedeutung läßt sich dadurch nicht abschwächen, und sie ist von der gesammten Presse, vorab der der Hauptstadt, richtig gewürdigt worden. Sie liegt darin, daß die Consistorialpolitik es nicht mehr allein mit dem vielverschrienen Protestantenverein zu thun, sondern daß sie es dahin gebracht hat, das Bewußtsein ihrer protestantischen Pflicht auch in Denen zu wecken, welche selbst keinem Angriffe ausgesetzt oder überhaupt öffentlicher Agitation abhold, bisher dem Kampfe der Parteien sich ferne gehalten haben.

Eine wesentliche Ergänzung aber dieses Zeugnisablegens von liberaler Seite und für viele andere ein nachahmungswürdiges Vorbild ist der früher schon erwähnte Schritt, zu welchem die fünf, neben Sydom, dem Vorstand des Berliner Unionsvereins angehörenden Prediger sich gedrängt gesehen

haben. Je mehr man sich Mühe gibt, theoretische Erklärungen jener Art zu übersehen, und sich darauf beschränkt, gegen den Einzelnen in seiner isolirten Stellung einzuschreiten, um so mehr haben Alle, welche das Recht evangelischer Freiheit, das in dem Einen angegriffen wird, gleichfalls üben, auch die Pflicht, sich öffentlich zu dieser Uebung zu bekennen, und dem Kirchenregiment die Nothwendigkeit eines klaren und principiellen Handelns gegen Alle nahe zu legen. Renne man das Provocation, uns erscheint es als die Erfüllung einer Gewissenspflicht nicht bloß gegen den einen angegriffenen Vertreter der gemeinsamen Sache, sondern gegen die evangelische Kirche selbst, deren Lage immer dringender eine Entscheidung der Bekenntnißfrage fordert, welche diese einzelnen aufregenden Conflictte ein für alle mal abschneidet und ihr Friede gibt. Aber nicht schwächliche Vermittelung zwischen den Gegensätzen, sondern volle und klare Auseinandersetzung der sich bekämpfenden Principien allein kann die Entwicklung unseres kirchlichen Lebens wieder in ruhige und friedliche Bahnen lenken, indem sie dieselbe auf einen gemeinsam anerkannten Boden stellt.

So dürfen wir neben dem verschärften Kampf auch zugleich die Vorzeichen und Anfänge einer Entscheidung constatiren, der wir nicht ohne Hoffnung auf den Sieg der von uns vertretenen Principien entgegensetzen. Freilich verhehlen wir uns die Möglichkeit nicht, daß schwankende Unentschiedenheit diese Entscheidung noch länger verzögere, oder gar daß die Mächte der Finsterniß noch verstärkte Gewalt gewinnen in unserer Kirche und vermehrte Arbeit und größere Opfer von uns fordern, ehe es gelingt, sie endgiltig zu überwinden. Aber wir gehen der Zukunft entgegen doch mit dem Vertrauen auf den endlichen Sieg der freimachenden Wahrheit und wir zweifeln nicht daran, daß Derer immer mehr werden, welche jene Arbeit zu thun, jene Opfer zu bringen bereit und willig sind. In dieser Hoffnung bestärkt uns neben den schon erwähnten Zeichen der Zeit nicht nur das Wachsthum unseres Protestantenvereins nach außen, wie er denn seit dem vorigen Jahre auch in Baiern festen Fuß gefaßt hat, sondern noch mehr die intensive Steigerung seiner practischen Thätigkeit, wie der wachsenden Beachtung und Theilnahme, welche diese Thätigkeit findet. Von beidem hat der Darmstädter Protestantentag erfreuliches Zeugniß gegeben. Neben einem Aufruf zur Vertheidigung unseres religiös-protestantischen Lebens und unserer nationalen Entwicklung gegen den Jesuitismus, hat er auch die Stellung des liberalen Protestantismus gegen den Papismus in der eigenen Kirche entschiedenen Ausdruck gegeben und im Namen des protestantischen Geistes und im Hinblick auf die Aufgabe des deutschen Volkes

in dieser großen Zeit energischen Protest einlegend wider die „enge, kleine und die Gewissen bedrückende Handhabung des Kirchenregiments hat er zugleich sich aufs neue zu Jesus Christus bekannt, als dem „wahren geistigen Haupt unserer Kirche und dem höchsten Vorbild des religiösen und sittlichen Lebens, und die Verehrung gegen ihn als das einigende Band und die Grundlage der deutschen Volkskirche jenen dogmatischen Bekenntnissen entgegengestellt, welche wohl binden, aber nicht verbinden. Möge der nächste Protestantentag, welcher aus diesen Grundsätzen die Consequenzen für die practische Lösung der Bekenntnißfrage zu ziehen haben wird, auf die Förderung der religiösen Bewegung im Nordwesten unseres Vaterlandes von eben solchem Einflusse sein, wie es der Darmstädter Tag im Süden gewesen ist. Von größerem Einfluß noch, wenn auch im engeren Kreise, ist die Wirksamkeit der einzelnen größeren Vereins-Verbände gewesen. Der nordwestdeutsche, der schlesische, der hessische und nassauische Verband, wie der Berliner Unionsverein haben in den besondern Angelegenheiten ihres Gebietes und in der practischen Behandlung kirchlicher Einzelfragen eine keineswegs erfolglose Arbeit gethan und können manches Zeichen davon aufweisen, daß es ihnen gelungen ist, der vielfach noch herrschenden Gleichgültigkeit entschieden Abbruch zu thun und in immer weiteren Kreisen das Verständniß für die folgenschwere Bedeutung der religiösen Frage für unser Culturleben zu wecken. Von der nachhaltigsten Wirkung und dem bedeutendsten Werth scheint uns die anspruchslose Arbeit in den einzelnen Lokalvereinen zu sein, obwohl es leider unter ihnen auch solche gibt, die den Namen haben, als lebten sie und sind doch todt. Jene Wintervorträge namentlich in den größeren Städten, welche nie verfehlen, eine zahlreiche und andächtige Zuhörerschaft zu versammeln, dienen mehr als irgend etwas dazu, die religiöse Bildung wie das religiöse Interesse positiv zu fördern, und es wird mehr und mehr das Augenmerk der Verbandsvorstände wie des Centralausschusses sich darauf richten müssen, Veranstaltungen zu treffen, durch die auch den kleineren und entlegeneren Vereinen die belebende Einwirkung solcher mündlichen Vorträge zugänglich gemacht wird. Auch unserer Vereinspresse müssen wir in diesem Zusammenhang mit Dank und Anerkennung gedenken. Neben der protestantischen Kirchenzeitung, welche die Stellung eines kirchenpolitischen und wissenschaftlich literarischen Centralorgans unserer Richtung würdig ausfüllt, sind die Flugblätter des Protestantenvereins, die Vereinsblätter der einzelnen Verbände, wie das norddeutsche, das schlesische und das süddeutsche Protestantenblatt, die allgemeine kirchliche Zeitschrift eifrig thätig für die Verbreitung und Vertheidigung der

— 11 —

Grundsätze des freien Protestantismus und verbunden damit zum Theil gleichzeitig die Aufgabe, durch Betrachtungen und Aufsätze eigentlich religiösen Inhaltes das Evangelium ohne Dogmatismus, für das sie streiten, positiv in seiner Kraft und Schönheit ihren Lesern darzubieten. Diesen letzteren Zweck mit Ausschluß jeder polemischen Behandlung kirchlicher Tagesfragen verfolgen die seit Januar auf Veranlassung des nassauischen Protestantenvereins und des Centralvorstandes gegründeten „protestantischen Sonntagsblätter zur Erbauung und Belehrung“, während das Beste der in dem engen Kreis der Lokalvereine gehaltenen Vorträge durch die von Henschel in Berlin herausgegebene Sammlung auch weiteren Kreisen zur Mitbenutzung dargeboten wird. So macht sich auf diesem Gebiet eine rührige und fruchtbare Thätigkeit geltend, welche die lebendigste und nachhaltigste Unterstützung von Seiten unserer Vereine und Vereinsgenossen wohl verdient und reichlich lohnt. Dabei wollen wir uns erlauben, einen wohl nicht unberechtigten Wunsch auszusprechen. Es ist der, daß die literarische Production sich weniger auf die Vermehrung der kirchenpolitischen Zeitschriften richten möge, als vielmehr auf die Beschaffung einer gesunden, die religiöse Bildung und das religiöse Leben fördernden Literatur, und daß neben der Verbreitung der schon bestehenden Blätter namentlich die der eben genannten Productionen zu einem besonderen und vorzugsweise beachteten Arbeitszweig der Lokalvereine wie des Gesamtvereins erhoben werden möge. Das Letztere namentlich deshalb, weil das bloße kritische Verstandsinteresse, welches in den kirchlich-liberalen Kreisen vielfach noch vorwiegt, wohl verwendbar ist, um aus dem Wege zu räumen, was die freie Entwicklung hemmt, aber nicht genügt, um aus dem Brunnen des Alten neues Leben aufblühen zu lassen. Das ist die Sache des durch den Lebensodem der Religion selbst erweckten Gewissens und des begeisterten Gemüthes, und indem wir diese religiöse Belebung und Erhebung auf jedem möglichen Wege hineinzuleiten suchen in unseres Volkes Herz, werden wir nicht nur ihm am meisten dienen, sondern zugleich auch unserm reformirenden Streben das Siegel seiner wahrhaft christlichen Herkunft aufprägen.

Immerhin aber ist, was wir nach dieser Seite hin aufweisen können, der Art, daß bei unparteiischer Würdigung derselben endlich wohl der Vorwurf verstummen müßte, den noch immer Tausende gedankenlos nachsprechen, daß nämlich der Protestantenverein nur auf das Niederreißen, nicht auf das Aufbauen gerichtet und daß er überhaupt nicht im Stande sei, mit dem dürftigen Rest, der im besten Falle ihm vom Christenthum noch übrig bleibe, dem religiösen und sittlichen Bedürfniß der Menschheit Genüge zu

thun. Uns mag das eigene Bewußtsein über solche Herabsetzung und Verdächtigung hinausheben, aber unsern Freunden wie unsern Feinden sind wir den Thatbeweis schuldig, daß das Evangelium, auch wie wir es verstehen, noch immer und erst recht eine Kraft Gottes ist, selig zu machen, die daran glauben. —

Werfen wir nun zum Schluß dieser Rundschau noch einen kurzen Blick auf die protestantische Kirche außerhalb unseres Vaterlandes, so finden wir dieselbe vielfach bewegt von demselben Kampfe der Principien, wie er bei uns entbrannt ist. Auch dort ringt das freie nur in Gott gebundene Gewissen um sein Recht mit angemachter menschlicher Autorität. Zwar im Süden, in Italien und Spanien, fängt eine evangelische Bewegung jetzt eigentlich erst an, nachdem die politische Umgestaltung die Hindernisse der Religionsfreiheit aus dem Wege geräumt hat, und wir können mit dem Wunsche eines kräftigen Fortgangs derselben vorläufig nur den andern verbinden, daß man dort, belehrt durch die 300jährige Geschichte des Protestantismus, sich vor dogmatischer Bekenntnißmacherei hüten und die junge Kirche von vorneherein auf einen Boden stellen möge, auf dem ihr für die Zukunft solche Kämpfe, wie wir sie jetzt erleben, erspart werden können.

Wenden wir uns zu den protestantischen Kirchen älterer Herkunft, so scheint in den skandinavischen Ländern eine liberale Opposition gegen das Staatskirchentum und die Orthodorie in der Bildung begriffen zu sein, und wir nehmen insbesondere Act von der auf dem nordischen Kirchentag zu Kopenhagen laut gewordenen Klage über das massenhafte Eindringen protestantenvereinigter Literatur in Schweden. In der niederländischen reformirten Kirche dagegen blüht in Wissenschaft und Praxis eine freisinnige protestantische Richtung, von der auch die deutsche Theologie sich mancher dankenswerthen Förderung rühmen darf, nicht ohne Kampf zwar, aber nicht unter kirchenregimentlicher Verfolgung. Auch in England regt sich mehr und mehr ein freier und frischer Geist. Zwar die anglikanische Kirche sucht durch den Druck ihrer 39 Artikel, durch die dogmatische Verbindlichkeit ihrer liturgischen Formulare jede theologische Kritik von ihren Hochschulen und aus dem Klerus fern zu halten. Allein während sie es dahin gebracht hat, die selbstständigen Geister von dem Studium der Theologie zurückzuschrecken und namentlich unter den Gebildeten einen täglich wachsenden Indifferentismus zu erzeugen, hat sie doch eine Opposition in ihren Reihen erleben müssen, wovon nicht nur die ihrer Zeit vielbesprochenen Essays und Reviews, und das Werk Colenso's über den Pentateuch, sondern auch die wegen Widerspruch gegen die 39 Artikel er-

folgte Absetzung des Pfarrers Boysey Zeugniß gibt. Bei dieser nur hier und da von einem frischen Luftzug unterbrochenen Stille in der bischöflichen Kirche ist es Sache der dissentirenden Gemeinden, das heilige Feuer des protestantischen Geistes zu hüten, und es sind vor allen die Unitarier, welche von ihrem ursprünglichen Widerspruch gegen ein bestimmtes Dogma zur principiellen Bekämpfung des Dogmatismus fortgeschritten sind, und die Freiheit der Wissenschaft und des Geistes mit Kraft und Geist vertreten, so daß wir der zwischen ihnen und dem deutschen Protestantenverein angeknüpften Verbindung uns von Herzen freuen in der Hoffnung, daß sie Beiden zur Förderung gereichen werde. Neuerdings scheint die Schulfrage dazu bestimmt zu sein, alle Gegner eines engherzigen confessionellen Dogmatismus zu gemeinsamem Kampfe zu sammeln. Geschieht dies, so dürfte eine kräftige Rückwirkung auch auf die kirchlichen Verhältnisse davon ihren Ausgang nehmen. Ein lebhafteres Interesse muß im Augenblick die reformirte Kirche in Frankreich in Anspruch nehmen, in welcher gegenwärtig der Entscheidungskampf zwischen der orthodoxen und der liberalen Richtung entbrannt ist. In Frankreich insbesondere hat der Protestantismus die Aufgabe zur Wiebergeburt des Volksgeistes die besten Kräfte zu liefern, nachdem die große Masse der Katholiken entweder einem geiststörenden Romanismus oder einem frivolen Atheismus verfallen ist. Um so betrübender ist es, wenn derselbe in seinen eigenen Eingeweiden wühlt, und wenn orthodoxe Unduldsamkeit in bedauernswerther Verblendung die zahlreichen liberalen Protestanten aus der Gemeinschaft hinausdrängen will. Das war die unverhüllte Tendenz der von der orthodoxen Partei veranstalteten und auf ihr Betreiben von der Regierung berufenen General-Synode, die zum erstenmal wieder seit den Tagen Ludwig's XIV. am 3. Juni d. J. in Paris zusammengetreten ist. Die Vorgänge bei den Presbyterwahlen in Paris, das von dem Cultusminister unter dem Einfluß Guizot's und anderer Orthodoxen erlassene Wahlgesetz, welches ganz wie die bei uns beliebten Wahlordnungen den Gemeinden eine wirkliche Repräsentation vorenthält und noch dazu durch die Eintheilung der Synodalreise den liberalen Gemeinden des Südens die ihnen nach Verhältniß ihrer Mitgliederzahl gebührende Vertretung verkümmert, läßt keinen Zweifel über die Absicht der Orthodoxen, sich um jeden Preis die Majorität auf der Synode zu sichern, um ihre Pläne ungehindert ausführen zu können. Es ist ihnen gelungen. Durch ihre geschlossene Majorität von 61 gegen 47 haben dieselben die Annahme eines Glaubensbekenntnisses durchgesetzt, auf welches künftig alle Prediger verpflichtet werden sollen, und welches die

entschieden Liberalen ausschließt. Sie haben ferner das schlechte Wahlgesetz auch für die Zukunft sanctionirt, die von der Linken beantragte Prüfung der Synodalbeschlüsse durch die Presbyterien und Consistorien verworfen und endlich, trotz des Widerspruchs der Liberalen, dieser Synode das Recht entscheidender Gesetzgebung beigelegt. Noch bleibt diesen die Hoffnung, daß der Minister diesen constituirenden Character dieser Synode nicht anerkennen und ihr nur das Recht der Berathung zugesiehet werde, damit den Gemeinden möglich bleibt, ihr entscheidendes Votum über Annahme oder Nichtannahme der Synodalbeschlüsse abzugeben. Wenn nicht, so ist das Schisma in der protestantischen Kirche Frankreichs besiegelt. Möchten nur die Gemeinden auch ungefragt ihre Stimme erheben, damit es menschlicher Willkür nicht gelinge, zu scheiden, was Gott zusammengefügt hat, und die französische Kirche, des besten Salzes beraubt, zur Domäne eines herrschsüchtigen Dogmatismus zu machen. Für uns aber ist diese Synode in mehr als einer Beziehung lehrreich. Sie enthüllt offen das Ziel, nach welchem auch bei uns eine große und mächtige Partei hinsteuert, und mahnt uns, vor allen Dingen unerbittlich diejenigen Garantien zu fordern, welche unerläßlich sind, wenn die synodale Gesetzgebung nicht zu einem Mittel der Unterdrückung werden soll, und die wir vorzugsweise in der gesetzlichen Sicherstellung der Gemeindefelbstständigkeit und der persönlichen Gewissensfreiheit zu suchen haben.

Erfreulicherer, als aus Frankreich, dürfen wir aus der Schweiz berichten, mit der so manches Gemeinsame in Sprache und Sitte, Gesinnung und Streben uns verbindet, die so manchen tüchtigen Mann uns herüber gesendet, und in die wir so manchen haben ziehen lassen, ungeru zwar, aber doch sicher, daß er uns dadurch kein Fremder werde und nur fester das Band der Gemeinschaft um beide Länder schlingen helfe. Und in der That dürfen wir uns des lebendigen Austausches zwischen Deutschland und der Schweiz in Wissenschaft und Leben von Herzen freuen. Haben wir doch von dort erst neuerdings das „Leben Jesu“ von Reim empfangen, die reife Frucht langjährigen Schaffens, das ein so gründliches, klares und reiches Bild des Geistes und Wirkens Jesu vor uns aufrollt, dessen Verarbeitung nicht nur der biblischen Geschichtsforschung zur nachhaltigen Förderung gereicht, sondern namentlich auch auf die practisch-kirchliche Thätigkeit von tiefgreifendem und segensreichem Einfluß werden muß. Hat doch der unermüdlche Begründer der Schweizer Reformbestrebungen, H. Lang, uns mit einem Leben und Characterbild Luthers beschenkt, das gerade, weil es der hergebrachten Auffassung des großen Reformators so scharf und

bede entgegentritt, in hervorragender Weise geeignet ist, die wahre geschichtliche Persönlichkeit Luthers von mancher Färbung der Ueberlieferung zu reinigen, wie sehr auch die weitere Verfolgung der von Lang geltend gemachten Gesichtspunkte eine Milderung jener schroff gespannten Gegenüberstellung des Reformators und des in mönchischen Traditionen befangenen Theologen und Kirchenstifters zur Folge haben mag. Kann doch ferner die protestantische systematische Theologie der neuern Zeit überhaupt kein Werk, der Dogmatik Biedermann's, der „Glaubenslehre“ A. Schweizer's ebenbürtig zur Seite stellen, in Bezug auf welches letzteres Werk wir nicht umhin können, auch hier den lebhaften Wunsch nach baldigem Erscheinen des dritten und letzten Bandes derselben Ausdruck zu geben. Anderntheils aber ist die liberale Theologie der Schweiz selbst zum großen Theil auf deutschem Boden entsprossen, und gar manche der jetzigen Schweizer Reformer haben einst mit uns in Tübingen zu den Füßen Baur's gesessen.

Bei dieser Solidarität der beiderseitigen wissenschaftlichen Bestrebungen aber ist es natürlich, daß auch in der practisch-kirchlichen Thätigkeit der Anknüpfungspunkte sich nicht wenige finden, und daß die Gemeinsamkeit des Geistes und Strebens auch in diesem Gebiete in der zwischen dem deutschen Protestantenverein und dem Schweizer Reformverein angeknüpften äußerlichen Verbindung ihren Ausdruck gefunden hat. Es sind ja dort dieselben Ziele wie bei uns: Befreiung der Kirche aus der Vermischung mit dem Staate, Organisation derselben auf dem Grunde des Gemeindepincips, Aufhebung der cantonalen Isolirung der einzelnen Kirchen durch einen die relative Selbstständigkeit derselben erhaltenden Zusammenschluß, Erlösung der Gewissen aus dem Bann dogmatischer Satzungen und liturgischer Formeln. Dabei scheint gerade diese Verbindung zu Ausgleichung und Ergänzung der beiderseitigen Eigenthümlichkeiten bestimmt. Unserer bedächtigen alles vom theoretischen Gesichtspunkte aus vorsichtig prüfenden Besonnenheit kann eine Mischung mit dem practisch energischen zur rechten That neigenden Character der Schweizer Reformbestrebungen nur wohlthätig sein, während umgekehrt jene unsere Eigenthümlichkeit dort ein heilsames Gegengewicht gegen das hier und da wohl allzurasche Vorwärtsdrängen Einzelner bilden kann. Wir haben es hier wie dort nöthig, den christlich-religiösen Grundcharacter unserer Bestrebungen nicht aus dem Auge zu verlieren, und es nicht zu vergessen, daß unsere Vereine neben ihrer reformirenden Mission in der Kirche auch eine positiv religiöse Mission an unserem Volke haben, eben-

sofehr aber auch, unsere Kraft nicht bloß in Resolutionen, Theoremen zu vergeuden. In diesem Sinne gedenken wir auch ferner einmüthig und mit Erfolg mit unsern Freunden in der Schweiz zusammen zu arbeiten und einander unterstützend und von einander lernend in lebendiger Verbindung zu bleiben. Dafür werden auch die von den Schweizer Reformfreunden herausgegebenen Blätter Sorge tragen, die in wachsendem Aufschwung begriffene, in Genf erscheinende „Alliance libérale“, das von Altherr trefflich redigirte St. Galler Volksblatt, denen wir eine größere Verbreitung auch in deutschen Kreisen wünschen und die schon seit lange unter uns eingebürgerten Zeitstimmen, die jetzt mit den Berner Reformblättern verschmolzen, als „Reform, Zeitstimmen aus der schweizerischen Kirche“ von Lang und Viglius gemeinsam herausgegeben nach Vereinigung der bisher getrennten Kräfte zu extensiv und intensiv größeren Leistungen freie Bahn gewonnen haben.

Was nun den Fortgang der kirchlichen Reform selbst in der Schweiz betrifft, so hat die energische Arbeit unserer Freunde schon manche Fessel gesprengt. Genf hat die Liturgie freigegeben, St. Gallen eine neue eingeführt, Basel den referirenden Gebrauch des Apostolicums gestattet, und auch die conservative Cantonsynode Bern hat die Revision der Liturgie beschlossen und den obligatorischen Gebrauch des Apostolicums aufgehoben, Errungenschaften, die bei uns noch in weiter Ferne stehen, trotzdem daß Viele sie laut fordern, und noch Mehrere im Stillen sich danach sehnen. Was aber die Organisation der Kirche betrifft, namentlich in ihrem Verhältniß zum Staate, so sind die grundlegenden Bestimmungen, welche man hiefür von der Revision der Bundesverfassung erwartete, wieder in weitere Ferne hinausgeschoben. Die Volksabstimmung am 12. Mai hat nämlich eine Verwerfung der Verfassungsrevision mit einer Majorität von etwa 1000 Stimmen ergeben, hervorgebracht durch eine Coalition von Radicalen, Pietisten und Ultramontanen. Unsere Schweizer Freunde aber denken, aufgeschoben sei nicht aufgehoben, und wir meinen, sie brauchten über diese Verwerfung sich nicht zu grämen. Fortschreitende Klärung der Ansichten über die beantragten Reformen wird in der nun gegebenen Frist Zeit lassen, manche Fehler die im Einzelnen von den Freunden der Revision gemacht wurden zu berichtigen, die unnatürliche Coalition ihrer Gegner aus einander halten zu lassen und durch Klärung der Ansichten über die beantragten Reformen selbst ihr für das nächste Mal eine solche Mehrheit zu sichern, daß der Umbau der Bundesverfassung auf sicherer Basis vor sich gehen kann, als es jetzt bei einer Majorität von einigen

wenigen Stimmen möglich gewesen sein würde. Auch ist den Schweizer Liberalen dadurch die Erwägung nahe gelegt, ob nicht manches von dem, was die allgemeine Verfassungsrevision bringen sollte, namentlich was das Verhältniß der Kirche zum Staate betrifft, einstweilen schon auf den Weg der Specialgesetzgebung zu erstreben sein möchte. Giebt es doch auch in der Schweiz aufrichtige Liberale welche überhaupt diesen Weg als den zwar langsameren aber sichereren dem der Generalrevision vorziehen.

Was die eigentlich religiös-kirchliche Bewegung anbelangte, so hat dem im Sommer vorigen Jahres gegründeten Reformverein im Herbst ein Antireformverein sich gegenübergestellt, und wenige Wochen darauf ist auch ein Vermittlerverein ins Leben getreten, in dessen Programm: Anerkennung des historischen Characters und der ewigen Bedeutung des Erlösungswerkes Christi, aber keine bestimmt formulirte Lehre als für alle Zeiten gültiger Ausdruck der christlichen Wahrheit, Festhalten am Evangelium, aber Freiheit der wissenschaftlichen Forschung, wir nichts principiell verwerfliches finden, wenn auch einzelne der gebrauchten Wendungen in der Sprache unserer Vermittlungstheologie wenigstens eine dogmatische Bedeutung zu haben pflegen. Wir sehen deshalb auch keinen Grund, warum der Vermittlerverein eine selbstständige Stellung neben dem Reformverein einnehmen will, der einzige scheint gegeben zu sein in dem Satze „wir verwerfen die vielfachen Ausschreitungen auf der linken Seite von solchen welche nur durch die negativen Elemente von jener Seite angezogen werden.“ Aber zugegeben, daß solche Ausschreitungen vorkommen, so scheint es uns doch als ob die Vermittler daraus gerade um so mehr Veranlassung nehmen sollten, das positive Element in dem Reformverein zu verstärken, da sie ja nicht dessen Princip, sondern nur die „Ausschreitungen“ einzelner Mitglieder desselben verwerfen. Es ist dies ganz dasselbe, was wir auch bei uns so oft solchen sagen müssen, die gegen das Princip des Protestantenvereins nichts einzuwenden haben, sondern nur gegen einzelne Leute, von denen sie fürchten, daß dieselben den Verein allzuweit nach links drängen würde: So bildet denn Ihr in unserem Verein die Rechte, um durch Euren Einfluß das Gleichgewicht wieder herzustellen! Doch dürfen wir das Eine hoffen, daß diese äußere Scheidung von Solchen, welche innerlich zusammengehören nicht zu einer Spaltung und nicht zum Kampf der liberalen Protestanten der Schweiz unter sich führen, sondern daß beide Vereinigungen in allen principiellen Fragen wenigstens einander ehrlich und kräftig unterstützen werden. —

Wir kehren hiermit zurück von unserer kurzen Wanderung in die

Fremde, und ein Doppeltes ist es, was wir als Gewinn davon bewahren zu dürfen glauben zur Verwerthung in unserer Arbeit daheim. Das eine ist die Ermuthigung die aus dem Bewußtsein erwächst mit rüstigen Geistesgenossen zusammen für dieselben hohen Güter zu arbeiten und zu kämpfen. Das andere aber die Mahnung, die aus dieser Solidarität der religiösen Interessen an uns ergeht, zu um so größerer Treue und Ausdauer an dem begonnenen Werke besonders in unserem Arbeitsgebiet. Und wenn wir bei unserem Ueberblick uns der Zeichen haben freuen dürfen, welche uns verkünden, daß die Nacht vorangeschritten und der Tag näher herbeigekommen ist, so wollen wir auch nicht ruhen und säumen, mit Muth und Freudigkeit den Weckruf weiter zu tragen unter die Schlummernden und selbst des Tages Werke rüstig zu fördern.

Freirachdorf, Ende Juli 1872.

Römische Petrusfagen.

Von Prof. Dr. Holzmann in Heidelberg.

Allenthalben hat die Nachricht der Zeitungen Aufsehen erregt, wonach am 9. und 10. Februar 1872 in der Academia Tiberina zu Rom bei beschränkter Oeffentlichkeit eine Disputation statt gehabt hat zwischen einer Reihe von katholischen Priestern (Fabiani, Cippolla, Guidi) und dem evangelischen Prediger Sciarelli sammt Genossen (Ribetti, Gavazzi). Dieser Prediger hatte einen öffentlichen Vortrag gehalten, welcher die Reise des Apostels Petrus nach Rom und sein römisches Bisthum betraf. Beides wurde von dem Redner in das Gebiet der Sage verwiesen. Die kühne Behauptung, unerhört in Rom, wo kürzlich noch der Normaljesuit und Musterdogmatiker Perrone ein besonderes Buch über diesen Fundamentalarartikel des römischen Kirchenthums hatte erscheinen lassen, *) machte das ungeheuerste Aufsehen, brachte insonderheit die päpstliche Geistlichkeit gewaltig in Harnisch und hatte u. A. die Folge, daß in derselben Stadt, in welcher kurz vorher die nächste Nachfolgerin der tridentinischen Synode getagt hatte, nunmehr auch die Religionsgespräche des sechszehnten Jahrhunderts wieder aufleben sollten. Aus den stenographischen Berichten **) geht nun zwar nicht hervor, daß die protestantischen Kämpfer der ganzen Tragweite der These, die sie vertheidigten, bewußt gewesen wären, daß sie den ganzen Umfang, in welchem ihr Satz gilt, gekannt hätten. Sie operirten fast nur mit dem neuen Testamente, welches von einem Petrus in Rom allerdings nichts weiß. Aber ein positiver Gegenbeweis kann mit diesen Mitteln allein nicht geliefert werden. Absicht der folgenden Zeilen ist es nun, in möglichst gemeinfaßlicher Form eine Anschauung von dem kritischen Prozesse zu vermitteln, welcher die strenge historische Wissenschaft dazu berechtigt, ja nöthigt, der landläufigen Rede vom römi-

*) San Pietro in Roma, 1864.

**) Erschienen zu Rom am 1. März unter dem Titel: Resoconto autentico della disputa avvenuta in Roma le sere di 9 e 10 febbrajo 1872 fra sacerdoti cattolici e ministri evangelici intorno alla venuta di San Pietro in Roma.

ſchen Aufenthalte und Biſthum des Apoſtels Petrus die Gegenrede von „römiſchen Petruſſagen“ entgegenzuſtellen.

Nur einleitungsweiſe finde eine kurze Erinnerung an diejenige Stellung hier Platz, welche Petrus in der urchriſtlichen Gemeinde nach den ſicherſten Urkunden des apoſtoliſchen Zeitalters einnimmt. Hiernach ſteht von vornherein feſt, daß ſeine Wirkſamkeit ſich grundsatzmäßig auf die Judenſchaft beſchränkte. Denn nach Gal. 2, 9 gehört er mit Jakobus und Johannes zu denjenigen „Säulen der Gemeinde“, deren Beruf nach eigener Auffaſſung excluſiv eine Wirkſamkeit unter dem Volke Iſrael in ſich befaßte. Wie die beiden Anderen, ſo erkannte auch er die Heidenmiſſion des Paulus an und gab ihm die Hand, aber mit dem Bewußtſein, ſeinerſeits mit einer anderen Aufgabe betraut zu ſein. Freilich nach Gal. 2, 11—14 hat ſelbſt dieſes Verhältniß nicht lange vorgehalten. Recht als ob jene, auf verhältnißmäßigem Vornwalten des fühlenden Geiſtes über den logiſch denkenden beruhende, raſche Bewegung zwiſchen zwei entgegengeſetzten Polen, wie ſie uns ſchon nach den bekannten Erzählungen der Evangelien als Signalement dieſes Apoſtels entgegentritt, wirklich zu ſeinem unveräußerlichen Eigenthum gehörte, ſehen wir ihn dort, indem er den Beſuch der Antiochener erwiedert, auf's Neue ſchwanken zwiſchen einem liberaleren Herzenſtrieb, welcher ihn eine Zeit lang ſogar Tiſchgemeinschaft mit unbeſchnittenen Heidenchriſten halten läßt, und jüdiſcher Engherzigkeit, die ſich als Scheu vor Jakobus und ſeinen Geſandten geltend macht. Auch Paulus behandelt ihn deßhalb jetzt als einen ſolchen, welcher ſich verführen ließ, einer beſſeren Ueberzeugung untreu zu werden, und richtet demgemäß hart ſtrafende Worte an ihn (Gal. 2, 11. 14), die ihm, wie wir gleich ſehen werden, in judenchriſtlichen Kreiſen lange nicht vergeſſen und vergeben worden ſind. Wie es die Art ſtärkerer Naturen iſt, ſo entnahm Paulus für die Beurtheilung des Petrus den Maßſtab von ſich ſelbſt und nannte Halbheit und Heuchelei, was in Wirklichkeit nur Schrecken über die eingesehenen Conſequenzen liberaler Anwandlungen war. Sobald Petrus merkte, daß er ſich auf einer ſchiefen Ebene bewege, ſcheint er auf die feſte Poſition des Jakobus zurück getreten zu ſein.

Seit dieſer Scene in Antiochia hat ſich nun aber die Kluft zwiſchen Petrus und Paulus, weit entfernt ſich zu ſchließen, wie Renan vorſchnell annahm *), erſt recht aufgethan, und der Name Petrus, urſprünglich die centrale Einheit des Apoſtelkreiſes vertretend, geräth jetzt allmählich in eine

*) Saint-Paul, 1869, p. 298.

parallele Stellung zu dem entschieden judenchristlich klingenden Namen Jakobus. In keinem Briefe deutet Paulus eine späterhin eingetretene Versöhnung mit Petrus an, wohl aber hatte sich zur Zeit, als Paulus den Galatern von seinem Auftreten gegen Petrus die oben berührten Mittheilungen machte zu Korinth bereits eine schroff antipaulinische Richtung gebildet, die sich nach dem Namen Petrus nannte (1 Kor. 1, 12). In einem der Briefe, die Paulus deshalb nach Korinth richtet, erfahren wir gelegentlich noch, daß Petrus später Jerusalem verlassen und sich mit seinem Weibe einer missionirenden Thätigkeit, natürlich innerhalb der Judenwelt, gewidmet hat (1 Kor. 9, 5). Seither hören die letzten Spuren welche uns zur Verfolgung seines Lebensfadens zu Gebote stehen, auf, und es beginnt die rein sagenhafte Geschichte desjenigen Petrus, in welchem zuerst die judaisirenden Absichten der Ebjoniten, dann die unirenden Tendenzen der katholischen, schließlich die hierarchischen Bestrebungen der römischen Kirche den Hauptanhaltspunkt suchten. Seither ist mit Einem Worte der Name des Petrus in den Dienst der Partei getreten.

Um nun den so interessanten Verlauf dieses Prozesses von einem gesicherten und lohnenden Standpunkte aus zu überschauen, nehmen wir, im Unterschiede von jenen römischen Disputatoren, unsre Stellung auf dem Boden der nachneutestamentlichen Literatur. In der Mitte des zweiten Jahrhunderts ist zu Rom ein religiöser Roman geschrieben worden, der sich in zwei Gestalten, den sogenannten clementinischen Homilien und den Recognitionen, erhalten hat. Sein Inhalt ist in Kürze folgender. Der römische Kaiser — er wird, weil das Ganze in die Zeiten der Entstehung des Christenthums zurückverlegt ist, Tiberius genannt — hat einen vornehmen Jugendfreund mit Namen Faustus (so in den Homilien, in den Recognitionen Faustinianus), dem er eine dem kaiserlichen Hause angehörige Dame mit Namen Matthidia zur Gemalin gibt. Einer glücklichen Ehe entspringen zunächst zwei Zwillingssöhne, Faustinus und Faustinianus (so in den Homilien, in den Recognitionen Faustus), dann noch ein dritter Sohn, Clemens. Schon hier erkennen wir mit Leichtigkeit die Elemente der Erzählung. Die Namen Faustus, Faustinus und Faustinianus, sowie Matthidia sind der Geschichte des antoninischen Kaisergeschlechts entnommen, gehören mithin der Gegenwart unseres Schriftstellers an. Clemens aber, der Sohn eines Verwandten des Kaisers, ist, wie sich sofort herausstellen wird, jener Flavius Clemens, der ein halbes Jahrhundert vorher unter seinem Oheim Domitian Consul war und dessen Schwestertochter Domitilla zur Frau hatte.

Wir erzählen weiter. Dem Glücke der Familie naht von außen eine

drohende Gefahr, wie sie in den Zeiten des sittenlosesten Hoflebens nicht selten war. Ein Skandal bereitet sich durch die Schuld des Schwagers der Matthidia vor, und um ihn nicht an das Licht der Deffentlichkeit gelangen zu lassen und die Familie ihres Mannes zu schonen, beschließt sie, Rom für einige Jahre zu verlassen. Sie kann sich nicht anders helfen, als daß sie bei ihrem, damals auf Winte von oben noch achtamen, Gemahl eine göttliche, im Traum erfolgte Weisung vorgibt, mit ihren Zwillingssöhnen Rom für längere Zeit zu meiden — ähnlich wie in der evangelischen Vorgeschichte des Matthäus Joseph eine Weisung erhält, mit Maria und dem Kinde der Gefahr in Palästina auszuweichen. Der Vater, welchem zu seinem Troste der achtjährige Clemens verbleibt, rüstet Frau und Kinder reichlich aus, um sie einige Jahre in Athen leben zu lassen.

Aber die Trennung sollte länger währen, als man gedacht hatte. Keinerlei Nachrichten treffen von den Flüchtlingen ein; vergeblich schickt der Vater nach Verfluß eines Jahres nach Athen, um Rundschaft einzuziehen. Erst im vierten Jahr vernimmt er, daß Niemand dort von den Ankömmlingen etwas erfahren haben will. Sie sind gar nicht angekommen. Jetzt verläßt er selbst Rom, bringt zuvor den Clemens sicher unter und zieht aus, um Weib und Kinder aufzusuchen. Aber auch er läßt nichts wieder von sich sehen und hören.

Clemens wächst allmählig zum Jünglinge und Manne heran. Aber eine Neigung zur Melancholie und zum Grübeln senkt sich immer tiefer ihm in's Herz. Von Jugend auf verlassen ihn nicht die quälenden Fragen über Welt und Seele, ob jene ewig sei oder nicht, diese sterblich oder unsterblich. Er denkt nach über den Tod, und wir begegnen ihm ganz auf der Fährte jener Hamletsfragen, ob dieser ein Schlaf sei, und was im Schlaf für Träume kommen mögen. Auch den berufenen Sicherheitsbeweis erwägt er, daß fromm gelebt zu haben nach dem Tode keinesfalls schade, unter Umständen aber sogar nütze. So löst sich das Spiel seiner Gedanken immer entschiedener von der Wirklichkeit ab, die ihn zum leeren, schwankenden Scheine wird. Er will, um den auch in unsern Tagen für die Neigung nach dogmatischer Weltbetrachtung so bezeichnenden Ausdruck des dritten Capitels im ersten Buche der Homilien zu gebrauchen, „etwas Festes“ haben.

In diese Jahre fällt eine Begebenheit, die er später gelegentlich einmal zu Tyrus erzählt. Unter den Freunden seines Vaters war ein gewisser Apion von Alexandria, der sich in Rom aufhielt und den Clemens zuweilen besuchte. Während nun Clemens selbst es als ein Glück betrachtet, daß die

gewöhnlichen Verführungen, denen die vornehme Jugend des kaiserlichen Roms zu erliegen pflegte, an ihm vorübergegangen seien, hält ihn in Folge eines Mißverständnisses jener Apion für in ein Abenteuer verflochten und erfaßt ihm zu lieb einen Brief, welchen Clemens bei jener späteren Gelegenheit dem Apion zur Schande reproducirt und vorliest. Er ist in der That ganz darauf berechnet, sowohl die Person des Apion als die gesammte griechische Götterlehre, sofern sie im Punkte der Sittlichkeit so verwerfliche Vorbilder liefert, gründlich zu discreditiiren. Umgekehrt enthält der Brief, welchen der junge Clemens selbst im Namen einer von Apion angerebeten Römerin an diesen rescribirt, eine vernichtende Kritik der heidnischen Religion. Am Schlusse aber stellt Clemens mit klaren Worten die jüdische Lehre vom Einen, heiligen Gott als das einzige Heilmittel gegen die theoretischen und praktischen Irrthümer des Griechenthums auf. Er selbst, Clemens, sagt, er habe von einem jüdischen Kleiderhändler in Rom die erste Kunde von diesem Glauben erhalten, und sein durch die väterliche Religion beleidigtes Gewissen habe ihm geboten, dem Mosaismus sich zu ergeben. Apion selbst verläßt nunmehr Rom im Zorne, um dem Clemens, als er ihm Jahre lang darauf zu Tyrus wieder vor die Augen kommt, sofort mit dem Vorwurfe zu begegnen, er habe die väterliche Religion unrühmlich mit jüdischem Aberglauben vertauscht.

Ein Dreifaches wird aus dieser Erzählung ganz klar. Einmal daß in dem Clemens des Romans als geschichtlicher Kern wirklich jener römische Consul Flavius Clemens steckt, dem nach dem Berichte des Dio Cassius unter Domitian der Prozeß wegen Abfalls zum Judenthum gemacht worden ist. Zweitens, daß der Apion unserer Erzählung kein Anderer sein kann, als jener bekannte Rhetor, der zu des Tiberius Zeiten aus der literarischen Verfolgung der Juden sich recht eigentlich ein Geschäft und eine Lebensaufgabe gemacht hatte, weshalb noch Josephus für nöthig fand, seinen Lästerungen zwei Bücher zum Schutze der Juden entgegenzustellen. Drittens, daß unser Roman zwar allerdings einen Christen als Verfasser voraussetzt, aber eben so gewiß einen solchen Christen, welcher seine jüdische Geburt nicht vergessen hat und dafür hält, daß das Christenthum, wiewohl Weltreligion, doch eben deshalb nur dazu da sei, den jüdischen Geburtsadel der ganzen Welt anschaulich und fühlbar zu machen. Das Christenthum der Clementinen ist in der That „das größte Compliment gegen das Judenthum,“ und erst dieser Gesichtspunkt erschließt uns das volle Verständniß unseres Romans.

Wir nehmen den Faden der Erzählung wieder auf. Clemens, der

nummehr Zweiunddreißigjährige, scheint auch durch die Aufschlüsse des jüdischen Volksglaubens hinsichtlich des Schicksals der Seele nach dem Tode keine vollständige Beruhigung empfangen zu haben. Ein Tag und Nacht fortgesetztes Studium hat endlich kein anderes Resultat, als daß er, um thatsächliche Gewißheit zu erlangen, sich zu einer Reise nach Egypten anschickt, um sich dort durch die Hierophanten einen Todten beschwören zu lassen. Aber auch dagegen machen sich neue Gewissensstrupel geltend, und er hat eben seinen Entschluß wieder aufgegeben, als in Rom die erste Kunde von dem gehört wird, was unter Tiberius in Palästina sich ereignet hat — die Kunde von einer ganz handgreiflichen und sinnenfälligen Offenbarung Gottes. Natürlich daß sie das ganze Interesse des wißbegierigen und religiös strebsamen Römers auf sich zieht. Die sadenscheinige Philosophie ist ihm zuwider; er will Thatsachen, unmittelbare Aufschlüsse, directe Orakel. Zunächst trifft er nun auf den Barnabas, nach den Recognitionen in Rom, nach den Gomilien auf den Straßen von Alexandria, wohin Clemens gereist war. Was nun Barnabas predigt, das ist ganz nach seinem Sinne, und er deckt darum auch den Missionar gegen das Gelächter der gebildeten Alexandriner. Am liebsten wäre er sofort mit ihm nach Cäsarea, der Hafenstadt des jüdischen Landes, gereist; aber vorher will noch ein Geschäft abgewickelt sein. Kaum ist es erledigt, so trägt ihn ein Schiff nach dem Ziel seiner Wünsche; er befindet sich nummehr in Cäsarea, und zwar ist er eben am Vorabend eines höchst merkwürdigen geistlichen Turniers angekommen, welches daselbst vor sich gehen soll.

Was er nämlich hier vorfindet ist nichts mehr und nichts weniger als die wahre und die falsche Religion, jede von beiden durch ihre hervorragendsten Herolde repräsentirt. Der dem Clemens begegnende Barnabas führt ihn sofort zu dem gerade in Cäsarea anwesenden Apostel Petrus, welcher ihn freundlich aufnimmt, sitzen heißt, wegen seines bisherigen Verhaltens lobt und ihn auffordert, in seine nähere Umgebung und Reisebegleitung einzutreten. Clemens seinerseits säumt natürlich keinen Augenblick, ihm seine sämmtlichen Zweifel über Gott, Welt und Seele vorzutragen, worauf Petrus ihn bedeutet, daß was die Philosophen über solche einzelne Kapitel und Stücke der Wahrheit zu sagen pflegen in gleicher Weise unsicher sei und eben so gut wahr als falsch sein könne; sollte ein Wissen über solche Dinge überhaupt möglich sein, so setze dies voraus, daß eine Person von Gott selbst befähigt werde, die ganze Wahrheit gleichsam mit Einem Schlage zu offenbaren; das eben sei „der wahre Prophet“, den er verkündige; an ihn müsse sich halten, wer, wie es im neunzehnten Kapitel abermals heißt,

etwas Festes“ wissen wolle. Clemens erklärt sich mit dieser Offenbarungslehre vollkommen einverstanden; ihn wundert nur, daß so Wenige dazu kommen, zu finden, was doch im Grunde Alle begehren. Jetzt fordert Petrus ihn auf, seiner morgigen Disputation mit dem Magier Simon beizuwohnen. Dieser nämlich vertritt in ebenso hervorragender und musterhültiger Weise die falsche Religion, wie Petrus die wahre. Der Kampf zwischen dem wahren und dem falschen Simon, zwischen Simon Petrus, dem rechten Apostel, und Simon Magus, dem Lügenapostel, ist das eigentliche Thema des Romanes, und mit der eben geschilderten Ankündigung des großen Redekampfes zwischen Beiden schließt das erste der zwanzig Bücher der Homilien.

Es ist hier nicht möglich, mit gleicher Ausführlichkeit den Fortgang der Erzählung zu verfolgen. Bezeichnend für seinen Hauptinhalt ist jedenfalls der Name „Homilien“, d. h. Reden oder Gespräche. Es ist ein ausführliches theologisches System, welches in Form theils von Gesprächen des Petrus mit seiner Umgebung, theils von Streitreben wider Simon entwickelt wird. Dabei ist vorausgesetzt, Clemens habe dieselben aufgezeichnet und dem Jakobus nach Jerusalem übersandt. Die Scene für diese Vorgänge bildet die ganze syrische Küste von Cäsarea, dem südlichen Ausgangspunkte, an über Tyrus, Sidon, Beryt, Byblus, Tripolis, Arad bis nach Laodicea, dem in der Nähe der syrischen Hauptstadt Antiochia gelegenen nördlichen Endpunkte. Durch alle diese Städte reist Petrus dem gefährlichen Simon nach, um ihn unschädlich zu machen, und zwei große, mehrtägige Disputationen, die eine in Cäsarea, die andere in Laodicea gehalten, bilden gleichsam die Introduction und das Finale der Homilien. Dagegen in der Weiterführung der Geschichte des Clemens nur die Form für den dogmatischen Gehalt, auf dessen Darlegung es ankam, erkannt werden kann. Wir haben es somit recht eigentlich mit einem religiösen Tendenzroman zu thun, einer Schriftgattung, welche eben zu jener Zeit keine Seltenheit genannt werden kann. Sind doch viele Gespräche Lucians und vor Allem des Apulejus Metamorphosen — Erscheinungen, die demselben Jahrhundert angehören — nichts Anderes als Novellen und Romane, die ihren Stoff aus den sittlichen und religiösen Zuständen der Zeit nehmen.

Die Fabel, die uns hier beschäftigt, verläuft in Kürze folgendermaßen. Wie Clemens selbst dem Petrus nicht mehr von der Seite weicht, so tritt dieser überhaupt allenthalben an der Spitze eines ganzen Zuges von Anhängern und Schülern auf. Unter diesen nehmen die bedeutendste Stelle ein zwei Brüder, Aquila und Nicetas genannt, deren abenteuerlichen Lebens-

lauf Clemens gleich am zweiten Tag seines Beisammenseins mit Petrus erfährt. Eine Rolle darin spielt auch jenes kananäische Weib, deren Tochter einst von Jesus selbst geheilt worden war. Sie heißt hier Justa. Von ihrem Manne aus dem Hause gejagt, hatte sie ihre Tochter Berenice einem armen Christen in Tyrus zum Weibe gegeben; sie selbst aber wandte ihre ganze Sorgfalt und Liebe auf die Erziehung zweier Knaben, welche sie von Seeräubern erkaufte und adoptirt hatte. Herangewachsen gerieth das talentvolle, wißbegierige Brüderpaar leider in die Schlingen zuerst der epikureischen Philosophie, dann des großen Verführers Simon Magus, der ihnen Einsicht in alle Geheimnisse und göttliche Ehren unter den Menschen versprach. Aber dem geraden Sinne der tüchtigen jungen Leute bleiben die geheimen Unthaten und die Heuchelei des Zauberers nicht verborgen. Gleichzeitig werden sie durch Zachäus, den ehemaligen Zöllner, mit der Erscheinung des wahren Propheten bekannt gemacht, und so lassen sie sich endlich losreißen von dem gefährlichen Menschen und treten sammt ihrer Pflegemutter in die Schule des Apostels Petrus über. Auch hier aber fehlt es ihnen nicht an merkwürdigen Erlebnissen.

Als nach dem dreitägigen Redekampf in Cäsarea der Magier Simon das Feld räumt und zunächst nach Tyrus flieht, um daselbst sein Verführungs- und Verleumdungssystem fortzusetzen, beschließt Petrus, ihm nachzuerücken und sendet zunächst den Aquila und Nicetas sammt unserem Clemens voran, um im Hause der Berenice Erkundigungen über Simons Pläne einzuziehen. Auffälliger Weise stellt sich nämlich im Vergleiche mit Simon Magus der Apostel Petrus auch dadurch als überlegen dar, daß er der klügere ist und seinen Gegner stets mit einem Spioniersystem zu umgarnen weiß, vermöge dessen Petrus z. B. schon am Morgen der ersten Disputation zu Cäsarea erfährt, was Simon diesmal in den Schranken der rednerischen Arena vorzubringen gedenkt. Petrus versäumt daher nicht, sich durch einen längeren theologischen Vortrag im Privatkreise auf den öffentlichen Redekampf vorzubereiten. So ganz sind es die rhetorischen Anschauungen und Liebhabereien jener Jahrhunderte, welche den äußeren Rahmen dieser Erzählung bilden.

Doch zurück zu den drei Sendboten, welche, sobald sie in das befreundete Haus zu Tyrus eintreten, erfahren, Simon selbst habe sich bereits aus dem Staube gemacht und Sidon aufgesucht. Zurückgeblieben sind dagegen einige seiner Schüler, und unter diesen befindet sich eben jener Apion, den Clemens schon von Rom her kennt. Mit ihm und seinen Freunden führt nun Clemens in der schattigen Kühle einer herrlichen Gartenanlage bei der

Stadt drei Tage lang ein höchst interessantes Gespräch, welches sich um den sittlichen Werth der griechischen Götterlehre dreht. Diesen vermag selbst Apion schließlich nur noch damit zu retten, daß er die Mythen für tiefinnige Allegorien kosmogonischer Weisheit erklärt, worauf ihm aber Clemens sofort mit Recht entgegnet, daß solche Wahrheiten dann viel besser ohne allegorische Verhüllung deutlich und klar vorgetragen würden, jedenfalls aber durch eine derartige Verlarvung hinter märchenhaften und sittenlosen Fabeln nur an Werth und Kraft verlieren könnten. Man erhält einen lebhaften Eindruck davon, wie es jenem Zeitalter vorgeschrittener Verstandescultur unmöglich geworden war, die ursprüngliche Triebkraft und den ästhetischen Gehalt der griechischen Götterlehre zu begreifen; Freund und Feind sind hierüber in gleich unzulänglicher Weise orientirt. Jener findet darin eine wunderbare Fülle höheren Wissens, dieser wird nicht müde zu versichern, sämtliche Götter seien ja doch im Grunde nur Menschen gewesen, weshalb man auch an verschiedenen Orten der Erde ihre Gräber noch aufweise, wie solches Euhemerus und die andern Rationalisten jener Tage herausgebracht haben wollten.

Man ist noch mitten im Disputiren, da naht die Nachricht von der Ankunft des Petrus in Tyrus. Clemens und die Christen gehen ihm entgegen und holen ihn im Triumph ein; einige Tage predigt er auf den Straßen und bewirkt massenhafte Bekehrungen. Dann bricht er auf gen Sidon, von wo nunmehr Simon und Apion ihrerseits sich zurückziehen. Petrus aber setzt seine siegreiche Verfolgung weiter fort nach Beryt, Byblus und Tripolis, wo er drei Monate lang der heidnischen Menge über Gott, Engel und Teufel, über Mensch und Sünde Bekehrungen ertheilt. Hier erschcini denn auch Clemens so weit gefördert, daß er zur Taufe zugelassen wird. Endlich bricht man auf, und das Brüderpaar wird wieder vorausgeandt, diesmal nach Laodicea. Die übrige Christengesellschaft besieht sich einstweilen auf der Reise die Insel Arad um ihrer künstlerischen Merkwürdigkeiten willen. Hier ist es, wo Petrus, allein wandelnd, auf eine franke Bettlerin stößt, welche Zeichen äußerster Verzweiflung von sich gibt. Er läßt sich in ein Gespräch mit ihr ein und heilt sie. Bei dieser Gelegenheit bekommt er ihre Lebensgeschichte zu hören, und da ihm zuvor Clemens auch die feinige erzählt hatte, fällt es dem Apostel nicht schwer, in dem armen Weibe die edle Matthidia wiederzuerkennen, welche einst vor vierundzwanzig Jahren auf ihrer Reise von Rom nach Athen an die syrische Küste verschlagen worden war und einen Schiffbruch erlitten hatte, dessen Opfer auch die beiden Zwillinge geworden zu sein schienen. Die ganze lange Zeit über

hat sie bei einem anderen armen Weibe gewohnt, dessen Gatte in noch jugendlichen Jahren vom Meer verschlungen worden war. Jetzt aber wird es wieder Licht in ihrem Herzen, als Petrus ihr in Clemens ihr einst in Rom zurückgelassenes jüngstes Kind zuführt. Und noch mehr! Wir sehen sofort den Petrus und seine Gattin, den Clemens und seine neugewonnene Mutter in einem Wagen zusammen der syrischen Küste entlang fahren und nach dreitägiger Reise in Laodicea anlangen, wo ihnen Aquila und Nicetas begegnen. Kaum haben diese das Ereigniß von Arad erfahren, als sie sich selbst als Brüder des Clemens, Zwillingssöhne der Matthidia erkennen. Faustinus und Faustinian waren nämlich bei jenem Schiffbruche von Seeräubern aufgefangen und unter veränderten Namen in die Sklaverei nach Cäsarea gebracht worden, aus welcher dann die gütige Justa sie, wie wir bereits wissen, erlöst hatte.

Petrus hält nunmehr eine große Lobrede auf die vielgeprüfte Mutter, welche schon andern Tages Christin wird. Während sich bei dieser Gelegenheit die Gefährten des Petrus im Meere baden, trifft der Apostel mit einem alten Tagelöhner zusammen, welcher die ganze Gesellschaft und ihr religiöses Treiben schon einige Tage lang beobachtet und sich über ihr Beten und Predigen gewundert hatte. Derselbe verhehlt dem Petrus nicht, daß er gelernt habe, die gesammte Religion für eine Täuschung zu halten, alles Gebet und allen Cultus für eitel und nutzlos. Von göttlichen Fügungen sei nichts zu hoffen, es gebe weder freien Willen noch Vorsehung, wohl aber ein eisernes Verhängniß, welchem jeder Mensch schon von der Geburtsstunde an verfallen sei. Die Enthüllungen, die er, um diese Behauptungen zu erhärten, angeblich aus dem Lebenslaufe eines Freundes, in Wahrheit aus dem eigenen zum Besten gibt, sind von der Art, daß Petrus sie nothwendig auf den noch immer vermißten Vater seiner Freunde beziehen muß. Er eilt daher zurück zu Matthidia; aber kaum hat er seine Kunde mitgetheilt, so tritt schon der Greis selbst, der ihm gefolgt ist, ein, und die Gatten erkennen sich sofort.

„Wiedererkenntnisse“ (Recognitionen oder Anagnorismen) — so lautet daher auch der andere Name des Romans, wahrscheinlich die in der Hauptsache ältere Form, in welcher er die ausgedehnteste Verbreitung und Benützung in der alten Kirche gefunden hat. Und es ist kein Wunder, wenn der Inhalt allgemein ansprach. Wie schon der Philemonbrief einen einzelnen Fall darbietet, so geschieht hier durchweg. Die im heidnischen Zustande sich verloren, finden sich als Christen wieder zusammen im Glauben an den Einen Gott und seinen wahren Propheten Jesus, in der Verehrung des

Apostels Petrus insonderheit. Das Christenthum erscheint somit als die Vereinende, die verschiedensten Bahnen zusammenführende Macht, worin Alles Edle der menschlichen Natur, repräsentirt in dem mit hellenischer Bildung ausgerüsteten Clemens, Aufnahme findet. Aber auch der zweifelnde Alte, welchen herbe Schicksalsschläge auf die Sandbank gefährlicher und kostloser Irrthümer geworfen hatten, erklärt, nachdem er der viertägigen Disputation des Apostels mit dem Zauberer in Laodicea, wo jener sich erwartend eingestellt hatte, als Schiedsrichter beigewohnt, den Petrus für den Sieger. Dies geschieht am Schlusse des neunzehnten Buches der *Historia*. Im zwanzigsten werden dann noch einige im Neste gebliebenen Fragepunkte von Petrus vor seinen Freunden besprochen. Zugleich erhält dieselbe Kundschaft, daß Simon die Hauptstadt Antiochia deßhalb verlassen hatte, weil der Hauptmann Cornelius Miene machte, ihn als Zauberer Namens der Obrigkeit zu verhaften. Eben deßhalb verläßt er jetzt auch Laodicea und flieht nach Judäa, nicht ohne zuvor böshafter Weise sein eigenes Gesicht dem Vater Faustus, der so unvorsichtig gewesen, ihn um Apions willen zu besuchen, angezaubert zu haben. Aber auch aus dieser Noth weiß Petrus eine Tugend zu machen. Er läßt den guten Alten, welchen nun Jedermann für den bösen Simon hält, nach Antiochia gehen und dort öffentlich sich selbst für einen Schwindler erklären, worauf dann Petrus ihn wunderbar heilt und triumphirenden Einzug in der syrischen Hauptstadt hält.

Wenden wir uns nun zur Beurtheilung des Romans, so erhellt auf den ersten Blick, daß er ganz der Verherrlichung des Petrus gilt. Er, der Judenapostel, ist es, welcher den Clemens und seine Familie, die Angehörigen des kaiserlichen Hauses, bekehrt und so die für das Christenthum reife Frucht des edelsten Heidenthums bricht. Er ist der wahre Heidenapostel, und schon hier fragen wir, wo denn Paulus bleibt, dem doch die wirkliche Geschichte zweifellos dasjenige Werk nachrühmt, welches unser Roman kühnlich auf Petrus überträgt.

Aber zuvor tritt uns noch eine andere Frage in den Weg. Wer ist denn diese unheimliche Figur, der Zauberer Simon? So wie er in den *Clementinen* auftritt, verfißt er die Lehrsätze des größten Gegners des Heidenthums, welchen die unmittelbare Gegenwart des Romans kennt, des zwischen 140 und 150 nach Rom gekommenen Erzfekers Marcion. Er selbst aber ist schon eine durchaus fabelhafte Person geworden. War uns in der Clemenssage ein Stoff begegnet, welcher auch noch später in den verschiedensten Wendungen novellistisch und dramatisch behandelt werden konnte —

man erinnere sich nur der Fabel in des Plautus Menächmen und in Shakespeare's Comödie der Irrung — so tritt uns in der Simonsfage die älteste Gestalt der Geschichte von Dr. Faust entgegen. Die Analogien sind wirklich von ganz überraschender Art, und es verlohnt sich der Mühe, einen Augenblick dabei zu verweilen. *)

Blos nebensächlicher Natur ist dabei der Name Faustus selbst, welcher in der mit den Geschichten des Magiers verflochtenen Clemensfage entweder dem Vater oder dem Bruder dieses Clemens zukommt. Wohl aber ist der ganze Charakter des dämonischen, zugleich mit dem Anspruch auf absolutes Wissen auftretenden Zauberers hier ins Auge zu fassen. Das Eritis sicut Deus spielt beiderorts eine Rolle. Wie dabei der Faust der deutschen Sage in einem geisterhaften Bunde erscheint mit der griechischen Helena, so steht dem Simon gleichsam als weibliche Ergänzung eine Helena zur Seite, welche nach seiner Aussage bisher im Himmel gelebt hat, und um deren täuschendes Scheinbild einst die Griechen vor Troja stritten. Aus dem zweiten Theil des Göthe'schen Faust ist gleich diesem Zuge auch die Bemühung, einen Menschen, den Homunculus, künstlich herzustellen, bekannt. Auch das traut sich Simon zu; und zwar bildet er ihn aus Luft, indem er dieselbe zu Blut und Fleisch verdichtet, so daß er das Product auch wieder auf umgekehrtem Wege der Luft zurückgeben kann. Eben die hierzu nothwendigen schauerlichen Vorbereitungen haben ihm zuerst die Herzen der Brüder Aquila und Nicetas entfremdet. Diese letzteren wissen dem Clemens aber auch sonst noch von mancherlei Wundern des Lügenpropheten zu erzählen, welche wohl Aehnlichkeit mit den Zauberstückchen des Dr. Faust haben. Er macht nicht blos Steine zu Brod, sondern läßt auch Gastereien von unsichtbaren Händen eingerichtet und bedient werden; er verbrennt nicht im Feuer, wie ein Salamander, und fliegt auch zuweilen durch die Luft. Letzterer Zug ist besonders charakteristisch und entspricht dem Zauberfluge des Dr. Faust in Venedig. Damit hängt endlich noch der bekannte Ausgang der Simonsfage zusammen. Zulezt nämlich kommt der Zauberer nach dem Mittelpunkt der damaligen Welt, nach Rom, wo er große Verwüstungen unter den Geistern anrichtet, die Heiden durch dämonische Künste entsezt und endlich verspricht, am hellen Tage vom Theater aus gen Himmel zu fliegen. Wirklich erhebt er sich mit Hülfe satanischer Mächte;

*) Uebergänge von der altchristlichen in die mittelalterlich deutsche Sage liegen z. B. vor in unserer „Kaiserchronik“, welche Vs. 1239—4101 unter dem Titel Faustianus den gesammten Inhalt der Clementinen erzählt. Der hier auftretende „Simon der gaukeläre“ ist der directe Vorgänger des Dr. Faust.

Petrus aber, der ihm auch hierher gefolgt ist, betet jetzt laut zu Gott um Hülfe, und siehe da — die Dämonen verlassen den neuen Tharus, er stürzt herab und zerfällt.

Wir haben mit diesem Zuge den Boden von Rom betreten. Römische Petrusagen gibt es überhaupt nur im Gefolge römischer Simonsagen. Eines ihrer ältesten und verbreitetsten Elemente ist es, was wir soeben kennen lernten. Der Tod des Magiers durch Petrus ist bereits vollständig in die kirchliche Legende aufgenommen worden und in den Hauptkirchen Roms, vorab in der Petruskirche selbst und in Maria degli angeli, die gewaltige Scene in kolossalen Gemälden gefeiert. Wir müssen uns vorstellen, daß schon fast seit Anfang des zweiten Jahrhunderts diese Geschichte in denjenigen römischen Kreisen, in welchen die Simonsage überhaupt gepflegt wurde, d. h. in den judenchristlichen, bei denen damals überhaupt die Initiative stand, erzählt wurde. Allmählig fand sie auch unter den von vornherein so schlecht orientirten Heidenchristen bereitwilligen Glauben, und schon um die Mitte jenes Jahrhunderts erzählt ein kirchlicher Schriftsteller, Justinus, der Magier Simon sei nach Rom gekommen und habe sich dort göttliche Ehren angemacht. Seither war er zum Träger und Repräsentanten aller antichristlichen Geistesmächte geworden, alle Häresien und Spaltungen sollte er veranlaßt haben. Ja so sehr war den römischen Christen dieser Name zu Kopf gestiegen, daß sie ihn bald überall angeschrieben lasen, auch da, wo er nicht zu lesen stand. Schon die Recognitionen erwähnen eines dem Simon zu Ehren gesetzten Götterbildes, und um 150, zu Justin's Zeiten, berief man sich zu Rom auf ein Standbild, dessen Inschrift den „heiligen Gott Simon“ nenne, ihm also gewidmet sei. Was bedurfte man weiteren Beweises? Vielleicht heute noch würde unseren Reden von der Simonsage dieses Standbild als ein handgreiflicher Beweis für die geschichtliche Wirklichkeit ihres Inhaltes entgegengehalten werden, hätte es sich nicht — anerkannter Maßen dasselbe, welches Justin beschreibt — schon 1574 wieder gefunden, wäre es nicht heute noch in Rom zu sehen. Nur spricht es nicht von einem heiligen Gotte Simon, sondern von einem sabinischen Gott der Eidschwüre, genannt Semo Sanco. Statt Semoni Sanco Deo lasen die Christen Simoni Deo Sancto — eine falsche Lesart, die in ihrem Zusammenwirken mit anderen, aber ganz verwandten Ursachen vielleicht die größten Folgen unter allen derartigen unwillkürlichen Irrthümern gehabt hat. Zunächst half dieser Umstand mit dazu, den Roman vom Simon Magus in wirkliche Geschichte umzusetzen; denn seit Justinus und ihm nach erzählten nunmehr richtig alle diesen Punkt berührenden Kirchenväter, Simon

der Magier sei zuletzt auch in Rom selbst aufgetreten und habe daselbst den beschriebenen Erfolg gehabt.

Aber was hatte denn der Roman selbst für Ursachen, den Simon und in Folge dessen auch den Petrus zuletzt in der Welthauptstadt auftreten zu lassen und die syrischen Localitäten seiner Begebnisse schließlich mit römischen zu vertauschen? Erst wenn diese Frage auf eine genügende Weise gelöst ist, sehen wir ganz klar in der Sache.

Eben auf diesem Punkte haben sich nun aber in der That der neueren Forschung die interessantesten Aufschlüsse ergeben. Es ist hier nicht der Ort, die wissenschaftliche Methode auseinanderzusetzen, vermöge welcher es gelang, den in den Homilien und Clementinen, fragmentarisch auch in anderen Quellen des christlichen Alterthums vorliegenden Sagenstoff in seine einzelnen, nacheinander sich bildenden Schichten zu zerlegen und das ganze Gewirre bis auf seine ersten Fäden aufzuwickeln. Nur sei hier angedeutet, daß der besprochene Roman sich durch die Vergleichung der beiden Formen, in welchen wir ihn besitzen, als aus verschiedenartigen älteren Bestandtheilen erwachsen erwiesen hat. Deutlich treten in ihm als Quellen einige gleichfalls entschieden judenchristliche Parteischriften hervor, die bis auf den Anfang des zweiten Jahrhunderts hinaufreichen, als da sind „die Wanderungen des Petrus“ und „die Predigt des Petrus“. In diesen Büchern wurde zum erstenmal der Familienroman des Clemens von Rom, dessen historischer Kern in die Zeiten Domitians fällt, mit der älteren Simonsage verbunden und auf diese Weise ein anmuthiger Wechsel und ein gewisses allgemein menschliches Interesse in die einförmigen theologischen Controversen zwischen Petrus und Simon gebracht. Die letzteren aber bilden den Inhalt noch älterer schroff judaistischer Partei- und Tendenzschriften, davon wenigstens Namen und Titel, wie „Thaten des Petrus“, auf uns gekommen sind. Nur durch Rückgang auf diese ursprünglichste Form konnte der Kern und originale Sinn der gesammten Simonsage wieder ans Licht gestellt werden.

Was nun aber auf diese Weise deutlich geworden ist, das beweist zunächst den römischen Ursprung des gesammten Sagenstoffes. Nicht bloß Clemens ist der aus den Profanschriftstellern bekannte Römer, sondern auch die Geschichten des Kampfes zwischen Simon und Petrus gipfeln schon nach der ursprünglichen Anlage in den Scenen zu Rom. Unsere Clementinen, deren Inhalt wir oben in Kürze zusammengestellt haben, behandeln somit, sofern sie sich durchaus auf syrischem Boden halten, nur einen bestimmten Ausschnitt des ganzen Sagenkreises; sie heben aus der Gesamtheit der Reisen, welche Petrus in Verfolgung des Magiers unternimmt, bloß die

wichtige Episode von Cäsarea bis Antiochia hervor. Auch in ihrer dermaligen Gestalt lassen sie die ursprüngliche Zusammengehörigkeit der palästinischen und der römischen Theile der Simonsfrage noch deutlich erkennen. Schon am ersten Tage seines Zusammenseins mit Petrus, im sechzehnten Kapitel des ersten Buches der Homilien, vernimmt Clemens von diesem seinem nunmehrigen Führer und Seelenhirten, daß ihre gemeinsamen Reisen in Rom ausmünden werden. Diese Stadt war nämlich seit der Zerstörung Jerusalems ein Hauptsitz des jüdischen Christenthums geworden. *) Jene Hoffnung auf Weltherrschaft, welche sich von jeher an den Namen Jerusalem geknüpft hatte, war mit der schauervollen Katastrophe des Jahres 70 scheinbar zu Grabe gegangen. In Wahrheit trug man die an diesem Ende gescheiterten theokratischen Zukunftsträume nur über auf die Weltstadt Rom und erbaute ihnen hier unter günstigeren Auspicien eine neue Burg. So war die klaffende Wunde, welche der Fall der heiligen Stadt und des Tempels im Herzen nicht bloß des jüdischen Volkes, sondern auch der als Juden geborenen und jüdisch lebenden Theile der Christenheit gerissen hatte, ausgefüllt, und es trat der Name Rom in den Mittelpunkt ihres Gesichtskreises, den zuvor Jerusalem eingenommen hatte. Hier sollten sich die alten Nationalhoffnungen Israels in verkürzter Gestalt erfüllen, von hier aus durch ein neues Geschlecht von aaronitischen Priestern dem alten Gesetzgeber Moses und dem jüngst erschienenen Messias zugleich die Welt erobert werden. In sehr charakteristischer Weise sprechen daher die Clementinen ihren theologischen Standpunkt bezüglich der Beurtheilung von Judenthum und Christenthum dahin aus, die Lehre des Moses und die Jesu sei dieselbe. Man brauche, so erklärt Petrus in Tripolis, um selig zu werden, nur an Einen von Beiden zu glauben, den Andern aber nicht zu hassen. Wofern die Juden nur thun, was ihnen Moses geboten hat, und Jesum, wenn sie ihn nicht kennen, doch auch nicht verwerfen, so sind sie von Gott angenommen. Gleicher Weise natürlich wird von den Anhängern Jesu verlangt, daß sie nicht in bewußter Weise sich von Moses lossagen dürfen. Wem es aber vergönnt ist, Beide zu erkennen und sich der Einheit des alten und des neuen Propheten bewußt zu werden, der ist „reich in Gott“. Man sieht, daß ein theologischer Standpunkt, den wir Alle kennen und den wir gewohnt sind, als den vorzugsweise Christlichen zu verehren, hiermit stillschweigend aufgegeben und verurtheilt ist, der des Apostels Paulus nämlich, welcher

*) Bezüglich des Näheren erlaube ich mir auf meinen Vortrag über „die Ansiedelung des Christenthums in Rom“ zu verweisen: Gelzer's Monatsblätter, 1869, Seite 235—89.

das Evangelium dem Gesetze entgegengesetzt und die Christenheit von Moses emancipirt hatte. Jetzt verstehen wir es schon besser, weshalb im ganzen Romane Petrus als Heidenapostel erscheint und Paulus ignorirt wird. Wir verstehen es, weshalb Clemens, der schon seiner Geburt nach in das Gebiet des wirklichen Heidenapostels, des Paulus, fällt und sich auch in einem noch erhaltenen, wahrscheinlich echten Briefe als Pauliner darstellt, hier zum Petruschüler umgestempelt wird, und weshalb Petrus schließlich in derselben Welthauptstadt als Herold Christi erscheint, in welcher, den geschichtlich unumstößlichen Nachrichten des neuen Testaments zufolge, vielmehr Paulus als Apostel aufgetreten ist, nachdem er zuvor schon an die dortige Gemeinde geschrieben hatte. Das wahre Geheimniß des ganzen Sagenstoffes, den wir betrachtet haben, beginnt sich zu offenbaren; es besteht in einer geschickt angelegten, planvoll durchgeführten Fälschung der ältesten Geschichte der römischen Christengemeinde. Ein geschichtswidriges Bild von den ersten Schicksalen der römischen Kirche sollte entworfen, und bei dieser Gelegenheit die lästige Thatsache, daß von allen Aposteln bloß derjenige, dessen Name in jüdischen Ohren den übelsten Klang hatte, Paulus, in die Entstehungsverhältnisse dieser Kirche eingegriffen hatte, entfernt werden.

So weit war man in der Vergleichung des Romans mit der wirklichen Geschichte schon früher gediehen. Aber erst die neuere Wissenschaft hat sozusagen das Lüpfchen auf das i gesetzt, indem es ihr gelang, das ursprüngliche Simonsbild herzustellen und seinen Sinn zu erklären. Dies geschah mit der Entdeckung, daß dieses Simonsbild an und für sich gar kein selbstständiges Leben führt, sondern nur als reine Parodie und Karikatur zu begreifen ist, hinter welchem, als seine Wahrheit, ein aus dem neuen Testament allbekanntes Lebensbild, eine verehrungswürdige Gestalt steht, welche hier, zum Zerrbilde umgewandelt, discreditiert werden soll.

Den Homilien ist ein erdichteter Brief des Petrus an Jakobus vorgelegt, worin jener sich beschwert, daß Einige unter den Heiden nicht seine, mit dem Gesetze übereinstimmende Predigt angenommen hätten, sondern die „geseßlose Lehre des feindlichen Menschen.“ Der „feindliche Mensch“ ist der, welcher in der Parabel des Matthäus (13, 28) Unkraut auf den wohlbestellten Acker säet, und „geseßlos“ heißt seine Lehre, weil sie das Ende des Gesetzes verkündigt. Liegt uns schon jetzt der Name des Paulus auf der Zunge, so wächst die Klarheit, wenn am Anfange der Recognitionen derselbe „Feind“ in den Tempel, wo eben Jakobus mit Tausen beschäftigt ist, eindringt, gleichsam als Vorläufer der römischen Verwüster des Heilthums die Brandsackel schwingt und das Signal zur blutigen Christenver-

gung gibt. Sofort empfängt er vom Hohepriester Vollmacht und Briefe nach Damaskus, um auch dort, wohin er den Petrus geflohen glaubt, das Geschäft der Verfolgung fortzusetzen. Liegt schon hier die Parodie auf des Paulus Reise nach Damaskus auf der Hand, so schwindet aller Zweifel, denn wir dann in den Homilien den Simon sich zum Beweise dessen, daß er auch Apostel und des Petrus Mitarbeiter ist, auf eine Vision berufen hören, die ihm zu Theil geworden sei. Bekanntlich war dies eben die Lage des erst nachträglich als Apostel aufgetretenen Paulus im Unterschiede zu denen, welche den Messias selbst auf Erden gesehen und begleitet hatten. Ein ganzer Tag geht daher bei der Disputation zu Laodicea darauf, daß Petrus dem Simon beweist, ein Apostel sei nur, wer wie er, ein Jahr über mit dem „wahren Propheten“ Umgang gepflogen, nicht aber, wer denselben lediglich durch Träume und Visionen kennen gelernt habe. Mehrfach wird ausgesprochen, daß nach Christus kein Prophet und nach den Zwölfen kein Apostel mehr auferstehe, und was Petrus bei einer solchen Gelegenheit dem Gegner noch besonders vorrückt, ist, daß dieser es gewagt habe, ihn, den Petrus, als einen Menschen zu bezeichnen, über den man Klage führen müsse — genau mit demselben Ausdrucke, welchen Paulus im Galaterbriefe (2, 11) wirklich dem Petrus gegenüber gebraucht. Auch sonst fehlt es nicht an der mannigfachsten Periffilage der paulinischen Briefe. Nennt hier — um nur wenige Beispiele anzuführen — Paulus seine judaisitischen Gegner Satansengel, deren Meister selbst es verstehe, sich als Engel des Lichtes zu verstellen (2. Kor. 11, 14), so wird genau dieses Wort in den Recognitionen rückwärts auf ihn selbst angewandt, und in ebenso ironischem Zusammenhange kommt auch das „auserwählte Gefäß“ vor, welches der Ehrentitel des Paulus in der Apostelgeschichte (9, 15) ist. Bezog sich dieses Prädicat ursprünglich auf die große That der Eroberung der Heidenwelt für Christus, so ist in der hier betrachteten Literatur die ganze Ehre auch hieron auf Petrus übertragen. Nur wird es als ein göttliches Verhängniß anerkannt, daß diesmal dem Sonnenlichte der Schatten, der Wahrheit die Lüge vorangehen, also auch der falsche Apostel zuerst die Heiden verwirren müsse, ehe der wahre ihm Schritt für Schritt nachrückte und seine Scheinfolge corrigirte. Dies geschieht denn auch durchweg im Romane — zunächst an der syrischen Küste, deren Gegenden dem neunten Kapitel unserer Apostelgeschichte zufolge sowohl Paulus als Petrus einst wirklich durchkreist haben, dann in Antiochia, wo laut dem Galaterbriefe zwischen Petrus und Paulus ein heftiger Conflict ebenfalls in Wirklichkeit stattgefunden hatte, nicht minder aber auch in Cäsarea, wo Paulus zwei Jahre lang als Ge-

fangener wirkte und wo in der Nähe des Landpflegers Felix sich auch jener von Josephus erwähnte, cyprische Magier Simon aufhielt, welcher wahrscheinlich die Gelegenheitsursache zur Entstehung der ganzen Simon-Paulus-Fabel geworden ist. Endlich reist Simon von Cäsarea nach Rom, wobei indessen die älteste Gestalt der Sage eine Wendung enthalten zu haben scheint, in Folge deren Simon nicht freiwillig die Reise unternimmt, sondern von jenem kaiserlichen Hauptmann, der ihm schon in Antiochia nachstellte, gefangen und transportirt. Damit erst wäre das Zerrbild des Lebens des Apostels Paulus, welcher ja gleichfalls als Gefangener von Cäsarea nach Rom wandert, vollendet.

An diesem Orte sei heiläufig eines Punktes Erwähnung gethan, welchen die Leser der neutestamentlichen Apostelgeschichte und nicht minder die Kenner der mittelalterlichen Kirchenhistorie vielleicht als Instanz gegen unsere bisherige Darlegung geltend machen möchten. Zunächst figurirt im römischen Kirchenrechte ein arges Verbrechen, nach dem Zauberer Simon, seinem angeblichen Erfinder, Simonie genannt. Darunter verstand man bekanntlich allen Pfründenhandel, jegliches Kaufen und Verkaufen geistlicher Stellen. Dies aber scheint ja mit unserem Simon, wie wir ihn bisher kennen gelernt haben, gar nichts zu thun zu haben. Wohl aber erinnern wir uns der Apostelgeschichte, die im achten Kapitel dieses Simon Magus gleichfalls erwähnt als eines Mannes, welcher dem Petrus, als dieser vermöge der Wunder wirkenden Auflegung seiner Hände den heiligen Geist ertheilt, Geld anbietet, um das Geheimniß derselben Wunderkraft käuflich an sich zu bringen. Indessen näher besehen erweist doch auch dieser Zug seine specifische Verwandtschaft mit den bisher betrachteten Elementen. Unsere Apostelgeschichte zwar ist natürlich weit entfernt davon, jene boshafte Beziehung der Simonsage auf Paulus irgend zu theilen oder auch nur zu erlauben; in ihrem Zusammenhange fällt sogar jede derartige Möglichkeit zu Boden, da an dem Orte, wo sie von Simon erzählt, Paulus noch nicht einmal bekehrt und Apostel geworden ist. Sie tritt also dem jüdenchristlichen Unternehmen der Umsetzung des Paulus in Simon Magus geradezu entgegen. Aber woher ist denn dem Verfasser dieses Werkes selbst die Kunde von Simon überhaupt gekommen? Darauf ergibt sich mit Leichtigkeit die Antwort, sobald wir uns erinnern, wie dem Apostel Paulus, als einst die Zwölfapostel zu Jerusalem seine Heidenmission anerkannten, dafür zur Auflage gemacht wurde, daß er der armen Gemeinde zu Jerusalem mit Geldmitteln zu Hülfe kommen solle (Gal. 2, 10); wenn wir weiter erwägen, wie eifrig er laut den Korintherbriefen diese Collecte in Kleinasien und Griechenland

betrieben und schließlich in eigener Person das gesammelte Geld an den Ort seiner Bestimmung verbracht hat, um sich die Gemüther der Juden-Christen daselbst zu versöhnen (vgl. Apg. 24, 17 „Almosen für mein Volk“). Aber es gab Unversöhnliche. Wenigstens besteht bei der Bewandniß, die es nach dem oben Gesagten mit der gesammten Simonsfrage hat, dringender Verdacht, daß mit dem Simon, welcher geistliche Güter um Geldeslohn zu erwerben denkt, ursprünglich auch nur wieder ein Zerrbild des Paulus beabsichtigt war, welcher der Muttergemeinde aus den Heidenländern reiche Gaben zuführt, um einen thatsächlichen Beweis von der Wirksamkeit seines vielverleumdeten Evangeliums und seines angefochtenen Apostelamtes zu liefern. „Du hast weder Theil noch Gemeinschaft an dieser Sache“ — denkt man sich diese Worte des Petrus der Apostelgeschichte (8, 21) im Mund des Petrus der Clementinen, so gewinnen sie auf einmal beleidigende Deutlichkeit und besagen nichts mehr und nichts weniger als: „ein Mitglied des Apostelcollegiums wirst du deshalb noch keineswegs.“ Es scheint somit auch dieser Zug ursprünglich von derselben Hand herzurühren, die das ganze Simonsbild gemalt hat.

„Durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte“ — so schreibt Paulus bei Lebzeiten (2. Kor. 6, 8). Aber auch nach seinem Tode dauerte es noch Jahrhunderte, bis der Haß derer, welche durch ihn ihre Nationalvorrechte eingebüßt zu haben glaubten, ganz verraucht war. Haben wir im Obigen die Bekanntschaft eines ganzen Romanes gemacht, in dessen verschiedenartigen Kapiteln das Judenthenthum der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts recht betriebsam gearbeitet hat, so ist es wenigstens eine, ganz in demselben scharf malitiösen Tone gehende Novelle zu nennen, was sich, nach dem Zeugnisse eines in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts schreibenden Kirchenvaters, die damals lebenden Juden-Christen erzählten: Paulus habe eigentlich nur die Tochter eines Hohepriesters heirathen wollen, und da ihm solches nicht geglückt, der gesammten Brut des Judenthums sammt ihrem Gesetz den Untergang geschworen. Gewiß hat die vielverschiedene Tübinger Schule darin ganz Recht, daß sie sagt, wenn die Wellen leidenschaftlicher Erregung sich noch in so scharfen Linien auf dem Bilde nächstfolgender Jahrhunderte abzeichnen, könne das apostolische Jahrhundert selbst unmöglich eine reine spiegelklare See gewesen sein. — Bringen wir nunmehr das Resultat und die Summe aller bisher besprochenen Punkte auf einen kurzen Ausdruck, so läßt sich Folgendes mit Bestimmtheit einstellen. Bei dem eigenthümlichen Verhältnisse, in welchem die Gestalt des Zauberers Simon in der judenchristlichen Sagenbildung auftritt, versteht

es sich lediglich von selbst, daß auch er schließlich nach Rom kommen mußte, denn dort lief bekanntlich im Sommer 64, als die Neronische Christenverfolgung wüthete, die Bahn des geschichtlichen Paulus zu Ende, und die Spuren, welche seine Wirksamkeit in Rom zurückgelassen hatte, galt es ja vor Allem zu tilgen oder zu fälschen. Ist aber Simon Magus nach Rom gekommen, so versteht sich als ein Weiteres gleichfalls von selbst, daß auch Petrus, der die Aufgabe hat, ihm überall nachzurücken und ihn überall zu Schanden zu machen, nach Rom kommen muß. Und hier stehen wir nunmehr vor dem ersten Bildungskeim aller und jeder römischen Petrusagen.

Man hat an diesem Sachverhalt eine Zeit lang gezweifelt, weil man annahm, die Sage vom römischen Aufenthalte des Petrus begegne auch unabhängig von der Simonsage. Daß dem aber nicht so ist, hat die letzte, eindringendste und umfassendste Kritik, welche die sämtlichen Quellen des römischen Sagenkreises erfahren haben, zur Genüge herausgestellt.*) Es läßt sich außer dem Auftreten des wirklichen Heidenapostels Paulus in Rom schlechterdings kein Anlaß mehr entdecken, der schon zu Anfang des zweiten Jahrhunderts dazu geführt haben könnte, auch den Petrus als angeblichen Heidenapostel in die Welthauptstadt zu versetzen, da Letzteres mit aller sonst beglaubigten Kunde aus dem ersten Jahrhundert streitet, wie solches die römischen Disputatoren evangelischer Seits allerdings unwiderleglich dargethan haben. Die ältesten Schriftdenkmale des Christenthums, die sich in unserem neuen Testamente angesammelt haben, wissen nichts von einem Petrus in Rom. Sollten die beiden Petrusbriefe dieser Sammlung echt sein, so weisen sie dem Apostel ein Wirkungsfeld in Kleinasien, ja sogar in Babylonien an, also eher im fernen Osten, als in Rom, der großen Stadt des Westens. Wäre dagegen umgekehrt unter dem 1. Petr. 5, 13 erwähnten Babylon Rom zu verstehen, so ist, da dieser Sprachgebrauch erst von der 68—69 entstandenen Offenbarung des Johannes geschaffen worden, Petrus aber, wenn überhaupt in Rom, dann 64—67 daselbst gestorben ist, schon dies ein Beweis für den spätern Ursprung und die Unechtheit dieser Briefe. Sollte also auch 1. Petr. 5, 13 die älteste Spur eines römischen Aufenthaltes vorliegen, so wäre dies lediglich im Gefolge einer Fälschung der Fall, und außerdem auch noch in einer mysteriösen Verhüllung, die darauf hinweist, daß der Verfasser des Briefes im Bewußtsein seiner Zeitgenossen dafür noch nicht Anhaltspunkte genug fand, um sicherer auftreten zu können. Indessen ist selbst bei erwiesenem nachpetrinischem Ursprunge des

*) Lipsius: Die Quellen der römischen Petrusage, Kiel, 1872. Meine Anzeige davon in der „Protestantischen Kirchenzeitung“ 1871, Nr. 50.

Briefes jene Deutung von Babylon auf Rom noch nicht vollkommen zuverlässig, und wird somit die besprochene Stelle z. B. von Lipsius zu dem Beweise benutzt, daß man noch um 130—140 den Petrus sich als im fernen Orient wirkend dachte *). Der ganz paulinisch redende Verfasser, welcher seinen Petrus 1. Petr. 4, 15 schreiben läßt, Niemand solle in ein fremdes Amt greifen, hat schwerlich die Vorstellung in sich getragen und befördert, als habe derselbe Apostel sich in das von Paulus cultivirte Arbeitsfeld zu Rom gedrängt und also sein eigenes Wort Lügen gestraft.

In Wahrheit hat der Verfasser von 1. Petr. 4, 15 an den bekannten Grundsatz des Paulus Röm. 15, 20. 2. Kor. 10, 16 gedacht, und dieser wieder verbürgt, daß Paulus nach Rom weder geschrieben, noch auch persönlich zu kommen gestrebt hätte, falls daselbst schon Petrus sein Arbeitsfeld gehabt hätte. So wenig aber als der Brief, welchen Paulus von Korinth nach Rom schrieb, gedenkt der andere, den er von Rom nach Philippi richtete, eines ebendasselbst wirkenden Mitapostels. Aber auch wenn mit dem Philipperbriefe sämtliche kleinere Paulusbriefe unecht wären, ginge doch soviel aus ihnen hervor, daß man zur Zeit ihrer Abfassung noch nichts von einer, sei es zur Bekämpfung des Heidenapostels, sei es zur gemeinsamen Arbeit mit ihm unternommenen, Reise des Petrus nach Rom wußte. Dasselbe ergibt sich auch aus dem Stillschweigen der Apostelgeschichte. Obwohl dieselbe die Ausbreitung des Evangeliums von Jerusalem bis nach Rom erzählen will, schließt sie doch einfach mit der zweijährigen Wirksamkeit des Paulus daselbst, und obwohl sie durchweg bestrebt ist, diesen mit Petrus gleich zu stellen und Keinem einen Vorrang vor dem Andern einzuräumen, läßt sie sich doch den, ihrem ausgleichenden Zwecke so willkommenen, ihre ganze Tendenz krönenden Zug entgehen, beide Apostel zusammen in der Hauptstadt des Reiches den Märtyrertod erleiden zu lassen. Sie verläßt den Petrus in Palästina und bringt nur den Paulus nach Rom. Nicht einmal dessen Ende erzählt sie noch. Die einfachste Erlebigung findet dieser Umstand, daß die Apostelgeschichte am Martyrium des Paulus vorbeigeht, aber erst in der Annahme, daß dem Verfasser derselben von einer, damit in Parallele zu bringenden Blutszeugenschaft des Petrus gar nichts bekannt war.**)

Von einer solchen ist erst die Rede im Johannesevangelium (13, 36. 21, 18. 19) und im Clemensbrief. Das unter diesem Namen bekannt gewordene römische Gemeindeschreiben nach Korinth ist nämlich frühestens zwischen 93 und 97, spätestens um 125 abgefaßt. Hier werden allerdings als Bei-

*) Chronologie der römischen Bischöfe, 1869, S. 166.

**) Vgl. Michelsen: Theologisch Tijdschrift, 1868, S. 61.

spiele des aus Eifer und Neid hervorgegangenen Unheils nacheinander die Martyrien des Petrus und des Paulus angeführt. Aber trotz der offenbar parallelisirenden Tendenz wird auch jetzt noch die gemeinsame Dertlichkeit nicht hervorgehoben, also gerade das nicht, worauf, wenn jenes Schreiben für den römischen Aufenthalt des Petrus zeugen soll, Alles ankommt. Man hat den Tod in Rom daher erst aus dem zweifelhaften Ausdrucke „Ende des Westens“, wohin Paulus vorgebracht sein soll, ergänzen wollen. Aber gerade daraus, daß der besondere Ruhm des Paulus darin gesucht wird, daß dieser Apostel „im Aufgang und Niedergang gepredigt, die ganze Welt Gerechtigkeit gelehrt und bis an das Ende des Westens gekommen“ sei, erhellt, daß der Verfasser das Ende des Petrus im Osten voraussetzt oder viel mehr gar nichts Näheres darüber zu sagen weiß.

Weiter als mit dem Zeugnisse des Clemens gelangt man allerdings mit einem, von Eusebius aufbewahrten, Fragment des um 170 schreibenden Bischofs Dionysius von Korinth, welcher aber nur die eigene Gemeinde verherrlichen und die enge Gemeinschaft derselben mit der römischen hervorheben will, wenn er, ohne Zweifel argumentirend aus 1. Kor. 1, 12, vielleicht auch aus 2. Kor. 11, 4, erzählt, Petrus und Paulus hätten gemeinschaftlich die Gemeinde zu Korinth gepflanzt und daselbst gelehrt, dann aber seien sie zusammen nach Italien gezogen und zur selben Zeit als Märtyrer gestorben. Obgleich nun hier die örtliche Gleichheit noch nicht bestimmt ausgedrückt ist, so bildet doch höchst wahrscheinlich die Annahme einer petrinischen Wirksamkeit in Rom die Voraussetzung des ganzen Berichtes, und nicht minder ist das Schlagwort „Petrus und Paulus“ dem gleichzeitigen Verfasser der Ignatiusbriefe schon im Ohre gelegen, wenn er seinen Ignatius die Römer versichern läßt, er „schreibe ihnen nicht vor, wie Petrus und Paulus“. Hier also begegnen wir in der That den ersten Spuren des Versuches, der Gemeinde Roms den Ruhm einer doppelapostolischen Stiftung zu sichern.

Aus dem ganzen Zeugenverhör aber, das wir angestellt, ergibt sich folgende Gesamtanschauung des statt gehaltenen Verlaufes. Nicht Petrus, wohl aber das Judenthenthum, in dessen geschäftiger Phantasie der vom geschichtlichen Schauplatze abgetretene Petrus ein Nachleben von großartiger Tragweite feiern sollte, hat sich in Rom angesiedelt. Die reiche und zum Theil recht anziehende Literatur, welche von da bis gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts ausging, war auch in heidnchristlichen Kreisen besonders in solchen, die ihre Ursprünge nicht direct auf paulinische Anregung zurückführten, sehr beliebt, und seit der Mitte des eben genannten Jahrhunderts hat der römische Petrus Fleisch und Blut gewonnen, auch in dem

Bewußtsein der allmählig sich bildenden, die früheren Gegensätze ausgleichenden, altkatholischen Kirche. Es wäre falsch, hier etwa Alles direct auf „Priesterbetrug“ zurückzuschieben. Rein! sondern schon jener Instinkt der Welt-herrschaft, welcher aus dem heidnischen in das christliche Rom sich vererbt hatte, brachte es mit sich, daß man den römischen Aufenthalt des Apostels Petrus, welchen jene judenchristlichen Bemühungen der römischen Gemeinde-überlieferung recht eigentlich in den Garten wachsen ließen, dankbarst accep-tirte. Zum paulinischen kam auf diese Weise der petrinische Ursprung. Die einzige apostolische Gemeinde des Abendlandes, Rom, erfreute sich sogar eines doppelapostolischen Ursprungs, und Zweifelnde hatten die Wahl, sich entweder um des Paulus oder um des Petrus willen an sie zu halten. Beide möglichen Schlagwörter waren so auf's Bequemste zusammengefaßt, und fester als auf diese beiden Füße konnte der gewaltige Anspruch, mit welchem das christliche Rom schon in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts den kleinasiatischen Gemeinden gegenüber auftrat, nicht gegründet werden. Etwa seit 170 ertönen demgemäß in der Kirche die ersten nachweisbaren Stimmen, welche der römischen Gemeinde petropaulinischen Ursprung zuer-kennen. Gleichzeitig werden auch jene alten judenchristlichen Schriftwerke neuen Uebearbeitungen unterworfen, in welchen Petrus und Paulus zu-sammen in Rom den Magier bekämpfen und herabbeten, als er fliegen will. Es entstehen die sog. „Thaten des Paulus“ und weiterhin die „Thaten des Petrus und Paulus“. So erwächst eine zweite Sagenbildung, welche als Ergebniß der ersten den römischen Petrus annimmt, ihn aber im Gegen-satz zu dieser verwendet: d. h. nicht mehr um den Paulus durch Petrus zu ersetzen, sondern um beide zusammenzufassen und durch Gleichartigkeit des Todes zu parallelisiren. Aber auch diese späteren Werke, von denen große Stücke erst in unserem Jahrhunderte wieder zu Tage gefördert worden sind, lassen noch ganz deutlich erkennen, daß Petrus eigentlich die Hauptperson, Paulus erst von zweiter Hand eingetragen ist; ja der Magier Simon selbst zeigt uns noch jene altbekannten Farben, die unter der ungenügenden Ueber-malung durchblicken und die Harmonie des darauf getragenen Gemäldes verderben. So wenn Simon vor dem Kaiser Nero nicht bloß als Gegner des jüdischen Gesetzes, sondern auch als geborener, aber abgefallener Jude auftritt, der von Neid und Eifersucht gegen den Petrus entbrannt ist und sogar noch den bezeichnenden Titel des „Feindes“ trägt. Unter Berufung auf diesen That-bestand vor Allem konnte der Nachweis dafür geliefert werden, daß in jeder Beziehung die antipaulinische Simonsage die unterste Quellschicht dieser gesammten Literatur und namentlich die Vorstufe für die altkatholische Form

der Legende darstellt, die letztere mithin nur als jener aufgetropft, nicht aber neben ihr als selbstständige Größe zu betrachten ist. Damit verschwindet aber die letzte Ausrede, kraft welcher noch einzelne Vertreter der historischen Forschung bisher sich des römischen Aufenthaltes des Petrus glauben annehmen zu sollen. Denn lange bevor man von dem friedlichen Zusammenwirken der beiden großen Apostel in Rom etwas wußte, bevor die petropaulinische Legende an irgend einem Ende der Christenheit begegnet, erfreute sich in eben demselben Rom das antipaulinische Judenthumb an dem Gedanken, daß sein Held und Patron, Petrus, seinen unermüdblichen Kampf gegen den falschen Apostel zuletzt in der Welthauptstadt mit dem schmachvollen Sturze des verhafteten Menschen beendet habe. Die älteste Gestalt der Petrusfage ist somit die, welche diesen Apostel als Gegner des Simon nach Rom führt. Im Kampfe der Personen spiegelt sich aber offenbar nur der Kampf der Parteien ab. Der im Roman gefeierten Besiegung des falschen durch den wahren Apostel liegt als Thatsache zu Grunde die allmähliche Zurückdrängung des Paulinismus in der römischen Gemeinde durch das jüdische Christenthum; und die schließlich ausgleichende Lösung „Petrus und Paulus“ bedeutet die allmählig möglich gewordene Coalition der Parteien in der katholischen Kirche.

Es ist vielleicht noch möglich, den Anlaß zu bestimmen, welcher zur bewußten Bearbeitung der Geschichte in Rom geführt hat. Ein christlicher Schriftsteller mit Namen Hegesipp ging in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts in allen bedeutenden Gemeinden der Reihenfolge der Bischöfe bis auf die Apostel nach und kam in diesem Bestreben unter dem Bischof Anicetus nach Rom. Er verblieb daselbst während der ganzen Zeit seines Nachfolgers, des Bischofs Soter (166—174) und trug auch dessen Nachfolger Eleutherus noch in seine Bischofsliste ein. Damals nun entstand, ohne Zweifel auf Anregen des Hegesipp, die erste römische Bischofsliste und zwar bereits mit dem Apostelfürsten als dem Anfänger der Reihe. Unter Zephyrinus (199—217) wirkte der Presbyter Cajus, welcher bereits den Denkstein („Tropäum“) des Petrus in den Gärten des Nero so gut gesehen haben will, wie das Grab des Paulus auf der Straße gegen Ostia.

Seither bewirkt das Ansehen der römischen Tradition, daß man auch außerhalb Roms dieses wichtigste Stück der Petrusfage gelten läßt. Wir finden es daher nicht bloß bei dem seit 176 mit Rom in Verbindung stehenden Jrenäus, sondern auch bei Tertullian, und zwei andere Hauptgemeinden der Christenheit, welche bisher auf dem besten Wege gewesen waren, dasselbe Experiment zu machen, stellen allmählig ihre Arbeit ein

und geben sich überwunden. Wir meinen die Kirche von Antiochia, welche, wahrscheinlich auf Grund von Gal. 2, 11, den Petrus, wenn nicht als Blutzengen, so doch jedenfalls als Bischof in Anspruch genommen und bereits eine Bischofsliste gefertigt hatte, derzufolge auf Petrus Euodius, auf diesen Ignatius gefolgt wäre. Aus der dem Letzteren untergeschobenen Literatur geht sogar hervor, daß man sich geradezu petropaulinischer Abkunft auch in Antiochia gerühmt hat. Aber dasselbe muß auch, wie aus dem oben erörterten Zeugnisse des Dionysius von Korinth hervorgeht, an diesem letzteren Orte der Fall gewesen sein. Erst als der Respect vor Rom stärker wurde, tritt die Concurrenz der anderen Gemeinden zurück. Umgekehrt gab man in Rom den gemachten und noch von Gregor dem Großen wiederholten Versuch auf, den Paulus zum Bischof von Rom zu machen, weil es zu augenscheinlich auf der Hand lag, daß man eine solche Ehre jedenfalls mit griechischen Bisthümern, wie Athen, Korinth, Ephesus, hätte theilen müssen. Gerade darin, daß man sich auf Petrus beschränkt, der sich in jeder Beziehung besser zum Träger der römischen Tendenzen eignete, liegt also ein Hauptbeweis für das Bewußte und Absichtliche in dieser ganzen Sagenbildung.

Würde es im Zweck dieses Aufsatzes gelegen sein, eine vollständige Anschauung von dem Werden und Wachsen der die Simons- und Petrus-sage betreffenden Literatur zu geben, so dürften wir auch an der Thatsache nicht vorübergehen, daß jene oben besprochenen judenchristlichen und katholischen Schriftstücke auch in gnostischen Kreisen reichliche und vielseitige Weiterbildung erfahren haben, und daß diese gnostischen Legenden schließlich wieder in katholischem Sinne umgearbeitet und in dieser Gestalt erhalten worden sind. Ein solches Werk stellen z. B. die „Thaten der heiligen Apostel“ dar, denen zufolge Petrus, in Rom angelangt, sofort nach der Wohnung des Zauberers Simon sich erkundigt. Dieser hat einen Hund vor seiner Hausthür liegen, welcher Jeden, der ohne seine Erlaubniß die Schwelle zu überschreiten übernimmt, tödtet. Petrus aber erweist seine Ueberlegenheit sofort darin, daß er dem Thier gebietet, hineinzugehen und dem Simon mit menschlicher Stimme zu sagen: Petrus will eintreten. Dies geschieht, und zwar billig zu nicht geringer Verwunderung der Anwesenden. Simon aber zeigt, daß er das auch kann, und auf seinen Befehl muß der Hund abermals mit menschlicher Stimme reden und den Apostel hereinrufen. Petrus tritt ein; nun beginnen neue Wunderwettkämpfe, aus denen er als Sieger hervorgeht. Das Ende bildet denn auch hier wieder der mißlungene Zauberflug.

Wir gehen zurück zu der römischen Localfrage, deren weitere Ausbildung ebenfalls keinen Zweifel darüber übrig läßt, wie dieselbe ursprünglich gemeint war. Das Christenthum drang in Rom von zwei direct entgegengesetzten Enden der Stadt vor, vom südwestlichen und vom nordöstlichen. An jenem, in Trastevere, wohnten die Juden, als handeltreibendes Volk, dem Flusse und den Hafenplätzen benachbart. Da war es, wo man in Rom jedenfalls zuerst die Kunde vernahm, der Messias sei erschienen. Vielleicht erst zwanzig Jahre später kam der Apostel Paulus als Gefangener nach Rom. Die Kaserne der Prätorianer lag seit des Tiberius Zeiten am gerade entgegengesetzten Ende. Dort also, in der Nähe des Vicus Patricius, predigte der Gefangene des Prätorianerhauptmanns; von dort aus nahm die christliche Sache einen neuen Aufschwung. Ganz in Uebereinstimmung mit diesen beiden Wohnsitzen des ältesten Christenthums läßt die römische Sage den Petrus zuerst in Trastevere, im Judenviertel, wohnen, wo jetzt die Cäcilienkirche steht, dann aber nach dem Vicus Patricius in das Haus des Pudens übersiedeln. Damit sind also selbst diejenigen Räumlichkeiten, von welchen die paulinische Mission ihren Ausgang nahm, mit angeblichen Erinnerungen aus dem Leben des Petrus angefüllt, und die fabelhafte Gestalt des römischen Petrus stellt in Wirklichkeit nur die Fortbewegung des römischen Christenthums von seinen judenchristlichen Anfängen zu der ihm durch Paulus erschlossenen Heidenwelt dar.

Der eben besprochene Wohnungswechsel setzt voraus, daß Petrus längere Zeit über in Rom sich befunden hat. Die kirchliche Ueberlieferung dehnt die Dauer seines Bischofthums daselbst sogar auf ein Vierteljahrhundert aus. Wie kam man auf diese schon in der Chronik des Hippolyt vom Jahr 235 befindliche Angabe? Die Familiengeschichte des Clemens wurde, wie wir sahen, aus Domitians Zeiten in diejenigen des Tiberius versetzt. Der so bereicherte Roman mußte deshalb den Simon mindestens halb nach des Tiberius Tod nach Rom kommen lassen, und so bestätigen denn auch seit Justin die Kirchenväter, er sei schon unter Claudius in Rom erschienen. Damit war von selbst auch der Zeitpunkt gegeben, in welchem Petrus den römischen Boden betritt, der Anfang der Regierung des Claudius — freilich ein in jeder Beziehung unmögliches Datum, da ihn die Apostelgeschichte noch gegen Ende dieser selben Regierung ruhig in Jerusalem weiß. Dieselbe Apostelgeschichte läßt nun aber den Paulus erst unter Nero nach Rom kommen, und diese geschichtlich richtige Auffassung der Sache brach sich allmähig Bahn. Daraus folgt für die petropaulinische Legende, daß um der zu behauptenden gemeinsamen Lehrthätigkeit beider

Apostel willen sich auch Petrus noch unter Nero in Rom befinden muß, und so zog man einfach vom Anfange der Regierung des Claudius bis zu dem vorletzten Jahre des Nero eine Verbindungslinie und gewann die Zeit von 42 bis 67, also 25 Jahre, für Petrus. Darum sagte man zu den Päpsten: „Du wirst die Jahre des Petrus nicht ausfüllen,“ bis Pius IX. diese Voraussetzung seit dem 16. Juni 1871 zu Schanden machte. Es ist daher schon erklärlich, wenn die päpstlichen Theologen auf dem anfangs erwähnten römischen Religionsgespräch die „chronologische Frage“ geradezu Preis gaben.

Wir fragen weiter, warum gerade das Jahr 67 den Endtermin der römischen Wirksamkeit des Petrus bilden mußte. Auch dieses Räthsel löst sich, wenn wir bemerken, daß die altkirchlichen Schriftsteller und Chronographen die Verfolgung des Nero, welche in den Sommer 64 fällt, nach einer falschen Berechnung drei Jahre zu spät angesetzt haben. In der Neronischen Verfolgung ist nun aber Paulus umgekommen. Folglich mußte in der petropaulinischen Sagengestaltung auch der brüderlich mit ihm verbundene Petrus derselben Verfolgung zum Opfer fallen, davon ganz abgesehen, daß auch schon die judenchristliche Ueberlieferung ihn zur Strafe für den durch ihn bewirkten Fall des Magiers getödtet werden läßt. Schon um das Jahr 200 zeigte man in der That seine Nichtstätte in jenen kaiserlichen Gärten am Vatican, wo, nach des Tacitus Bericht, Nero die Christen hinrichten ließ. So war also das Jahr des Martyriums durch das Todesjahr des Paulus gegeben. Aber auch der Tag fand sich bald ein. Wie im dritten Jahrhundert die Anfänge des Heiligen- und Reliquiendienstes überall in der katholischen Kirche sich bemerklich machen, so fand man jetzt auch in Rom angebliche Gebeine der beiden Hauptapostel. Es war in der valerianischen Verfolgung, wo zahlreiche neue Märtyrer Anlaß boten, auch den Resten der ältesten Blutzengen mit frommer und leichtgläubiger Neugierde nachzuforschen. So kamen die Reliquien des Petrus und Paulus in den Zeiten des Bischofs Sixtus II. zum Vorschein und wurden im Jahre des Consulates des Tuscus und Bassus, am 29. Juni 258, wie uns zuverlässig berichtet ist, feierlich beigesetzt, die des Petrus in den Katakomben, die des Paulus auf dem Wege nach Ostia. Fast gerade hundert Jahre später begegnet uns zuerst die Notiz, daß der 29. Juni für den Tag gilt, an welchem beide Apostel den Märtyrertod erlitten haben. Der geschichtlich allein beglaubigte Beerbigungstag mußte somit später auch für den Todestag gelten. So kommt es, daß noch heute am 29. Juni im römischen Kalender steht: Peter und Paul. Die Gebeine des Petrus aber wurden schon im vierten Jahrhundert aus den Katakomben wieder über den Tiber

nach dem Vatican gebracht und in der von Constantin erbauten Peterskirche beigesetzt. Dort hat schon in der Mitte des fünften Jahrhunderts ein großer Papst, Leo I., die römische Gemeinde von der Kanzel erinnert, sie feiern heute, am 29. Juni, den gemeinsamen Märtyrertod der beiden Männer, welche diese Stadt Rom als ihre wahren Väter in das Himmelreich eingefügt und dadurch auf viel dauerhafteren Elementen gegründet hätten, als einst Romulus und Remus, welche die ersten Grundsteine zu den Stadtmauern des weltlichen Roms gelegt haben. Die Vergleichung mit Romulus und Remus ist in der That glücklich. Denn was diese Namen für das altheidnische Rom, das bedeuten Petrus und Paulus für das christliche, und wenn wir den Sinn der Simonsfrage richtig erkannt haben, so verhielt sich laut derselben Petrus zu Paulus auch nicht eben viel anders, als Romulus zu Remus, den er aus dem Wege räumte.

Stand es einmal fest, daß Petrus in der Neronischen Christenverfolgung seinem Herrn und Meister nachgefolgt und einen glorreichen Ausgang am Kreuze gefunden hat, so lag die Aufforderung nahe, dieses Ende auch im Einzelnen malerisch auszuführen. Während der Tod des Paulus, abgesehen von den Legenden, die sich an den Weg nach Ostia knüpfen, ganz ohne poetische Zuthat geblieben ist, hat sich ein reicher Sagenkranz um das Kreuz des Petrus geschlungen. Man suchte zunächst für ihn nach einem Gefängnisse und fand ein passendes in jenem mamertinischen Kerker am Fuße des Kapitols, darin Jugurtha und Catilina's Genossen verendeten. Es ist ein feuchtes Tuffsteingewölbe, ursprünglich eine Brunnenstube, deren dunkle Gänge jetzt mit Altären und Kapellen — genannt San Pietro in carcere — geschmückt sind. Darin umherzukriechen ist gerade kein Vergnügen. Petrus seinerseits soll bald die Flucht ergriffen und auf die appische Straße enteilt sein. Aber — so erzählt die sehr alte, schon in den „Thaten des Petrus und Paulus“ vorkommende Legende — er hatte kaum die Stadt verlassen, so begegnete ihm Christus. Petrus fragte ihn: „Herr, wo gehst du hin,“ und dieser antwortete: „Nach Rom, um mich abermals kreuzigen zu lassen.“ Beiläufig gesagt, hängt an diesem Mahnworte, waran der flüchtige Jünger seine Pflicht erkannte und in den Kerker zurückkehrte, nicht blos die bei Tertullian auftretende, wahrscheinlich auch schon Joh. 21, 18. 19 vorausgesetzte, Nachricht, daß Petrus in der Nachfolge des Herrn gekreuzigt, sondern auch die vielleicht von Origenes, jedenfalls von Iulianus bezeugte nähere Form, wonach er umgekehrt, also hauptwärts, gekreuzigt worden ist. Denn das griechische Wort, welches „abermals“ bedeutet, heißt auch „von oben herab“. An der Stelle aber, wo es ausgesprochen wurde und Petrus

umwandte, steht noch heute vor dem Sebastiansthor, in verödetter Umgebung das Kirchlein „Herr, wo gehst du hin?“ (Domine quo vadis.) — zum Gedächtniß an diese sinnige, ganz im Charakter des Petrus der Evangelien gehaltene Anekdote. Noch zeigt man daneben einen Stein, in welchem sich bei dieser Gelegenheit die Fußtapfen des Heilandes eingedrückt haben.

War Petrus im Kerker, so hat er auch Ketten getragen, wie zuvor in Jerusalem, als ihn Herodes Agrippa einst gefangen gesetzt hatte (Apg. 12, 6. 7). Auch davon weiß schon die alte Legende Wunderdinge zu erzählen. Es seien die römischen Ketten unter Papst Alexander wieder aufgefunden worden, die jerusalemischen aber habe die Kaiserin Eudoria bei Gelegenheit einer Wallfahrt in Jerusalem entdeckt und nach Rom gebracht. Als sie dieselben nun dem damaligen Papst Sixtus III. zeigt, bringt dieser die mamertinischen Ketten hinzu, und beide Fesseln vereinigen sich sofort durch ein Wunder. Papst und Kaiserin stiften zum Andenken daran eine eigene Kirche, die um 440 erbaute Kirche des Petrus ad vincula (San Pietro in vincoli), wo die vereinigte Kette jetzt noch aufbewahrt wird. Die jährliche Feier dieses Ereignisses setzte Sixtus III. aber auf den 1. August fest, welcher seit den Zeiten des Kaisers Augustus, der sich an diesem Tag an die Eroberung Alexandrias erinnerte, beim römischen Volke in beliebtem Ansehen stand (Feriae Augusti). Daher steht noch heute am 1. August im römischen Kalender „Petri Kettenfeier“; das römische Volk aber hat die ursprüngliche Bedeutung des Tages der Feriae Augusti nicht vergessen und nennt ihn Feragosta.

Die Augustusfeier ist zur Petrusfeier geworden: welch' ein vielsagendes Symbol für den innersten Sinn der nunmehr sich vollziehenden Um- und Uebersetzung der altrömisch-heidnischen Weltmonarchie in die neurömisch-kirchliche! Man hat mit Recht gesagt, daß die Cäsarenvergötterung die ganz consequente Entwicklung des, von Anfang an staatlich angelegten, römischen Religionswesens darstelle. War Jupiter Capitolinus einst nur der Repräsentant der Majestät des republicanischen Staates gewesen, so verlangte jetzt der Genius des Monarchen, d. h. des sichtbar gewordenen Staates, nicht minder göttliche Verehrung. Eben hatte dieser neue Cultus sich consolidirt, da sehen wir über den geheimen Versammlungen eines verhältnißmäßig kleinen Bruchtheiles der römischen Bevölkerung, welcher sich aber bewußt war, daß ihm die Zukunft gehöre, einen neuen, einen religiösen Genius schweben, dessen Flügel im Laufe der Jahrhunderte gewaltig wachsen, und dessen Haupt endlich gleichfalls fast göttliche Ehren tragen sollte. Wir haben ihn in seinem ersten Werden, in den nachweisbar frühesten Regungen

seiner embryonischen Gestalt beobachtet, indem wir das immer üppiger werdende Gedeihen wahrnahmen, dessen sich unsere Sagenstoffe auf dem Boden Roms erfreuten. Wir haben eben damit die Erfahrungen und Erlebnisse gezeichnet, unter deren Erinnerung die christliche Kirche, nachdem ihr das Bewußtsein um die Bedingungen ihres eigenen Entstehens entschwunden war, hierüber zu phantasiren und den großartigen, weltgeschichtlichen Papsttraum zu träumen begonnen hat. Wir überschauen jetzt diesen Proceß, wie man das Wachsthum einer Pflanze überschaut, die Blätter an Blätter setzt. Freilich hat sie auch Früchte getragen, und zwar solche, welche den Einen ebenso süß, wie den Andern bitter schmecken wollten. Wir haben in Obigem die Gelegenheitsursache zu allen bis auf diesen Tag herabreichenden Ansprüchen besprochen, welche auf das römische Bischofthum des Petrus gegründet worden sind. Die unendlichen Gedankenreihen, die von da durch alle christlichen Jahrhunderte hinabreichen, lassen sich in vollster concentrirtester Wirkung, gleichsam als das große weltgeschichtliche Verhängniß der christlichen Menschheit, freilich nur an Einem Orte der Welt in's Bewußtsein aufnehmen: vor dem Hochaltar der Peterskirche in Rom unter den 89 ewig brennenden Leuchtern, am Grab des Apostelfürsten, auf welches von der schwindeligen Höhe des Kuppelansatzes herab in kolossaler Goldschrift die alten Papstsprüche herabblitzen: „Du bist Petrus“ aus dem Matthäusevangelium, „Ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre“ aus dem Lucasevangelium, „Weide meine Schafe“ aus dem Johannesevangelium. Stolz und majestätisch wie nichts in der Welt erhebt sich unter diesen riesigen Marmorhallen die Kathedra des Nachfolgers Petri. Alles ist wie für die Ewigkeiten gebaut, die gewohnten Maasverhältnisse verschwinden zu Nichts. Denkt man sich noch dazu den großartigen Apparat des, in diesen Hallen kürzlich versammelt gewesenen, ökumenischen Concils, welches das Gebäude der Nachfolgerschaft Petri mit der Unfehlbarkeitserklärung krönte, so existirt zu alledem freilich kein überraschenderer und schneidigerer Contrast, als die bescheidene deutsche Wissenschaft, der nüchterne protestantische Forscherinn, der zur selben Zeit, als die auf der römischen Petrusfrage erbaute Weltkirche ihre Zinnen an den Himmel anstoßen läßt, den Hebel seiner historischen Methode an den ersten Anfängen derselben eingesetzt und kaltblütig die Geschichtlichkeit ihrer letzten und untersten Grundlage aufgelöst hat — allerdings unter dem Vorbehalte, den diese Wissenschaft um ihres eigenen Crediten willen stets machen muß, daß sie nicht unfehlbar und besserer Belehrung, wosfern solche möglich, zugänglich ist.

Das Strafverfahren nach dem Herenspiegel

von Rassow, Appellationsgerichtsrath in Greifswald.

Die Römische Curie hat es erreicht, daß die wesentlichen Sätze des Syllabus von dem Concile des Jahres 1870 als Glaubenssätze für die katholische Christenheit angenommen sind. Man darf die Bedeutung dieses Ereignisses nicht unterschätzen. Wer sich bei der Ausrede beruhigen wollte, es handle sich nur um eine theoretische Feststellung des Dogma's und es liege der katholischen Kirche nichts ferner, als die practische Durchführung der Sätze erzwingen zu wollen, würde sich einer argen Täuschung hingeben. Selbst die frühere französische Regierung hat in ihrer Protestnote diese Anschauung zurückgewiesen. Zutreffend bemerkte Graf Daru, man würde wenig Achtung vor der Kirche und eine sehr geringe Idee von ihrer Macht haben, wenn man glauben wollte, sie stelle nur allgemeine Wahrheiten hin und fordere nicht deren Ausführung. Wenn in allen Pfarreien gelehrt werde, daß bestimmte Sätze Glaubenswahrheiten enthalten, so könne unmöglich einem jeden freigestellt werden, anders zu denken als zu handeln; der Papst habe gewiß nicht die Bischöfe nach Rom berufen, um sterile Gesetze zu geben und eitle Beschlüsse zu fassen. Die Encyclika vom 6. December 1864 liefert den sprechendsten Beweis, wie fern solche unconsequente Absichten dem Römischen Kirchenregiment liegen. In derselben berichtet der Papst, daß seine Vorgänger, indem sie die katholische Religion, die Wahrheit und die Gerechtigkeit bekannten, und rächend für sie einschritten, für das Seelenheil nie einen lebhafteren Wunsch hegten, als den, durch ihre Schreiben und Verfügungen alle Ketereien und Irrthümer zu ersticken und zu verdammen. Deshalb hätten sie sich mit kräftigem Nachdruck den verbrecherischen Unternehmungen der ungerechten Menschen widersezt. Er ermahnt die Bischöfe, mit verdoppelter Sorgfalt darüber zu wachen, daß die ihrer Obhut anvertrauten Gläubigen sich von dem Unkraut fern halten. Ueber die Mittel, durch welche die Kirche dies Ziel zu erreichen gedenkt, enthält die Encyclika ebenfalls lehrreiche Winke. Die Bischöfe werden aufgefordert zu lehren, daß die königliche Macht eingesetzt worden ist, nicht allein um die Herrschaft dieser Welt zu führen, sondern auch vor allem, um die Kirche zu schützen, und daß nichts glorreicher für die Beherrscher der Staaten ist, als die katholische Kirche in der Ausübung ihrer Gesetze zu belassen und niemandem einen Angriff auf ihre Freiheit zu gestatten.

Sicher sei es vortheilhaft für die Herrscher, wenn es sich um die Sache Gottes handelt, ihren königlichen Willen nach den bestehenden Regeln den Priestern Jesu Christi unterzuordnen, und nicht denselben diesen aufzuerlegen. Der Commentar, welcher diese bestehenden Regeln und die Geseze der Kirche enthält, ist der Syllabus. Ich hebe aus demselben nur einzelne Sazungen hervor, welche sich auf die geistliche Gerichtsbarkeit beziehen. Als Irrlehren werden die Behauptungen verdammt:

Nr. 23. Die Kirche hat nicht die Macht, sich der Gewalt zu bedienen, noch überhaupt eine direkte oder indirekte weltliche Macht.

Nr. 31. Die geistliche Gerichtsbarkeit für die weltlichen Civil- oder Criminalprozeße muß abgeschafft werden, selbst ohne das Gutachten oder gegen die Reklamationen des heiligen Stuhles.

Nr. 33. Es gehört keineswegs durch irgend ein ihrem Wesen eigenes und einwohnendes Recht zur geistlichen Gerichtsbarkeit, die Doctrin der Theologie zu leiten.

In Uebereinstimmung hiermit ruft auch die Encyclika ein Anathema über diejenigen aus, welche behaupten, das Recht der Kirche verlange nicht, daß die Verlezer der geheiligten Geseze durch zeitliche Strafen verfolgt werden.

Solchen Manifesten gegenüber dürfte an dem guten Willen der katholischen Kirche, die Sätze des Syllabus zur Geltung zu bringen, nicht füglich zu zweifeln sein. Auf dem Gebiete der Criminalgerichtsbarkeit wird sie an einen Erfolg kaum selbst zu denken wagen. Mit der Erstarkung der Staatsgewalt ist diese Perle aus dem Diadem des Papstes verloren gegangen. Für den gewaltigen Kampf, welcher jetzt zwischen der römischen Kirche und dem deutschen Reiche entbrannt ist, hat es kein practisches Interesse, ob Rom die mittelalterlichen Befugnisse der geistlichen Gewalt für noch forteristirend ausgiebt. Die Klage des Syllabus verhallt hier ohnmächtig. Um so flagranter erscheint aber die Anmaßung, dem Fortschritte, welcher die Entwicklung der Menschheit auf dem Rechtsgebiete gemacht hat, ein non possumus entgegen zu setzen. Die Zustände, welche die frommen Wünsche des Syllabus zurückersehnen, lassen sich nicht besser kennzeichnen, als durch Hinblick auf das Strafverfahren nach dem Hexenspiegel. Man darf dabei nicht außer Acht lassen, daß zur Zeit der Hexenprozeße schriftliches und geheimes Verfahren bei Verfolgung der Verbrecher die Regel bildete, daß die Folter als Mittel zur Erpressung von Geständnissen diente, und daß von allen Gerichten grausame Leibesstrafen als Vergeltung der verübten Missethaten verhängt wurden. Das charakteristische Interesse bei der vom Hexenspiegel

angeordneten Proceßur liegt in der pfäffischen Hinterlist, welche für das Verbrechen der Zauberei behufs Ueberführung des Angeschuldigten als gesetzliche Regel hingestellt ist. Sie hat es möglich gemacht, daß die Hexenprozesse zu einer entsetzlichen Plage für alle Völker geworden sind.

Die Absicht dieser Zeilen geht nur dahin, sich über das Strafverfahren zu verbreiten, nicht auch das Verbrechen selbst, die Zauberei oder Hexerei darzustellen. Wer sich davon Kunde verschaffen will, findet in der reichen Literatur über den Gegenstand leicht Gelegenheit. Er wird auch bald den Zusammenhang des Verbrechens der Zauberei mit dem der Hexerei entdecken. Sehr richtig führt Sol dan (Geschichte der Hexenprozesse pag. 293 u. folgende) aus, daß im Mittelalter die Hexer verbrannt wurden, weil sie Zauberer waren. Als jedoch nach dem Passauer Vertrage und dem westfälischen Frieden das Verbrennen der Hexer gehindert war, kam die Ansicht auf, das todeswürdige Verbrechen sei die Zauberei, und man verbrannte nunmehr die Zauberer, und sah in ihrer Hexerei den Beweis jenes Verbrechens. Die Erscheinung ist oft als Krankheit des menschlichen Geistes erklärt worden. Zutreffend sagt Hart pole Lecky (Geschichte der Aufklärung pag. 49): Der Wahnsinn ist seiner Natur nach während großer religiöser oder politischer Umwälzungen häufig, und im 16. Jahrhundert waren alle seine Formen in das System der Hexerei aufgegangen, und nahmen die Farbe der herrschenden Geisteskrankheit an.

Die beiden hochwürdigen Väter, welche in der Geschichte dieser Krankheit die hervorragende Rolle gespielt haben, sind Jacob Sprenger und Heinrich Institoris. Sie hatten von dem berühmten Papst Innocenz VIII. das Amt als Inquisitoren für Oberdeutschland und die Rheingegend erhalten. Als sie anfänglich auf Widerstand stießen, wandte sich Sprenger nach Rom und erwirkte 1484 die Bulle Summis desiderantes in welcher der Papst der Lehre von der Hexerei, des Zaubermesens und dem Inquisitionsverfahren gegen dasselbe seine Sanction erteilte. Gefräftigt durch solche Autorität unternahm es Sprenger ein Werk zu schreiben, in welchem er das Ganze der Zauberei in ihrer Wirklichkeit und in der nothwendigen Beziehung der einzelnen Theile zu einander, sowie ferner die Grundsätze des gerichtlichen Verfahrens gegen dieselbe entwickelte. Dies Buch ist der berühmte Hexenspiegel oder Hexenhammer. Er wurde 1487 verfaßt und demnächst mit Approbation der theologischen Fakultät zu Cöln versehen. Hier interessirt nur der dritte Theil, welcher vom Strafverfahren handelt. Er zerfällt in 35 Quaestionen. In der Einleitung wird zunächst die Frage erörtert, durch welchen Richter — den ordentlichen weltlichen oder geistlichen,

oder die Inquisitoren — die Entscheidung über das Verbrechen erfolgen müsse. Dies war von Wichtigkeit, weil gegen die Specialgerichte der Inquisition vielfach im Volke Antipathien herrschten, welche häufig zu blutigen Conflicten führten. Selbst die ordentlichen weltlichen und geistlichen Gerichte liebten nicht die Eingriffe der Inquisitoren. Sprenger setzt nun auseinander, daß beide Gerichte concurriren, der weltliche Arm wegen des angerichteten Schadens, der geistliche wegen der Häresie; zur Verfolgung der letzteren seien zwar die Inquisitoren als Specialrichter vom Papste eingesetzt; dies verpflichte sie jedoch nicht unbedingt einzuschreiten, wenn ihnen auch unzweifelhaft die Befugniß zustehe, alle wichtigen Sachen vor ihr Forum zu ziehen. Geschieht dies, so gehöre die Entscheidung allein ihnen, und Sache des weltlichen Richters sei nur, die Sentenz zu vollstrecken. — Man kann nicht verkennen, daß die Inquisitoren durch diese Grundsätze in eine sehr günstige Lage kamen. Ob Ketzerei bei einem Verbrechen mit unterlaufe, hing natürlich allein von ihrem Ermessen ab. Fanden sie nun das Terrain für ihre Thätigkeit günstig, so übernahmen sie selbst die Verfolgung der Heren, andernfalls konnten sie zurückhalten, und die Sache den ordentlichen Gerichten überweisen. Von einem Widerspruche des Angeeschuldigten gegen einen dieser Gerichtsstände ist keine Rede.

Die Quästionen Nr. 1 bis 5 handeln vom Anfange des Prozesses, Nr. 6 bis 16 von der Fortsetzung der Special-Inquisition, Nr. 17 bis 35 vom Abschluß der Sache.

In quæstio 1 wird erörtert, daß die damals in Deutschland noch vielfach hergebrachte Form des Anklageprozesses nicht zuzulassen, sondern statt dessen das Inquisitionsverfahren anzuwenden sei, weil das Verbrechen zu den verborgenen gehöre, und der Ankläger bei mangelhaftem Beweise Gefahr laufe, selbst in Strafe zu verfallen. Dem Inquisitor wird der Rath gegeben, sobald er in eine Stadt komme, durch öffentlichen Anschlag jedermann bei Strafe der Excommunication aufzufordern, ihm Nachricht über Ketzereien und Zaubereien zu geben, ohne dabei befürchten zu dürfen, daß der im Glaubenseifer Handelnde wegen etwaiger Unrichtigkeit der Anzeige Nachtheil erleiden werde. Wenn in Folge dieser Aufforderung Anzeigen eingingen oder in dem Orte nach eigener Wahrnehmung des Inquisitors Zauberei betrieben wurde, so sollte der Prozeß beginnen.

Die Quästionen Nr. 2 bis 5 beschäftigen sich mit den Zeugen. Abweichend von den sonstigen Regeln des Strafprozesses wird in der 4. bestimmt, daß in Herenprozessen auch Excommunicirte, Theilnehmer am Verbrechen, Infame, Meineidige — wenn erhellt, daß sie im Glaubenseifer

handeln — Slaven gegen ihre Herren, eine Häre gegen die andere, die Frau gegen den Mann, Eltern gegen Kinder und umgekehrt, als Zeugen zulässig sind, wohlverstanden gegen den Beschuldigten, niemals, wie mehrfach betont wird, zu seinen Gunsten. Alle diese Personen wurden nach quaestio 3 zum Zeugeneide gezwungen, indem bei ihrer Weigerung angenommen werden sollte, sie wären selbst Keger. Schwierigkeit machen dem Verfasser die sogenannten Todfeinde. Er geht in der fünften Quästion davon aus, daß sie eigentlich kein Zeugniß ablegen dürften, beschränkt diesen Satz aber sofort dahin, daß er nur von Feindschaften gelten könne, welche sich auf Zufügung einer tödtlichen Wunde stützen, und gibt dem Richter den Rath, gleich anfangs den Beschuldigten unvorbereitet zu fragen, ob er Todfeinde habe, und, sofern diese nicht sofort angegeben werden, sich um späteres Gerede nicht zu kümmern. Einreden gegen die Person der Zeugen waren für den Beschuldigten schon dadurch schwierig, daß ihm der Regel nach der Name der Zeugen verschwiegen werden sollte.

Der zweite Abschnitt beschreibt in der sechsten Quästion das Verhör der Zeugen und des Angeeschuldigten. Als Grundsatz wird vorangestellt, in Glaubenssachen müsse summarisch und ohne Weitläufigkeit procedirt werden. Der Richter soll alle unnützen Einreden und Fristen vermeiden, die Streitigkeiten der Advokaten abschneiden, und nicht zu viel Zeugen vernehmen. Interessant ist das Formular über das Zeugenverhör. Der Zeuge soll nicht bloß über Handlungen des Beschuldigten, sondern auch über seinen Ruf, namentlich in Glaubenssachen, über seine Verwandtschaft und seinen Umgang, zumal mit Kegnern, über gelegentliche Aeußerungen und dabei vorgefallene verdächtige Worte, selbst wenn sie anscheinend zufällig gesprochen sind, vernommen werden. Zum Schluß wird den Zeugen Verschwiegenheit anbefohlen. Sobald einige derartige Zeugenaussagen vorliegen, hat der Richter zu erwägen, ob das ihm angezeigte schädliche Ereigniß, auf welches sich der Verdacht der Hererei stütze z. B. ein Hagelwetter, Viehsterben u. s. w. erwiesen, und ob der Angeeschuldigte übel berüchtigt ist. Nimmt der Richter dies als dargethan an, so muß er gleich zur Verhaftung schreiten, andernfalls den Bezüchtigten zu seiner Erklärung laden. Vorher wird anbefohlen, die genaueste Haussuchung nach Teufelswerkzeugen z. B. Töpfen mit Salben, Kräutern u. s. w. anzustellen, dabei aber nach einer spätern Stelle alle Diensthoten verhaften zu lassen, und die Häre selbst fern zu halten, damit sie das Resultat nicht durch ihre teuflischen Künste vereitelt.

Demnächst giebt der Herenspiegel Anweisung über das General- und Special-Verhör der Hergen. Natürlich werden sie genau nach ihrer Ver-

wandschaft befragt, ob sich etwa verbrannte Hexen darunter befinden? Ferner, ob sie an verdächtigen Orten, namentlich zur Nachtzeit verkehrt? und ob sie vom Hexenwesen schon früher gehört haben und daran glauben? Die Antwort auf letztere Frage war in jedem Falle gefährlich. Sagte die Beschuldigte ja, so machte sie das verdächtig, weil es Bekanntschaft mit der Sache verräth, sagte sie nein, so war das noch schlimmer, denn das Lügen des Hexenwesens ist nach den Anfangsworten des Hexenspiegels Kezerei. Bei der weitem Vernehmung geht der Richter auf das speziell in Frage stehende Verbrechen ein. Die Verdächtige wird verhört, weshalb sie gegen Jemand Drohungen ausgestoßen? warum die Kühe ihres Nachbarn plötzlich keine Milch gaben? weshalb sie zur Zeit des Unwetters auf dem Felde gewesen? u. s. w. Gestand nun nach solchem Examen die Hexe das ihr zur Last gelegte Verbrechen ein, so war damit das Verfahren zu Ende. Der Inquisitor übergab die Geständige dem weltlichen Richter, um sie mit dem Schwerte zu richten. Meistens aber, sagt Sprenger, läugnen die Hexen, und für diesen Fall werden dem Richter die Mittel bezeichnet, um ein Geständniß zu erlangen. Quästio sieben erörtert die Frage, wann die Haft zulässig sei? Der Hexenspiegel meint, sobald das schädliche Ereigniß festgestellt worden, und sich einige Zeugen finden, welche beschwören, daß die Beschuldigte in Verdacht stehe, die That begangen zu haben, dürfe der Richter zur Haft schreiten. Sprenger erklärt beruhigend, man möge unbesorgt die Hexe Jahre lang „im Schmutze“ des Kerkers sitzen lassen, vielleicht mache sie das mürrisch und bringe sie zum Geständniß. Wegen der Möglichkeit einer unbegründeten Haft tröstet er sich in der achten Quästion damit, es geschehe Alles im Namen des Herrn, und einer Unschuldigen werde die Haft nichts schaden. Um zu ermessen, was eine Verhaftung in damaligen Zeiten bedeutete, kann ich mir nicht versagen, einige Sätze aus Prätorius (von Zauberei und Zaubern) einzuschalten:

„In dicken, starken Thürmen, Pforten, Blochhäusern, Gewölben, Kellern oder sonst tiefen Gruben sind gemeinlich die Gefängnisse. In denselbigen sind entweder große dicke Hölzer, zwei oder drei übereinander, daß sie auf- und niedergehen an einem Pfahl oder Schrauben; durch dieselben sind Löcher gemacht, daß Arme und Beine darin liegen können.

Wenn nun Gefangene vorhanden, hebet oder schraubet man die Hölzer auf, die Gefangenen müssen auf ein Klotz, Steine oder Erden niedersitzen, die Beine in die untern, die Arme in die obern Löchern legen. Dann lästet man die Hölzer wieder fest aufeinander gehen, verschraubt, teilt und verschließet sie auf das härteste, daß die Gefangenen weder Bein

noch Arm nothdürftig gebrauchen oder regen können. Das heißt im Stod liegen oder sitzen.

Etliche haben große eisern oder hölzern Kreuz, daran sie die Gefangen mit dem Hals, Rücken, Arm und Beinen anfesseln, daß sie stets und immerhin entweder stehen, oder liegen, oder hängen müssen, nach Gelegenheit der Kreuze, daran sie geheftet sind.

Etliche haben starke eiserne Stäbe, fünf, sechs oder sieben Viertel an der Ellen lang, dran beiden Enden eisen Banden sind, darin verschließen sie die Gefangen an den Armen, hinter den Händen. Dann haben die Stäbe in der Mitte große Ketten, in der Mauern eingegossen, daß die Leute stäts in einem Läger bleiben müssen.

Solche Gefängniß habe ich selbst gesehen in Besuchung der Gefangenen; glaube wohl, es seyn noch viel mehr und anderer Gattung, etliche noch greulicher, etliche auch gelinder undträglicher.“

Nach dieser Schilderung des Prätorius begreift man, daß ein Jahre langer Aufenthalt in solchen Räumen Manchen zum Geständniß geneigt machte. Gewöhnlich kam es aber nicht zu einer so langen Haft. Nach der dreizehnten Quästion schreitet der Richter gegen Verdächtige, welche längnen, zur Tortur. Zunächst sollen die Herren in der Folterkammer im Anblick der Marterwerkzeuge noch einmal genau examinirt werden. Dabei giebt der Herrenspiegel Anweisung, wie der Richter aus Mienen, Bewegungen und Aeußerungen auf die Schuld schließen könne. Er enthält auch weitläufige Erklärungen, weshalb einzelne Herren unter besonderem Schutze des Teufels alle Schmerzen ertragen, während andere, von ihm verlassen, gleich gestehen, oder sich auf sein Anstiften das Leben nehmen. Wirkte der Anblick der Instrumente nicht genügend, so wurde nach der vierzehnten Quästion auf Anwendung der Tortur erkannt. Es sollen hier nicht die Schrecknisse der Folter dargestellt werden. Sie war an sich nichts dem Herrenprozesse Eigenthümliches. Dagegen giebt Sprenger folgende besondere Vorschriften. Er erörtert in der vierzehnten Quästion die Frage, ob der Richter dem Angeschuligten während der Folterqualen das Leben versprechen dürfe, falls er gestehen wolle. Er hält dies nicht grade für rathsam. Wenn es aber doch geschieht, so giebt er allerlei Rathschläge, wie der Richter demnächst über sein Versprechen fortkommen kann. Er darf mit Hülfe einer kleinen reservatio mentalis sein Wort dahin auslegen, daß er die geständige Here nicht gleich habe hinrichten lassen wollen; oder es wird ihm anheimgegeben, sich bei dem Erkenntniß nicht zu betheiligen, und das von einem andern Richter gefällte Todesurtheil ruhig zu voll-

strecken. Wird am ersten Tage kein Geständniß erreicht, so soll die Tortur am zweiten und dritten Tage abermals geschehen. Der Hexenspiegel betont, dies sei nur als Fortsetzung, nicht als Wiederholung aufzufassen, denn letztere dürfe nur auf Grund neuer Indizien durch ein zweites Erkenntniß angeordnet werden. In der fünfzehnten Quästion sind die Indizien, welche der Richter während der Folter beachten muß, hervorgehoben. Von besonderer Wichtigkeit ist, ob die Gemarterte Thränen vergießt. Hexen können nämlich nicht weinen. Als Vorsichtsmaßregel wird dem Richter anempfohlen, die Hexe stets rückwärts in die Kammer treten zu lassen, und bei ihrem Erscheinen das Zeichen des Kreuzes zu machen, damit er nicht durch ihren Anblick bezaubert werde. Auch soll er sorgfältig die Haare vom ganzen Körper abschneiden lassen, und genau nach Teufelszeichen, z. B. rothen Stellen, Narben u. s. w. suchen.

Die wenigsten Angeschuldigten widerstanden der drei Tage lang fortgesetzten Tortur, sondern legten jedes von ihnen verlangte Geständniß ab. Die an sie gerichteten Fragen über den Bund mit dem Teufel, ihre Theilnahme an dem Teufelscultus u. s. w. waren fast stereotyp. Der Hexenspiegel giebt Formulare dazu. Bei den Wenigen, welche alle Qualen ertrugen, rath Sprenger, in der sechzehnten Quästion andre Mittel anzuwenden. Man soll sie in ein besseres Gefängniß bringen, dort gut verpflegen, inzwischen zuverlässige Personen zu ihnen schicken, welche vertraulich bei einem Geständnisse Gnade in Aussicht stellen; auch könne der Richter selbst sie besuchen, und ihnen — wohlverstanden unter der obigen Reservation — Erhaltung des Lebens versprechen. Die Vertrauensmänner dürfen sich im Nothfalle Tag und Nacht mit dem Gefangenen einschließen, und Sprenger wünscht, daß sie sich immerfort von dem angeblichen Verbrechen unterhalten, während Hórcher vor der Gefängnißthüre die Antworten des Gefangenen möglichst genau nachschreiben. Wenn auch dies nichts hilft, so empfiehlt der Hexenspiegel folgendes Mittel: Der Gefangenwärter soll mit der Erklärung, er habe eine längere Reise vor, die Aufsicht über den verstorbenen Beschuldigten an zuverlässige weibliche Personen übergeben; diese sollen dem Gefangenen vorreden, sie wünschten nur zu wissen, wie das Hexen gemacht würde, sie wollten ihn auch, wenn er ihnen nur Etwas von der Kunst mittheile, heimlich entlaufen lassen. Dann, sagt Sprenger, pflegen sie regelmäßig zu gestehen, und beweist dies sofort durch ein Beispiel aus seiner Praxis als Hexenrichter.

Besondere Schwierigkeit macht dem Pater Sprenger die Vertheidigung der Angeschuldigten. Er läßt sie überhaupt nur eintreten, wenn sie ver-

langt wird. Dann soll aber der Richter nicht denjenigen Advokaten bestellen, welchen der Beschuldigte wünscht, sondern einen recht zuverlässigen Mann aussuchen, welcher sich im Glauben als eifrig erwiesen hat, und nicht viele Umschweife macht. Auch dieser wird noch besonders ermahnt, daß er sich nicht durch zu eifrige Vertheidigung seines Klienten dem Verdacht aussetze, er sei selbst ein Keger. Die Namen der Zeugen erfährt er nicht, sieht überhaupt nicht die Acten, sondern erhält nur Abschriften, so weit der Richter sie für erforderlich achtet. Ist ein derartiger sicherer Advokat nicht zu finden, so wird nach Lage der Acten erkannt. (Zehnte Quästion.)

Bei den Regeln über Abfassung des Schlußurtheils, womit sich der dritte Abschnitt in den letzten neunzehn Quästionen beschäftigt, wird zunächst von der Bedeutung der einzelnen Verdachtsgründe gesprochen. Zu den allergefährlichsten gehörte Gemeinschaft mit Kegnern. Die Androhung eines Schadens, das Berühren von Menschen oder Vieh, wenn auch erst später eine Krankheit eintrat, das Aufhalten an einem Flusse, wenn ein Unwetter kam, genügen ebenfalls zur Ueberführung, sofern böser Zeumund des Angeschuldigten hinzutritt. Gegen derartigen starken Verdacht ist nach Vorschrift des Herenspiegels selbst der Gegenbeweis unzulässig. In der einundzwanzigsten Quästion wird näher angegeben, wer als übelberüchtigt anzusehen ist, und dabei ausdrücklich gesagt, daß zu den Uebelberüchtigten nicht bloß diejenigen gehören, welche bei guten und achtbaren Leuten, sondern auch solche, welche bei feilen und einfältigen Menschen verrufen sind. Die Stelle lautet wörtlich:

— *ideo Episcopus, seu ejus Officialis aut judex, advertant primo, quod in caussa haeresis non refert, si aliquis sit tantummodo apud bonos et graves personas diffamatus, imo attenditur hic, quod etiam apud quoscunque viles et simplices sit diffamatus.*

Die Quaestiones zwanzig und folgende geben die verschiedenen Erkenntnißformeln an für die Fälle, daß der Angeschuldigte unschuldig oder mehr oder minder belastet erfunden wurde. Wer von vornherein alle ihm zur Last gelegten Zaubereien und Kegnereien gestand und reumüthig abschwor, der rettete sein Leben, wurde jedoch zu lebenslänglichem Kerker bei Wasser und Brod verurtheilt, denn die Kirche läßt, wie Sprenger sagt, dem Reuigen Gnade widerfahren. Diese Gnade genossen aber nach der achtundzwanzigsten Quästion Rückfällige niemals, sondern sie traf, eben so wie die Verstockten, welche erst auf der Folter bekannten, die Strafe des Feuers.

Besonders häufig mußte natürlich der Fall eintreten, daß eine Here

andere Personen als Mitschuldige angab. Es war dies das beste Mittel, um in niedriger Rachsucht seine Feinde zu verderben. Es entstand so aus einem Prozesse immer eine Reihe neuer Anklagen. Die dreiuunddreißigste Quästion beschäftigt sich sorgfältig mit Erörterung der Frage, welchen Glauben eine solche Bezüchtigung durch Hexen verdiene. Es werden dreizehn Fälle unterschieden; ich hebe nur den dritten hervor. Wenn die von einer Hexe Bezüchtigte auf Befragen nicht gesteht, wenn auch keine Zeugen gegen sie vorhanden sind, wenn ferner die That auch nicht notorisch ist, und wenn endlich die Bezüchtigte nicht in schlechtem Rufe steht, so soll doch der Richter auf die Aussage einer geständigen Hexe, daß sie das Verbrechen mit einer andern Person zusammen begangen habe, beide confrontiren, und sobald ihre Angaben nicht übereinstimmen, oder er Verdacht schöpft, daß die Bezüchtigte läugnet, sie foltern (*tormentis leviter exponendo*) lassen, um ein Geständniß zu erlangen. Daraus läßt sich ein Schluß ziehen, wie das Verfahren war, wenn eines der oben erwähnten Anzeichen zu der Bezüchtigung hinzutrat.

Durchaus bezeichnend sind auch die in der fünfunddreißigsten Quästion vorgetragenen Grundsätze über Appellationen in Hexenprozessen. Eigentlich, sagt Sprenger, gebe es gar keine Appellation, denn das Verfahren solle ja einfach und ohne Weitschweifigkeiten verlaufen. Wenn jedoch der Angeeschuldigte geltend macht, er sei gegen klares Recht verurtheilt, weil ihm die Vertheidigung nicht erlaubt worden, oder weil das Gericht nicht gehörig besetzt gewesen, oder weil ihm der Beweis der Unschuld abgeschnitten, so läßt er die Appellation, aber mit abgekürzten Fristen, Statt finden. Wenn nun der Richter aus der Appellationschrift sieht, daß die Beschwerde begründet ist, weil er einen jener Fehler bei der Instruction gemacht hat, so wird ihm anheim gegeben, schleunigst das Versäumte nachzuholen, also z. B. die Vertheidigung noch zu gestatten, und, wenn die Beschwerde auf diese Weise erledigt ist, nunmehr die Appellation zu verwerfen. Es folgt dann eine lange Reihe anderer listiger Rathschläge, um die Appellation zu beseitigen, welche damit schließt, der Unterrichter möge, wenn der Grund der Appellation ein falscher, und das Rechtsmittel nur zum Verschleif der Sache eingelegt sei, die Acten dem Oberrichter nicht einschicken, sondern das Urtheil schleunig vollstrecken. *Haec omnia cedent in magnum praejudicium fidei, Ecclesiae sanctae Dei p. p.*

Ueber den Kostenpunkt geht der Hexenspiegel fort. Erwägt man jedoch, daß nach canonischem Recht die Zauberei, sofern sie ketzerisch war, Confiscation des Vermögens nach sich zog, so erscheint die Erörterung der

Frage überflüssig. Ja man wird in der Habsucht der Inquisitoren einen mächtigen Hebel für die Verbreitung der Hexenprozesse finden können.

Während diese Zeilen geschrieben sind, ist die Ansprache des Fürstbischofs von Breslau am Tage vor dem Feste der Apostel Petrus und Paulus nach Ertheilung der Priesterweihe an die Neugeweihten veröffentlicht. Sie enthält folgenden Satz:

„Das aber wissen wir, daß, soll die Menschheit gerettet, soll wahre Freiheit und Gesittung erhalten werden, so geschieht es nur durch den Priester, durch den Priester, der die Vorsehung der Armen, die Stütze der Schwachen, die Zuflucht der Sünder, der Trost der Betrübten, die Hülfe der Wankenden ist.“

Damit ist dem Priester eine hohe und schöne Aufgabe gestellt. Daß es Zeiten gab, in welchen die katholischen Priester nicht eine Stütze der Freiheit und Gesittung waren, beweist das Beispiel des Verfassers des Hexenspiegels. Der Fortschritt des heutigen Katholicismus, welcher sich in der Ansprache des Fürstbischofs dokumentirt, ist gewiß dankbar anzuerkennen. Die Bedeutung der Ansprache würde aber eine noch viel größere sein, wenn das katholische Kirchenregiment den Standpunkt verlassen wollte, alle im Mittelalter von der Kirche ausgeübten Rechte zurück zu fordern. Nur durch einen fundamentalen Bruch mit den Lehrsätzen des Syllabus wird der Priester jene ihm vindicirte Stellung erlangen. Eine den Zeitverhältnissen sich anbequemende milde Praxis kann bei günstiger Gelegenheit geändert werden.

Johann Amos Comenius.

Von **F. W. Senffarth** in Luckenwalde.

Hervorbrechende und bahnbrechende Geister werden selten von ihrer Zeit ganz verstanden; ihre Gedanken sind zu erhaben und eilen zu weit ihrer Zeit voraus, als daß ihre Zeitgenossen sie in ihrer ganzen Bedeutung zu erfassen vermöchten. Deswegen sehen wir solche Männer auch oft mit der Ungunst der Zeitverhältnisse ringen und nur eine höhere Kraft vermag sie emporzuhalten. Nicht selten aber tritt ihnen die Mitwelt sogar feindlich entgegen und bereitet ihnen Verfolgung und Untergang; ich erinnere nur an Sokrates und an Huß.

Ein solcher bahnbrechender, erhabener Geist war auch der Mann, dessen Lebensumstände wir jetzt näher betrachten wollen: Johann Amos Comenius, der letzte ehrwürdige Bischof der ältern Böhmisches Brüdergemeinde, dessen zweihundertjähriger Todestag am 15. November 1871 gefeiert worden ist. Zwar liegt seine Bedeutung hauptsächlich auf dem pädagogischen Gebiete, welches er von Grund aus und umfassend bearbeitet hat, doch hat er auch auf dem religiösen nicht geringe Verdienste, wenn diese auch noch der weiteren Erforschung bedürfen. Es ist nämlich das Eigenthümliche bei ihm, daß er bis in die neuere Zeit fast ganz vergessen schien; erst Herder war es vorbehalten, weitere Kreise auf ihn aufmerksam zu machen. Seitdem hat man hauptsächlich die pädagogische Seite seiner Wirksamkeit dargestellt, seine religiösen und kirchlichen Schriften sind dabei weniger beachtet, und das mag wohl einestheils daher kommen, weil seine religiösen Schriften sehr selten, andernteils weil sie meist für seine Glaubensgenossen und deshalb in der wenig bekannten tschechischen Sprache verfaßt sind. Doch beweist das, was wir davon kennen, einen so vorurtheilsfreien Blick und einen so frommen Sinn, daß wir auch in unserer Zeit uns daran erfreuen und erbauen können. Seine Lebensgeschichte selbst aber, die in die Zeit der gewaltigsten Gährung des deutschen Geistes fiel, ist im höchsten Grade lehrreich und voll großer Gesichtspunkte.

Comenius ist am 28. März 1592 zu Ungarisch Brod in Mähren geboren. Sein Vater, der ein Müller gewesen sein soll, starb, als er 10

Jahr alt war. Comenius erhielt mehrere Vormünder, die aber wenig für ihn sorgten. Er scheint sich erst einer bürgerlichen Beschäftigung zugewandt zu haben, aber ein innerer Drang trieb ihn zu den Studien. In seinem 16. Jahre besuchte er eine lateinische Schule; wie wenig ihm aber der damalige Unterricht zusagte, geht aus folgenden Worten hervor: Die Bildung auch der bedeutendsten Geister bezeugt, daß die Schulen ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind. Doch wozu brauchen wir Zeugen zu suchen? So Viele von uns können als solche dienen, als aus den Schulen und Universitäten hervorgegangen sind, kaum von einem Schatten wahrer Gelehrsamkeit angehaucht. Aus vielen Tausenden bin ich selbst Einer, ein armes Menschenkind, dem der überaus schöne Frühling seines ganzen Lebens, die Blüthenjahre der Jugend, mit Schulsuchereien elendiglich verloren gegangen sind. Ach wie oft hat mir, nachdem ich zu einer bessern Einsicht gekommen, die Erinnerung an die verlorene Zeit Seufzer und Thränen ausgepreßt! Ach wie oft wünschte ich mit dem Dichter, daß mir Jupiter die vergangenen Jahre zurückbrächte! Aber die Worte sind vergeblich; die vergangenen Jahre kehren nicht zurück. Keiner von uns, dessen Jahre dahin sind, wird wieder verjüngt, daß er von Neuem sein Leben anfangen und sich mit einer bessern Vorbereitung auf dasselbe ausrüsten könnte; es gibt keinen Rath dafür. Nur Eins ist möglich: daß wir den Nachkommen, so weit wir es können, den Weg zeigen, auf dem der Irrthum zu vermeiden ist. Und das geschehe im Namen und unter der Leitung Dessen, der allein vermag, unsere Fehler zu zählen und unsre Unebenheiten auszugleichen.

Comenius gehörte zur böhmischen Brüdergemeinde. Da er sich dem Dienste in seiner Kirche widmen wollte, begab er sich 1612 zu seiner theologischen Ausbildung auf die Universität nach Herborn im Nassauischen, wo der reformirte Theolog Alsted, ein damals berühmter Mann, lehrte. Die böhmischen Brüder, die sich mehr zur reformirten Lehre, als zu den Calixtinern hingezogen fühlten, mieden die Prager Hochschule, wo hauptsächlich Calixtiner lehrten und besuchten deutsche Universitäten. Später besuchte er Heidelberg, machte dann eine Reise nach Amsterdam und England und kehrte etwa ums Jahr 1614 — aus Mangel an Reisegeld zu Fuß — in sein mährisches Vaterland zurück.

Da er noch nicht das zur Uebernahme eines geistlichen Amtes erforderliche Alter hatte, übernahm er das Rektorat an der Schule zu Prerau, die er zu einer Art Realschule umwandelte, für die damalige Zeit ein ganz neues und wichtiges Unternehmen.

Nach seiner Ordination finden wir ihn in Fulnek als Prediger und Schulinspektor angestellt. Das Glück, welches er in der Ehe fand, so wie der veredelnde Einfluß, den er sich bei den Leuten jener Gegend durch seine nicht bloß dem geistlichen und Schulamt zugewendete Thätigkeit, sondern auch durch allerlei Wohlthaten, Rath und Hülfe, besonders in Bezug auf Verbesserung des Lebensunterhaltes und der Landwirthschaft, bald erworb, machten jene Zeit zu der angenehmsten seines Lebens. Obwohl ein gelehrter Theologe, verachtete Comenius nicht in falscher Askese das Leben und seine Bedürfnisse: er wußte, daß nur auf der Ordnung und dem rechten Stande der irdischen Angelegenheiten sich ein gesundes, geistiges und sittliches Leben aufbauen kann. Damals übertrug er auch die Psalmen ins Böhmische, wobei er seine Meisterschaft im antiken Versmaße bewies und ein Muster für die tschechische geistliche Poesie aufstellte.

Aber bald sollte sein glückliches Leben gestört werden durch die schweren Jahre des dreißigjährigen Krieges, der in Böhmen seinen Ursprung nahm und den böhmischen Brüdern den Untergang brachte.

Die evangelischen Stände Böhmens wollten Ferdinand nicht als Kaiser anerkennen; bald schlossen sich ihnen auch die katholischen an und erklärten Ferdinand des Thrones verlustig „als Sklaven Spaniens und der Jesuiten“. Die Geschichte ist bekannt. Ferdinand siegte, und mit ihm die Jesuiten, die nun keine Grenzen in der Verfolgung kannten. Söldnerhorden durchzogen das Land, um Ferdinand Gehorsam zu verschaffen. 1621 kam ein spanisches Hülfsheer auch nach Fulnek, plünderte die Stadt und brannte sie nieder, wobei Comenius seine ganze Habe, seine Büchersammlung und seine Handschriften verlor.

Die Nichtkatholiken wurden des Landes verwiesen. Auch Comenius irrte umher und verlor in dieser Bedrängniß seine Gattin und seine zwei Kinder. Auf den Gütern Karls von Zierotin, der wegen seiner treuen Anhänglichkeit an den Kaiser, trotzdem er zur böhmischen Brüdergemeinde gehörte, verschont blieb, fand Comenius mit andern Geistlichen seiner Gemeinde ein Unterkommen und verfaßte hier die in allegorischen Bildern tiefe christliche Wahrheiten enthaltende tschechische Schrift: „Das Labyrinth der Welt und das Paradies des Herzens“, worin er den Seinen die Eitelkeit der Welt und die Seligkeit der Frommen in lebendiger, oft dramatisch sich gestaltender Darstellung vorführt.

In der Vorrede preist er Gott, daß er ihn die betrügerliche Eitelkeit der Welt in ihrer wahren Gestalt erkennen gelehrt habe. „Sie soll, so hoffe ich von seiner Güte, mit ihrem vielversprechenden Scheine mich nicht

nicht täuschen, noch dahin vermögen, daß ich in ihr meine Glückseligkeit suchen sollte. Gehab Dich wohl, lieber Christ! Der Geist Gottes lehre Dich, besser wie ich's kann, die Eitelkeit der Welt und den Trost, wie die Barmherzigkeit und Herrlichkeit der Heiligen kennen."

Er beschreibt nun seine Pilgerfahrt durch die Welt, die er antritt, von seinen Begierden getrieben. Bei genauer Beobachtung findet er, daß fast alle Menschen maskirt sind. Im Ehestande sieht er oft eine zu große Offenliebe der Eltern, dem andrerseits der Ungehorsam der Kinder entspricht. Als er selbst in den Ehestand tritt, raubt ihm der Tod die Seeligen. Dann bespricht er das unendliche und eitle Treiben des Nährstandes; eine besondere Aufmerksamkeit schenkt er dem gelehrten Stande, seinem wissenschaftlichen Treiben und seiner Jugendbildung, wobei es nicht an satyrischen Anspielungen auf die damaligen Verkehrtheiten fehlt. Zum gelehrten Studium gehöre ein eherner Kopf, damit er nicht berste, ein quecksilberartiges Gehirn, um einen Spiegel daraus zu machen — er meint darunter das äußerliche Anlernen —, eine Haut von Eisen, um die Zucht auszuhalten, ein bleierner Sitz, sonst „sitzt er nichts aus“, und viel Geld. Man richtet viel zu viel äußerlich ab, auch versucht man, den Zöglingen den Kopf zu durchbohren und etwas einzutrichtern. „Gelehrte Leute müssen ganz andere Augen, Ohren, Zungen und Gehirn haben, als andere gemeine Leute, und das kann freilich ohne Mühen und Schmerzen nicht abgehen.“ Daher sind die Gelehrten für eine praktische Wirksamkeit in der Welt meist untauglich.

Er findet weder bei den Juden, noch bei den Türken und Heiden, was er sucht. Da geht er zu den Christen, aber sie brüsten sich wohl mit ihrer Gottinnigkeit und begehen dabei die größten Schandthaten. Vorzüglich klagt er über die Sittenlosigkeit und Uneinigkeit der Theologen, sowohl bei den Katholiken, als bei den Reformirten. Auch den obrigkeitlichen Stand findet er verderbt, er ist gegen die Untergebenen herzlos und ungerecht und auch sonst untüchtig. Die Fürsten sitzen auf so hohen Stühlen, daß sie Niemand ohne gewisse Werkzeuge erreichen kann. Statt natürlicher Ohren bedienen sie sich gewisser Röhren, welche lang, durchlöchert und verzogen sind. Die Minister halten ihnen auch noch Augengläser von verschiedenen Farben vor und räuchern ihnen unter die Nase. Vom Ritterstande sagt er: Laut ihrer erhaltenen Freiheiten dürfen sie Tagediebe sein; durch Privilegien ist ihnen bestätigt, daß Alles, was sie thun, edel heißen und Niemand in ihre Gesellschaft kommen darf, der nicht gleiches Standes mit ihnen ist.

Er kommt in das Schloß des Glückes, dort findet er aber nur die Reichen, Wollüstigen, Weichlinge, Vornehmen. Früher führte die Tugendpforte dazu, jetzt nur die Nebenwege der Lüge, Heuchelei und Gewalt.

In der Burg der Weltkönigin Weisheit findet er ebenfalls Alles verkehrt und unwahr.

Jetzt ist der Pilger dieser Welt satt, wo er kein wahres Leben, sondern nur qualvoll Sterbende erblickt. „Vieher will ich tausendmal sterben, als hier leben und Zeuge sein der Falschheit, Grausamkeit, Ungerechtigkeit und Bosheit! . . . Unselige, elende Geschöpfe! Wenn mir nach allen Eitelkeiten der Welt diese Finsternisse zu Theil werden sollten, dann wünschte ich, nie geboren zu sein. Ach Gott, ach Gott! wenn anders Einer ist, so erbarme Dich meiner!“

Und mit diesem Wunsche kehrt der Pilger ein in das Paradies seines Herzens. Er bekommt Christus zu Gast. „Sei Du mein Eigenthum!“ ruft dieser ihm zu. „Nicht die Welt, sondern ich allein kann Dir Ruhe geben. Das Einzige verlange ich von Dir, daß Du Alles, was Du in der Welt gesehen, auf mich gleichsam übertragest und bei all' Deinem Thun mich und meine Gebote nie aus den Augen setzest.“ Nun wendet er sich dem thätigen Christenthum zu, dessen Summa ist, daß der Mensch Gott über Alles und seinen Nächsten wie sich selbst liebe, welches alle Gesetze, Statuten und Verfassungen der Welt tausendmal übertrifft.“

Im Gegensatze zur Welt beschreibt er nun das Leben dieser Christen, die in der Sicherheit gottergebener Seelen wandeln. Sie geben sich nicht viel ab mit Sprachen und Worten, sondern treiben nützliche Sachen, indem sie Alles auf Christus, als ihr letztes Ziel beziehen.

Am Schlusse ermahnt Christus den Pilger in einem Gesicht: „Erhebe Dein Gemüth zu mir, so hoch Du kannst, gegen Deinen Nächsten aber laß Dich herab, so tief Du kannst. Der Güter dieser Welt bediene Dich nach Nothdurft, Dein wahres Heil aber suche in den ewigen und unvergänglichen Gütern! — Sei weich bei der Noth Deines Nächsten, hart bei Deiner eigenen! — Nun gehe hin, suche in Deinem Beruf, bis ich Dich abrufen werde, und freue Dich der Seligkeit, zu welcher ich Dich berufen habe.“

Trotz des scharfen Tadelns der Gebrechen der damaligen Zeit, die auch an sich die Erhabenheit des Standpunktes befunden, von dem Comenius das Leben überschaute, ist er doch entfernt von kleinlicher Splitterrichterei, die meist nur im Egoismus ihre Wurzeln hat, nicht Egoismus, sondern Liebe ist die Grundlage seiner Bußpredigt; darum erhebt sie auch das Gemüth, indem sie es erniedrigt und pflanzt damit die Keime eines neuen, bessern Lebens.

Comenius sollte bald durch eigne Erfahrung die Eitelkeit der Welt noch tiefer erkennen; es brachen über die armen Evangelischen die furchtbarsten Verfolgungen herein, die von den Jesuiten angestiftet waren. Auch Herr v. Hierotin blieb, trotz seiner Treue gegen den Kaiser, nicht verschont. Er mußte sämmtliche Geistliche der Brüdergemeinde entlassen; ohne zu wissen wohin, verbargen sich die Unglücklichen in den Höhlen und Wäldern ihres Vaterlandes, waren aber in beständiger Gefahr, aufgegriffen und ihrer Freiheit, ja ihres Lebens beraubt zu werden. In dieser Zeit der Noth schrieb Comenius zwei andere Trostschriften für seine Brüder (tschechisch): „Ueber das Waisenthum, d. h. über den Verlust lieber Freunde, Beschützer und Wohlthäter, was und wie beklagenswerth ein solcher Unfall ist, woher und warum er kommt; was man in demselben thun, womit man sich trösten und wie man sich gegen die Betrübten verhalten soll“, und „Die Tiefe der Sicherheit“, welche den betrübten Glaubensgenossen und Jedermann den Trost des Herrn auf's rührendste empfiehlt.

Einstweilen fand er ein Unterkommen beim Herrn Sadovski von Slaupna, der ausgedehnte Besitzungen im Riesengebirge hatte, aber die Jesuiten ruhten nicht. Alle Evangelischen wurden aus kaiserlichen Landen verwiesen, auch die edlen Beschützer der Bedrängten, Hierotin und Sadovski, mußten auswandern. Comenius zog mit einer ganzen Schaar über die Grenze.

Ehe sie dieselbe überschritten, fielen sie Alle noch einmal auf die Kniee und beteten zu Gott, daß er sich nicht ganz und gar von ihrem Vaterlande abwenden, sondern noch einen Samen seines Wortes darinner halten wolle. Im Ganzen wurden über 30,000 Familien, darunter 500 edle Geschlechter, aus Böhmen vertrieben. Sie zerstreuten sich nach allen Himmelsstrichen, namentlich aber ließen sich Viele in Polen nieder, wo ihnen der Herzog Raphael von Beelik auf seinen ausgedehnten Besitzungen ein freundliches Asyl eröffnete. In Lissa — in der jetzigen preussischen Provinz Posen — entstand eine eigne Brüdergemeinde; hier ließ sich auch Comenius nieder und zwar wendete er seine Thätigkeit der Bildung der Jugend zu, um die Trümmer wieder aufzubauen. In seiner „Predigerunst“ sagt er: „Die Liebe kennt nichts anderes, als nach seiner und der Bildung Anderer zu streben.“

Die didaktischen und pädagogischen Schriften, die er hier verfaßte, verbreiteten seinen Ruhm bald über die ganze Erde; ich übergehe hier aber diese Seite seiner Wirksamkeit. *) Er kam durch diese Schriften mit vielen

*) Näheres findet sich hierüber in : Johann Amos Comenius nach seinem Leben und seiner pädagogischen Bedeutung. Von L. W. Seyffarth. Leipzig 1871.

ausgezeichneten Gelehrten aller Länder in Berührung und er benutzte diese Bekanntschaften, um seiner Gemeinde Hilfe und Unterstützung zu verschaffen.

Im Jahre 1632 hielt die böhmische Brüdergemeinde in Lissa eine Synode ab; hier wurde dem Comenius das Amt eines Ältesten übertragen. Als solcher übernahm er neue und schwere Verpflichtungen, denn nun lag die Sorge für das innere, wie für das äußere Wohl der Brüder mit auf seinen Schultern. Zur innern Kräftigung der Gemeinden verfaßte er die erbaulichen oder kirchlichen Schriften: „Die Uebung in der Gottseligkeit“; eine „Geschichte des Leidens, Sterbens, Begräbnisses und der Auferstehung des Herrn Jesu Christi“; die „Kirchenordnung der Brüderunität“; 21 Predigten über die Geheimnisse des Todes, der Auferstehung und der Himmelfahrt Christi; ferner eine Geschichte der Verfolgungen der Brüdergemeinde. Außerdem hatte er noch Angriffe auf seine Glaubensgenossen abzuwehren, namentlich gegen Sam. Martini v. Drazow, einen angesehenen Gelehrten der damaligen Zeit, und gegen den Socianisten Melchior Scheffer, dem gegenüber er den Satz vertheidigte, Christus sei aus eigener Macht von den Todten auferstanden.

Wichtig für die Kenntniß der Anschauungen, des Charakters und der Bestrebungen des Comenius ist auch der Umstand, daß er im Jahre 1632 in Lissa Vorträge über Naturphilosophie hielt, die er später veröffentlichte. Er sucht die Ideen seiner Zeit über den Ursprung und die Bewegung der Welt mit der mosaïschen Theorie zu vereinbaren, ohne jedoch auf mystische Abwege zu gerathen. Die Schrift machte damals in der wissenschaftlichen Welt aller Länder ungemeines Aufsehen. Das erregte ihm aber auch wiederum den Haß und Neid Vieler, wie das ja immer in der Welt das Schicksal jeglichen Verdienstes ist. — Er blieb den realistischen (pansophischen) Studien sein ganzes Leben lang ergeben.

Jetzt lenkten auch bedeutende politische Größen ihr Augenmerk auf Comenius; er erhielt aus Frankreich, England, Polen, Siebenbürgen und Schweden die vortheilhaftesten Anträge zur Weiterführung seiner Studien und in der That sah er sich nach einem Verhältnisse um, in dem es ihm gestattet sei, für seine Pläne weiter wirken zu können, leider aber waren die Zeitverhältnisse ihm nicht günstig. Aus England, wo ihm das Parlament die weitgreifendsten Unterstützungen zugesagt hatte, vertrieben ihn die politischen Unruhen, in Schweden, wo er mit dem Reichskanzler Oxenstierna und dem berühmten Joh. Skytte, Kanzler der Universität Upsala, in persönlichen Verkehr trat, wollte er sich wegen der religiösen Intoleranz nicht niederlassen, und so nahm er die Einladung eines sehr reichen nie-

erländischen Kaufmanns, Ludwigs de Geer, an, der ihm und einigen Mitarbeitern zur Vollendung seiner wissenschaftlichen Werke eine sorgenfreie Existenz anbot. Zur Ausführung dieses Planes ließ er sich in Elbing nieder, hatte aber mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen.

Während seines Elbinger Aufenthaltes (1642—48) fällt das Religionsgespräch zu Thorn, welches im Jahre 1645 zur Vereinigung der verschiedenen Kirchengemeinschaften anberaumt wurde und für welches sich auch der König Wladislaus von Polen lebhaft interessirte. Comenius versprach sich keinen Erfolg davon, und als er hörte, daß die beiden orthodoxen Lutheraner Botsak und Calovius von Danzig dazu abgeordnet seien, schrieb er an einen Bekannten: „Möchten doch alle Secten sammt ihren Gönnern und Beförderern zu Grunde gehen. Christo allein habe ich mich geweiht, den der Vater als Licht den Völkern gab, damit er das Heil Gottes auf der ganzen Erde sei. Er kennt keine Secten, sondern haßt sie, er gab den Seinigen Frieden und gegenseitige Liebe zum Erbe.“ Comenius wollte anfangs nicht an dem Gespräche Theil nehmen, obwohl es seine Gemeinde wünschte; er sah die Fruchtlosigkeit solcher Wortfechtereien voraus, aber er mußte, durch andere Umstände bewogen, doch dahin, verließ die Versammlung aber sehr bald wieder.

Nachdem Comenius seine pädagogischen Schriften in Elbing vollendet hatte, kehrte er wieder zu seiner Gemeinde nach Lissa zurück. Dort war nämlich zu Anfang des Jahres 1648 der oberste Senior und Bischof der Brüdergemeinde, Laurentius Justinus, im Alter von 78 Jahren gestorben. Zur Wahl eines neuen Bischofs mußte auch Comenius in Lissa gegenwärtig sein. Da fiel die Wahl der Synode auf ihn; er war der letzte, der diese Hirtenwürde bekleidete; keinem Nachfolger ist dies Amt wieder übertragen. Er wählte seinen Wohnsitz in Lissa.

Das Jahr 1648 war ein wichtiges; in ihm kam der Westfälische Friede zu Stande, der dem traurigen dreißigjährigen Kriege ein Ende machte. Aber anstatt daß dieser Friedensschluß die böhmischen Brüder wieder rehabilitirt hätte, setzte er vielmehr dadurch, daß man sich ihrer darin gar nicht erinnerte, den Untergang dieser vielgeprüften und um den geistigen und religiösen Fortschritt der Menschheit so hoch verdienten Gemeinde fest. Comenius schreibt im tiefsten Schmerze über diese Angelegenheit an den Kanzler Drenstierma: „Die Bedrängten meines Volkes waren der Hoffnung, Ihr wäret von Gott erwählte Werkzeuge, der geistigen Schlächtereie ein Ende zu machen. Außerdem empfangen sie unzählige Verprechungen von jenen, die bei Euch eine Geltung hatten, man würde

entweder durch die Macht des Schwertes oder durch friedliche Verhandlungen beim Ende des Krieges unserer gedenken und uns mit allem anderen in den vorigen Zustand einsetzen. Nun sehen sie sich aber aufgegeben. Wo ist nun wohl bei Euch etwas für die Unglücklichen zu hoffen, wohin sind alle Eure heiligen Versprechungen gekommen, wie steht's mit Euren Bethheurungen: Ihr suchtet nichts, als die Befreiung der Unterdrückten? Sind wohl einige Tonnen Geldes der würdige Lohn solcher Bemühung, wenn man so viele tausende, ja Myriaden Seelen in den Klauen des Antichrist's stecken läßt? Wo ist bei Euch der Eifer Moses, der dem Pharao, als er einen Theil des Gutes des Volkes freigegeben, einen andern behalten wollte, sagte: „Alle Heerden müssen mit uns, um Gott zu dienen, nicht eine Klaue bleibt zurück?“

In einem andern Briefe vom 11. Oktober 1648 beklagt sich Comenius, daß man trotz der bündigsten Versicherungen, die Orenstierna ihm selbst gegeben, seine des Evangeliums wegen verfolgten Landsleute sollten nicht vergessen werden, dieselben dennoch verlassen und in den Traktaten zu Dsnabrück aufgeopfert habe. „Was hilft es nun, da wir der Früchte des Friedens beraubt sind, daß wir Euch nach Gott als unsre Befreier angesehen haben; was hilft es uns, daß Ihr mit Hilfe unsrer Thränen siegtet, wenn Ihr, da es in Eurer Macht lag, uns aus unsrer Gefangenschaft zu befreien, neuerdings unsern Bedrängern uns ausliefert? Was helfen alle die heiligen evangelischen Bündnisse, die unsre Vorfahren geschlossen, die durch das heilige Blut der Märtyrer befestigt sind? Was hilft es, daß Ihr uns aufgerufen, da Ihr Euch nicht darum kümmern, daß unser Königreich dem Evangelium wiedergegeben werde? . . . Ich schreibe im Namen Vieler, und durch ihr Wehklagen bewogen, knie ich zu Deinen Füßen und zu denen Deiner Königin und des ganzen heiligen Reichthums und beschwöre Euch bei den Wunden Christi, daß Ihr uns, die wir um Christi willen verfolgt sind, nicht ganz und gar verlasset.“

Seine herzerschütternden Klagen fruchteten nichts; die böhmischen Brüder waren und blieben vergessen; Comenius sah den Untergang seiner geliebten Gemeinde voraus. Da verfaßte er „das Testament der Brüderunität, der sterbenden Mutter, worin sie, in ihrem Volk und ihrer Besonderheit endend, die ihr von Gott anvertrauten Güter unter ihre Söhne und Erben vertheilt.“ Es ist eine Trost- und Ermahnungsschrift voll tiefen sittlichen Gehaltes und heller Lichtblicke in die Zukunft, zugleich ein Zeugniß des freien christlichen Sinnes, wie der politischen Weisheit ihres Verfassers. Ich führe einige Gedanken aus dieser Schrift an:

So sagt er zu den Brüdern böhmischer, mährischer und polnischer Nationalität, daß es darum mit ihnen so weit gekommen sei, weil sie weder sich selbst, noch die Geistlichen, noch die gewöhnlichen Leute in Ordnung halten konnten, ja nicht einmal ihre jungen Leute, mit denen sie sich eine Mühe geben wollten, die sie vielmehr in ausländische Schulen schickten, woher sie denn Ungebundenheit, Fremdes in ihren Gewohnheiten, Wunderliches in ihrer Tracht, Aferweisheit in ihrem Gehirn, kurz, Alles her, als Einfalt Christi und der lieben Vorfahren mitbrächten. Darum ermatte und erkalte das Volk und werde, wie Bäume, die keine gesunden Wurzeln haben, von jedem Winde umgeworfen, „so daß bei Euch Alles sich zum Falle neigt.“

Wie ein Prophet des alten Bundes sagt Comenius hier diesen Nationalitäten ihren Fall voraus, indem er zugleich den Grund desselben aufdeckt: die Nichtachtung ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten, die Einführung fremdländischen Götzendienstes und damit die Verachtung des schlichten evangelischen Sinnes ihrer Väter.

Zur römischen Kirche, ihrer Mutter, spricht die sterbende Brüderkirche: „Du bist uns zur Stiefmutter geworden, ja Du hast Dich in eine Auerkuh verwandelt, die das Blut ihrer Kinder schlürft. . . Willst Du nicht Buße thun, so vermache ich Dir den Wurm eines bösen Gewissens und stelle wider Dich das Blut meiner Söhne und anderer Zeugen Christi, die Du gemordet hast zwischen dem Tempel und Altar. Du geberdest Dich wie das geistliche Jerusalem und freilich bist Du's, aber ähnlich dem Jerusalem, wie es zur Zeit der Propheten und Christi und der Apostel war. Wenn Du Dich nicht besserst, so vermache ich den Königen der Erde, welche Dich bis jetzt auf ihrem Rücken getragen haben, göttlichen Eifer, daß sie Dich verabscheuen, wie eine unreine Braut und Dich mit Feuer verbrennen.“ (Offenb. 17, 16.)

Die Mutter hat nicht Buße gethan, sie hat sich im Gegentheil immer mehr über sich erhoben, die Könige wollen sie nicht mehr tragen, da sie statt zu einem Mittel des Lebens und der guten Sitten, zu einem unerträglichen Joch geworden, und nun erfüllt sich an ihr das prophetische Wort von 1648 in unsern Tagen.

Zur deutschen Kirche spricht er: „Du, deutsche Kirche, warst meine liebste Schwester. . . Was ich am meisten zu Deinem Heil Dir wünsche, das vermache ich Dir als Erbtheil: eine strengere Ordnung, als Du hast, eine ordentliche Zucht (man verwechsle dieses Wort des Comenius ja nicht

mit dem, was unsre Orthodoxen unter „Kirchenzucht“ verstehen; es ist vielmehr die Zucht des freien evangelischen Geistes) und ein besseres Verständniß der Lehre von der Rechtfertigung, ohne jenen so schändlichen Mißbrauch, wie er bei meinen Söhnen überhand nimmt. Gut hat der angefangen, den Dir der Herr zum Führer gab (Luther), aber die, die an seine Stelle kamen, haben die gute Sache nicht gut geführt. (Sie führen sie auch heute noch nicht gut.) Seine Arbeit war, Babel zu zerstören . . . Als es aber zum Aufbau kommen sollte und der Herr ihn von der Arbeit zu Ruhe abrief, da ließen es seine Gehülfen, die bauen sollten, in diesem Zustande, und indem sie sich nur an das hielten, was er ausgerichtet, nahmen sie es als ihren Gewinn hin, unter Trümmern zu wohnen. (Die Trümmer sind auch heute noch nicht aufgebaut; im Gegentheil, sie haben noch mehr Schutt dazu gefahren.) Denn ihr habt ja kaum etwas Anderes, als was er vom Papstthum nicht zerstört hat und wovon er urtheilte, daß es stehen bleiben könnte. Das ist euer Palast, darin triumphirt ihr. Wovon aber andere urtheilten, daß es auch zerstört werden müsse, das habt ihr nicht nachträglich zerstört, noch wollt ihr von dieser Zerstörung etwas hören, geschweige daß zur Aufrichtung einer schönen kirchlichen Ordnung, zur Gründung derselben auf dem Grunde der Einigkeit, zum Ausbau derselben durch die Mauer der Zucht und zur Erhöhung der Thore und zur Einhängung der Thüren in dieselben, nebst Riegel und Schloß mit den Schlüsseln fortgeschritten wäre. Vielmehr habt ihr im Geist angefangen und vollendet im Fleisch, wie jene sonst eifrigen Galater, nur auf umgekehrte Weise. Jene begannen ihr Christenthum im Glauben und wollten es endigen mit den Werken des Gesetzes; ihr habt im lebendigen Glauben angefangen und endigt im todten Glauben, wie er es ja ohne Werke ist. O meine Freunde! Ich, der ich unter der Zucht des starken Gottes stehe, will euch lehren (Hiob 27, 11.) und wünsche, ihr möchtet es merken, daß Christum zu erkennen, ohne Christo nachzufolgen und sich des Evangeliums zu getrösten, ohne das Gesetz der Liebe, worauf das Evangelium hinzielt, zu beachten, nichts anderes ist, als Mißbrauch des heiligen Evangeliums und klarer, wenn auch jenem ersten im Papstthum entgegengesetzter, Betrug und Lüge!“

Welch wahres Wort, das der ehrwürdige Bischof an unsre deutsche evangelische Kirche richtet! Möchte sie doch endlich die Wahrheit erkennen!

Der helvetischen Kirche, der „Liebhaberin der Ordnung und Zucht“, wünscht er Beharrlichkeit; sie möge sich aber nicht einbilden, etwas Besonderes zu haben, ohne es wirklich zu haben, damit sie nicht, durch diese

Abbildung verführt, mit Schalen spiele, sondern zum Kern durch-
gehe. Daher wünscht er Aufrechterhaltung der Gottesfurcht und der
zu dienenden Ordnung; im Denken mehr Einsicht und weniger Grübeleien,
wie sparsames Reden von Gott und seinen überlieferten Geheimnissen,
als vor Spaltungen bewahren würde.

Wie wahr, daß die dogmatischen Grübeleien und Redereien, der Con-
fessionalismus, durchaus nicht zu dem wahren Wesen der Kirche gehören,
sondern derselbe vielmehr zu Differenzen und Spaltungen führen müsse!

Allen christlichen Gemeinden aber vermahnt er die Sehnsucht nach Ei-
nigkeit und Versöhnung, nach der Verbindung zur Einheit des Geistes im
Glauben und in der Liebe, Sehnsucht nach der Verbindung in der Wahr-
heit des Christenthums mit allen, die Christi Namen in Wahrheit anrufen,
Trennung zwischen dem Wesentlichen und dem Abhängigen und Zu-
fälligen, „damit ihr alle verstehen lernt, wofür man eifern und nicht eifern,
für was man mehr oder weniger eifern muß und euch des Eiferns in Un-
nuth enthalten, das nicht zur Erbauung, sondern zur Zerstörung der
Kirche dient.“ Sie sollen die von Gott gegebenen Mittel gebrauchen, ohne
sich zu geben auf die Form oder den äußeren Schmuck, die ja nur von
Menschen erdacht wären. Der Herr sagt: Das Reich Gottes kommt nicht
in äußerlichen Geberden, denn es ist inwendig in euch. — Nur dann
werden alle, die sich zum Hause der Kirche rechnen, auch ein allseitig ver-
einbar und in sich wohl geordnetes Haus bilden; und endlich komme
es nicht bloß für die Kirche, sondern auch für die Engel im Himmel
die Zeit, wo sie den Gesang anstimmten: Siehe, wie fein und lieblich ist
wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen! —

Unsere Zeit mit ihrem confessionellen Habitus und ihren confessionellen
Trennungen, die sogar durch den Staat in der Einrichtung streng geson-
deter confessioneller Schulen den Anstrich der Gesetzmäßigkeit erhalten
haben, könnte in diesem kostbaren Vermächtniß, das vor mehr als 200
Jahren niedergelegt ist, einen Spiegel sich vorhalten. Oder will man seine
Zeit nicht erkennen? Handelt der Staat hier etwa nach dem Grundsatz:
divide et impera? — Arge Täuschung! Durch eine solche gesetzlich ga-
rantirte Trennung würde der Staat sich nur selbst zu Grunde richten.
O bleibt bei solchen Bestimmungen der erhabene und weit sehende staats-
rechtliche Blick? Solche Staatskunst entzweit, zerstört, vernichtet! —

Zulezt kommt Comenius nochmals auf sein geliebtes böhmisches und
christliches Vaterland, weist es auf das Erbe „unsres Magisters Johann
Amos“ hin, empfiehlt ihm Bibel, kirchliche Ordnung, Eintracht, die Mutter-

sprache und eine bessere Jugenderziehung; „kurz, meinen ganzen Nachlaß empfehle ich Dir, mein liebes Vaterland, wie die Asche nach meiner Verbrennung, damit Du Dir daraus eine Lauge bereitest, um Deine Kinder rein zu waschen, wie mir der Herr bei meinem Ursprung gethan hat, indem er mich und meine Kinder aus Hussens Asche hervorrief.“

Er würde heute großen Schmerz über sein Volk empfinden!

So viel aus dem reichen Vermächtniß des Comenius. Noch haben wir dies Erbe nicht angetreten, aber das Deutsche Volk arbeitet darauf hin, dies Kleinod zu erlangen. Und Deutschland wird es verlangen! Dann wird erst die deutsche Verfassung, das deutsche Reich fest gegründet sein. Dann lebt auch der alte Comenius wieder auf in verkürzter Gestalt. Dann ersteht auch die alte Brüdergemeinde wieder, nicht die Gemeinde böhmischer und mährischer Brüder, sondern der Menschenbrüder, die sicher unter dem schirmenden Dache einer politischen und kirchlichen Verfassung wohnen. — Wir freilich werden diese Zeit nicht erleben; aber sie kommt, sie kommt gewiß.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit gleich noch einer andern wichtigen Schrift gedenken, die aber erst nach dem Tode des Comenius (1702) veröffentlicht worden ist und die nichts weniger bezweckt, als die Vereinigung aller Menschen in Liebe und Frieden. Sie trägt den Titel: „Wach auf, Welt!“ (Panegeresia) und ist schon von Herder gepriesen worden. Die Grundsätze, die er darin ausspricht, sind von ewiger Geltung.

„Irrthümer dürfen nicht mit Heftigkeit bekämpft werden, sondern die Menschen sind zu ruhiger, gemeinsamer Beschauung der Wahrheit einzuladen, damit diese mit ihren tiefsten Wurzeln sanft in sie eindringe. Wenn die Menschheit in dieses Gebiet eingedrungen und von ihren Lichtstrahlen umglänzt ist, dann wird sie aus Furcht vor Beschämung nicht mehr umkehren wollen, noch auch, erfüllt mit Hoffnung höhern Lichts, umkehren können.“

Er beklagt die Verirrungen der Menschen. „Gottes edelstes Geschöpf, der Mensch, vergiß seines edelsten Theiles und thut nichts so wenig, als das, wozu er hierher gesetzt ist. . . Gottes Ebenbild ist unserer Seele verliehen, welche Verstand und Vernunft, freien Willen und auf Alles sich erstreckende wirksame Kräfte hat. Der Verstand strebt rastlos nach Wahrheit, der Wille nach dem Guten und die Kräfte führen stetig die Werke aus. Daher stammen die Wissenschaften, als das Streben nach Weisheit, die Religion, als die Verehrung und der Genuß des höchsten Guts, und die Staatskunst, als das stete Streben, sich gesellig zu vereinigen. Der

weß der Staatskunst ist der Friede unter den Menschen und der Zweck der Religion der Friede des Gewissens mit Gott, der Zweck der Wissenschaft ist die Frömmigkeit des Herzens und die Ruhe des Lebens.“

Aber diese drei sind verderbt. „Anstatt der Weisheit herrscht Unwissenheit oder Sophistik, anstatt der Religion Atheismus oder Aberglaube, anstatt des Staates Anarchie und Verwirrung, oder Tyrannei und Unterdrückung. Die Menschen suchen sich außer sich, die Dinge über sich, Gott unter sich; sie unterwerfen und geben sich Dingen zu Sklaven, die sie beherrschen sollten; sie suchen und erdichten sich einen Gott, nicht von dem, sondern der von ihnen abhängt als Diener ihres Gelüstes... Das Chaos der religiösen Streitigkeiten kann Niemand ohne Schrecken ansehen, oft einmal in Bezug auf Gott findet sich hinlängliche Uebereinstimmung; keine Religion ist aber unter sich so uneinig, als die, die sich des meisten Lichtes erfreut oder wenigstens zu erfreuen rühmt, die christliche, so daß sie den Uebrigen zum Aergerniß, sich selbst aber zum größten Hinderniß wird.“

Der Grund liegt in der Selbstsucht. „Wer nicht sich selbst zuerst beherrschen kann, der kann auch Andere nicht leiten. Allein es gibt Menschen, welche, nicht zufrieden, sich und ihre Angelegenheiten zu regieren, noch Andere regieren, d. h. nach Willkür hin und her reißen wollen... Sie glauben, die Welt sei für sie da und mißbrauchen daher Menschen und Thier, dazu es ihnen beliebt, und wenn sie Widerstand finden, weil die unwandelbare menschliche Natur sich ihre anerschaffene Freiheit nicht völlig entgehen läßt, so brauchen sie alle möglichen Zwangsmittel.“

„Wenn Alle wahrhaft die echte Gottes-Verehrung suchten, so würde die traurige Dissonanz der Religionsparteien verschwinden. Aber jeder will an dem Religionsbegriffe hängen, worin ihn Geburt oder irgend ein Zufall versetzt hat.“ Schändlich ist eine so große Uneinigkeit. Die Religion, die uns Gott ähnlich zu machen bestimmt ist, sollte uns zur Einmuth bilden, so aber gibt sie den Vorwand zu Haß und Verfolgung und Grausamkeit, am meisten unter den Christen, die doch einen durch so viele göttliche Offenbarungen begründeten Lehrbegriff zu haben glauben.

Wie die Welt ein natürliches Ganzes bildet, so kann sie auch ein moralisches werden. „Allen Menschen ist ein und dieselbe Natur gemein, einerlei Anstalten der Sinne, des vernünftigen Denkens, des Wollens und Begehrens, dasselbe Handeln und Leiden, derselbe Gott. In Allem wünschen wir Alle Eins, nämlich das Beste.“

Aber dazu müssen wir auch selbst Hand anlegen, dazu hat uns Gott seine Kräfte verliehen. „Wunder erwarten, so lange noch irgend ein Mittel

vorhanden ist, heißt Gott versuchen. Gott wirkt zwar Alles in Allem, aber seit seiner ersten Schöpfung wirkt er nichts unmittelbar, sondern durch die Kreaturen . . . Die göttliche Vorsehung erstreckt sich nur so über den Menschen, daß jeder Mensch im Vertrauen auf Gott die Mittel gebrauche und im Gebrauche der Mittel auf Gott vertraue, daß der Mensch in Allem, was den Menschen angeht, nichts vermag ohne Gott und Gott nichts wirkt ohne den Menschen. So wollen wir denn für Alles, was zu unserm Heile gehört, muthvoll beten und arbeiten!“

Und nun spricht er von den Wegen, auf denen diese Einheit hergestellt werden kann, wobei er namentlich den herrschenden Ständen, den Staatsmännern, den Philosophen und Theologen scharf in's Gewissen redet; er ladet sie ein, seine Vorschläge zu prüfen und mit ihm in gemeinsame Berathung zu treten.

Versöhnlich und herzgewinnend ist namentlich der Schluß. „Bei diesem ganzen Werke bedinge ich von allen Seiten beruhigte, von aller Streitsuchende ruhende Gemüther. Auf diesem Wege brüderlicher Berathung wollen wir nicht streiten, nicht Einer dem Andern irgend sonstige Irrthümer vorwerfen, nicht einander Uebles zutrauen. In der neuen Hoffnung gemeinsamer, nun bald Allen erscheinender Wahrheit verjüngt, wollen wir nur das Bessere vor Augen haben und dessen, was dahinten ist, gern vergessen. Wir wollen nicht darüber streiten, wie der Brand entstanden sei, sondern arbeiten, daß er gestillt werde. Niemand rufe ferner mit den Söhnen des Donners, mit Jakobus und Johannes, das Feuer des Jornes vom Himmel über die Widersprechenden herab, sondern das Feuer der Liebe laßt uns alle mit Christo vom Himmel entlehnen und herzlich wünschen, daß es auf Erden brenne. Wir wollen uns nicht durch hohe Meinung von unserm Wissen Einer gegen den Andern aufblähen, sondern in Liebe uns herablassen, Einer dem Andern zu dienen, fest überzeugt, daß die, welche in Demuth irren, Gott besser gefallen, als jene, welche auf dem Wege der Wahrheit stolz einhergehen. So werden uns Demuth vor Gott, innige Liebe gegen unsere Mitbrüder und reine Sehnsucht, die Wahrheit zu erkennen, treue Führer zu allgemeiner Uebereinstimmung sein.“

Den Streit um die Meinungen beklagt er auf's tieffste. „Wir erfahren leider in der Erkenntniß der Dinge (Wissenschaft), in der Regierung der Menschen (Politik), in der Verehrung der Gottheit (Religion), daß eine einzige abweichende Meinung höher geachtet wird, als tausend Uebereinstimmungen.“ Er zeigt das beispielsweise an den Heiden und Juden. „Und was thun wir Christen? Wir alle nehmen die ganze Lehre Christi

und sind nur in Auslegungen — und doch wie feindselig! — entgegen. Aber man muß auch eine abweichende Meinung ertragen können. Nur ein Herzärztelster kann nichts tragen, ein kräftiger Mann erträgt Alles, und wenn er kann, verbessert er es, wie beides Gott uns an beständigen Beispielen lehrt.“

„Lasset uns alle einmüthig Gott bitten, daß dieses unser Beginnen in seiner Majestät nicht mißfalle, daß er uns gütig helfe und mit erwünschtem Erfolge kröne. Denn dies Werk ist nicht unser, sondern Gottes, dessen schwache Kreatur wir sind. Und weil das Reich des Lichtes dem Reiche der Finsterniß feindlich ist, so werden wir auch einen harten Kampf zu kämpfen haben, nicht allein mit der Unwissenheit, sondern auch mit der Bosheit, der Verfehrtheit und Verstocktheit, welche ihre Finsternisse beschirmen und vertheidigen. Wenn wir für das Licht und für Gott, den Vater des Lichtes, wirken wollen, so werden wir nur unter seiner Leitung und unter seinem Schutze wirken können. An ihn also wollen wir alle uns wenden und aus innerstem Herzensgrunde sein unendliches Erbarmen anflehen.“ —

kehren wir nun zu den Lebensschicksalen des Comenius zurück. Er erhielt in Bissa die Einladung des ungarischen Fürsten Rakoczy, zur Reorganisation des Schulwesens zu ihm zu kommen. Mit Bewilligung seiner Gemeinde begab er sich mit den Seinen nach Saros Patak, wo er eine Schule einrichtete. Aber der junge Fürst starb, ehe die Schulreformation durchgeführt war und der ungarische Adel hatte keinen Sinn für Bildungsbestrebungen. Nach 4 Jahren (1654) kehrte Comenius nach Bissa zurück.

Hier traf ihn abermals ein schwerer Schicksalschlag. In dem ausbrechenden Kriege zwischen Schweden und Polen wurde auch Bissa hart getroffen. Nachdem es die Schweden in Besitz genommen, wurde es von den Polen wieder zurück erobert und total eingeäschert. Die Einwohner konnten durch die Flucht kaum das nackte Leben retten. Auch Comenius fand sich unter den Vertriebenen. Seine Gemeinde zerstreute sich in alle Hinder, er selbst hatte all' seine Habe, was aber am meisten zu bedauern war, alle seine Handschriften und seine reiche Bibliothek verloren.

Nun ergriff er abermals den Wanderstab, wohnte erst in Frankfurt a. M., dann in Hamburg, bis ihm der Sohn seines frühern Wohlthäters, Laurentius de Geer, in Amsterdam ein sorgenfreies Asyl anbot. Dort wohnte er von 1656 bis 1671; er beschäftigte sich mit der Sammlung und Herausgabe seiner pädagogischen Werke und mit der Sorge für seine weit zerstreute Gemeinde. Am 15. November 1671 endete er seine vielgeprüfte, aber doch reich gesegnete Erdenpilgerfahrt. In der Kirche der Stadt Naarden wurde er begraben. Das Grab soll nach den neuesten Forschungen, die

namentlich von Böhmen aus in's Werk gesetzt sind, wieder aufgefunden sein und wird hoffentlich der Vergessenheit entrissen werden.

Einer seiner Landsleute, Palacky, characterisirt ihn folgendermaßen: Comenius war ein Mann von schöner und ansehnlicher Gestalt, mit einem langen Rinn, einer hohen Stirn und einem sanften, dabei aber einen stillen Kummer offenbarenden Blick. Im Umgange mit Menschen war er über die Maßen freundlich, verträgsam und bescheiden, immer bereit, seinen Nächsten zu dienen und sich für ihr Wohl aufzuopfern. Sein tiefes Gefühl, seine Güte, seine Aufrichtigkeit und seine rechtschaffene Gottesfurcht sind nicht nur in allen seinen Schriften offenbar, sondern auch in allen seinen Handlungen und in seinem ganzen Wandel. Niemals vergalt er seinen Gegnern mit gleichem Maß, niemals verurtheilte er Jemand, was für Unrecht er auch immer von ihm erduldet; durchaus in Allem ehrte und pries er mit vollkommener Ergebung die Hand des Herrn, mochte sie ihm Freude oder Leid auferlegen.

In den letzten Jahren seines Lebens verfaßte er noch eine Schrift, worin er einen Rückblick auf sein Leben und seine Bestrebungen wirft, ein herrliches Zeugniß seiner frommen und edeln Gesinnung; „Eins ist noth“ (Unum necessarium) hat er sie betitelt. Einige Stellen daraus mögen diesen kurzen Lebensabriß schließen.

Unter den altklassischen Mythen vom Labyrinth, von Sisyphus und Tantalus stellt er das eitle Ringen der Menschheit dar, die nicht scheiden kann zwischen Nothwendigem und Unnöthigem, beschreibt das Nothwendige und weist am Beispiele Christi nach, wie es zu suchen sei; dann hält er den Lehrern, den Politikern und den Theologen einen Spiegel vor, zeigt dann der Menschheit, wie sie allein in der Befolgung der Vorschriften Christi zur Besserung gelangen könne und schließt mit einem Selbstbekenntniß, wobei er sich und Alles Gott anheim stellt.

Es habe Gott gefallen, ihm ein Herz zu geben, das begierig war, dem öffentlichen Wohle zu dienen; nun solle die Welt an seinem Beispiele lernen, wie man auch bei guten Vorsätzen irren könne. Er dankt Gott, der gewollt habe, daß er sein ganzes Leben hindurch ein Mann der Sehnsucht bleibe, und wenn er auch dadurch in manche Irrthümer gerathen sei, so habe ihm Gott doch aus den meisten wieder herausgeholfen und ihn mit väterlicher Hand zum Anschauen der Ruhe der Seligen geführt. „Denn die Sehnsucht nach dem Guten ist immer an sich gut und kommt zum guten Ende.“ Und nun legt er öffentlich das demüthige Bekenntniß seiner Irrsalse ab. So in den Bemühungen für eine bessere Bildung der Jugend.

Habe er darin auch viel geirrt, so dürfe man ihm doch daraus keinen Vorwurf machen, daß er das Amt des Theologen mit dem Schulamte vereint habe. Christus habe seinem Petrus ja auch gesagt: Weide meine Schafe und weide meine Lämmer. „Ich aber sage Christo, meiner ewigen Liebe, ewigen Dank, daß er mir eine solche Liebe zu seinen Lämmern in's Herz gelegt und mir gestattete, die Sache so weit zu bringen, als sie gebracht ist. Denn ich erwarte es zuversichtlich von meinem Gott, daß meine Vorschläge einst ins Leben treten werden, wenn der Winter der Kirche vergangen ist und der Regen aufgehört hat, wenn die Blumen wieder erscheinen auf unserer Erde und die Zeit der Reinigung gekommen ist und Gott seiner Heerde Hirten geben wird nach seinem Herzen, die nicht sich selbst weiden, sondern die Heerde des Herrn, und wenn der Neid, der gegen die Lebenden gerichtet war, nach ihrem Tode ruhen wird.“

Dann spricht er von seinen Friedensversuchen, seinen realistischen Studien, den Weissagungen, deren er ein Buch (Licht in Finsterniß) veröffentlicht hatte. Jetzt wünscht er nun nichts mehr, als eine bescheidene Hütte und was zur Lebensnothdurft gehört. „Mein ganzes Leben war eine Wanderung, nicht meine Heimath, eine beständig wechselnde Herberge, nimmer und nirgends ein fester Wohnsitz. Nun aber ist das himmlische Vaterland in Sicht, an dessen Schwellen mich geführt hat mein Führer, mein Licht, mein Christus, der vorangegangen ist, um die Stätte zu bereiten im Hause seines Vaters, wo viele Wohnungen sind, und er wird bald kommen, mich hinwegzuführen, damit, wo er ist, auch ich sei. Das also ist nur das Eine Nothwendige, daß ich Alles vergesse, was hinter mir ist, und laufe nach dem Preise des letzten Rufes Gottes. (Phil. 3, 13.)

Zu seinen Kindern spricht er: „Hört die Stimme Eures Vaters, die Euch führt zu dem Vater der Väter, bevor ich zu meinen Vätern versammelt sein werde. Ich lasse Euch keine andere Erbschaft zurück, als das Eine, was noth ist: daß Ihr Gott fürchtet und seine Gebote haltet, denn das gehört allen Menschen zu. (Pred. Sal. 12, 13.) Wenn Ihr das thun werdet, wird Gott Euer Erbtheil sein (5. Mos. 18, 2.), Euer Schild und Euer sehr großer Lohn. (1. Mos. 15.)“

Seinen armen Glaubensgenossen vermachet er den Reichthum der Herrlichkeit des Herrn: „Dasselbe sage ich auch meinen Brüdern, den übrig gebliebenen Söhnen meiner zerstreuten Kirche: liebt den Herrn und dient ihm von ganzem Herzen; schämet Euch nicht seines Kreuzes, das Ihr bis hieher getragen habt und bis ans Ende tragen werdet, wenn Ihr klug seid. Ich empfehle Euch inständigst die Erbschaft Christi: Armuth und

Kreuz; diese werden Euch den Weg zu ewigen Reichthümern und zu ewigem Ruhme sein, wenn Ihr im Geiste Christi ausharret bis ans Ende. (1. Kor. 2, 16. Luk. 22, 28.) Du aber, Herr, der Du einst zu Deinem Petrus sprachst: „Nachdem Du befehrt bist, stärke Deine Brüder“, sprich auch jetzt zu mir, Deinem Diener: „Nachdem Du Dich befehrt hast von dem Unnöthigen zu dem Einen, was noth ist, lehre dasselbe Deine Brüder.“ Meine Brüder nenne ich alle, die Christi Namen anrufen, meine Brüder nenne ich alle, die desselben Blutes theilhaftig sind, die ganze Nachkommenschaft Adams, Alle, die auf dem weiten Erdrreise wohnen.

Dieselbe Weisheit Christi, das Eine, was noth ist, empfehle ich auch Dir, mein Volk, ihr Mähren, sammt den benachbarten Böhmen, Schlesiern, Polen, Ungarn, bei denen ich zur Zeit meiner Verbannung Aufnahme gefunden und viele Wohlthaten genossen. Der Herr gebe euch zur Vergeltung zu wissen das Eine, was noth ist, damit ihr die Erträgnisse eurer glücklichen Länder zu gebrauchen lernt und nicht zu mißbrauchen. „Der Luxus hat die Böhmen zu Grunde gerichtet“, sagte ein weiser König des Nordens, der den Luxus haßte. Aber das wird man auch von Dir in Kurzem sagen können, Polen, wenn Du nicht rechtzeitig noch Dich wendest zu dem Einen Nothwendigen, nämlich der Mäßigkeit. Der Grund der Sünden Sodoms war Hoffahrt und Brotes die Menge und Ueberfluß und Trägheit (Gz. 16, 49).

Zwölf Jahre lang habe ich mich zuletzt in der Hauptstadt Hollands, einem Welthandelsplatze, aufgehalten. Hier erlangte ich besser, als irgendwo in meinem Leben, die Gelegenheit, zu beobachten, wie viel das sei, was wir Alles entbehren könnten, und diesen Beobachtungen des Einen Nothwendigen mich zuzuwenden; unter tausend Irrwegen faßte ich den Entschluß, den Irrwegen mich zu entziehen und ich habe hier gelernt durch Gottes Geschenk, unter tausend von tausenden gewälzten Steinen, meine Angelegenheiten nicht mehr mühevoll zu betreiben, sondern in Ordnung zu bringen und still zu stellen, unter den Schaaren der unersättlich hungernden und dürstenden Tantaliden nicht auf gleiche Weise zu hungern und zu dürsten. Das soll auf die letzten Tage meines Lebens mein größter Schatz und all meine Erquickung sein. Ich weiß wohl, daß ich zuerst hierher gekommen und von den Ersten ehrenvoll aufgenommen bin in Folge der Hoffnung auf eine sorgfältige Unterrichtsweise: ich aber wünsche für mich nur dem Beispiele meines Herrn nachzuahmen, der auf der Hochzeit zu Kana den besten Wein bis zuletzt aufsparte, daß nämlich mein Letztes besser sei, als jenes, was man zuerst von mir gehofft hat. Und das wird

statt finden, wie ich hoffe, wenn jene klugen Speisemeister nicht fehlen, welche über das Wasser, das Wein geworden war, ein rechtes Urtheil zu bilden wissen. Welches wird aber das sein? Kein anderes, als das apostolische: „Es ist aber ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen. Denn wir haben nichts in die Welt gebracht, darum offenbar ist, wir werden auch nichts hinaus bringen. Wenn wir aber Nahrung und Kleider haben, so lassset uns begnügen, denn die da reich werden wollen, die fallen in Verjuchung und Stricke und viele thörichte und schädliche Lüfte, welche versenken den Menschen in Verderben und Verdammniß (1. Tim. 6, 9).“ Und gerade so beschreibt die Schrift jenes Babylon (ebenso jenes geheimnißvolle, welches über die ganze Erde verbreitet ist, als jenes alte, welches in Chaldäa liegt), das vom Ueberfluß strotzte, indem sie ihn von der ganzen Erde zusammenbrachte, kaufte und verkaufte und dann stolz zu Grunde ging. Wahrlich, jeder Mensch, jede menschliche Gemeinschaft, jede Stadt und jeder Ort, der sich zu sehr den menschlichen Dingen ergibt und trunken ist von Weltlust, vergiftet nur zu leicht der besseren Güter, der himmlischen und ewigen, und selbst der Quelle aller Güter, Gottes, und stürzt sich dadurch in Verderben und Untergang. „Wenn der Wein mäßig genossen wird“, sagt der weise Hebräer, „dient er zur Erhaltung des Lebens, aber wenn man zu viel davon genießt, wird er zu Gift und Tod, in dem sich mehr ertränken, als im Wasser“ (Sir. 31).

Herr Jesu Christe, Du einiger Lehrer der Weisheit, der Du auf ewige Weise begründet hast das Gesetz von dem Einen, was noth ist, zweierlei bitte ich von Dir, das wollest Du mir nicht verweigern, ehe denn ich sterbe (Sprüchw. 30, 7). Laß nicht fern von mir sein, was nothwendig ist zu einem glücklichen Leben und einem seligen Sterben. Und was hierzu nichts beiträgt und zu diesem Ziele nicht nothwendig ist, das laß nicht an mich herantreten und sich ferner nicht einmischen. Aber auch darum bitte ich: Verleihe mir, daß ich es auch Andern recht zeigen kann, wie thöricht die handeln, die das Nöthige vernachlässigen und dem Unnöthigen sich ganz hingeben. Obwohl Du alle Dürstenden einladest zu dem Wasser des Lebens, graben sich doch jene hier und da Brunnen, die kein Wasser geben (Jes. 55, 1. Jer. 2, 13), ja obwohl Du Wein und Milch umsonst darbietest, ohne Silber und Gold, werfen jene ihr Silber und Gold für Dinge weg, die nicht sättigen, sondern vielmehr Krankheiten, Tod, Untergang und Hölle mit sich bringen. Erbarme Dich Aller, Du Erbarmer Aller, um Deiner Güte willen. Amen.“

Ein Rückblick auf die geschichtliche Entwicklung der evangelischen Kirchenverfassung in Preußen. *)

Von Th. Woltersdorf in Greifswald.

Mit dem Worte, daß alle gläubigen Christen wahrhaft geistlichen Standes und Priester seien, erinnerte Luther die deutsche Christenheit, daß alle Gewalt in geistlichen Dingen nicht einem besondern Priesterstande angehöre, sondern den gläubigen Christen insgemein. Indem er, so den Bann der Priesterherrschaft brechend, allen Gläubigen die gleichen Rechte in geistlichen Dingen zuschrieb, legte er auch allen die gleiche Pflicht auf, je nach ihrem Amt und Beruf den andern zu dienen und zu nützen: alle sind nach ihm bestimmt, wie verschieden ihre besonderen Berufsarten auch sein mögen, zu einer Gemeinschaft vereinigt Leib und Seele zu fördern, ähnlich wie die Glieder des Leibes trotz der Verschiedenheit ihrer besonderen Funktionen doch gemeinsam einem Zwecke leben. Wie indeß am Leibe einzelne Glieder durch die Wichtigkeit ihrer Funktionen vor den anderen ausgezeichnet sind, so heben sich nach Luthers ursprünglicher Anschauung auch im Gesamtorganismus der Kirche zwei Stände durch ihre Berufsart vor den übrigen besonders hervor, nämlich der Lehrstand und die Obrigkeit, deren Aufgabe es ist, als Auge und Hand Gott und einander zu dienen, beide von Gott geordnet, jener das Wort Gottes und die Sakramente zu handeln, diese die Bösen zu strafen und die Frommen zu schützen; nicht einander entgegengesetzt als geistlich und weltlich, sondern einander beigeordnet als christlicher Lehrstand und christliche Obrigkeit.

Diese Anschauung von der Obrigkeit als einem Gliede im Organismus der Kirche und einer Mitträgerin der geistlichen Gewalt trat jedoch bei Luther sehr bald in den Hintergrund zurück, und schon vom Jahre 1522 an zeigte sich bei ihm das entschiedene Bestreben, die Fürsten und Obrigkeiten von jeder unmittelbaren Einwirkung auf die Gestaltung der

*) Den nachstehenden Aufsatz entnehme ich größten Theils der Einleitung zu einem demnächst bei Georg Reimer in Berlin erscheinenden Buche: „Das preußische Staatsgrundgesetz und die Kirche. Studien und Urkunden zur Verfassungsfrage der evangelischen Landeskirche in Preußen.“

kirchlichen Verhältnisse möglichst fern zu halten und ihnen auch prinzipiell das Recht dazu abzuspochen. Bezeichnet er die Obrigkeiten 1523 auch noch immerhin als Gottes Diener und Handwerksleute, so unterscheidet er ihr Regiment doch schon ganz bestimmt als das weltliche, welches den Unchristlichen und Bösen wehre, von dem geistlichen, welches Christen und fromme Leute mache durch den heiligen Geist unter Christo, und beschränkt die Wirksamkeit des weltlichen Regiments auf Leib und Gut und was äußerlich ist auf Erden, indem er ausdrücklich hervorhebt, daß wo dasselbe sich vermisst, der Seele Gesetze zu geben, da greife es Gott in sein Regiment und verführe und verderbe die Seelen. Ja Luther verlangt nicht nur, daß die weltliche Obrigkeit sich jeder unmittelbaren Einwirkung auf das Glaubensleben ihrer Unterthanen durchaus enthalte, da es um den Glauben ja doch etwas freies sei, wozu niemand gezwungen werden könne, sondern er räumt dem Staate auch nicht einmal das Recht ein, dem Eindringen falscher Lehre durch äußere Vorkehrungen zu steuern, denn Ketzerei sei ein geistlich Ding, das man mit keinem Eisen hauen und mit keinem Feuer verbrennen und mit keinem Wasser ertränken, sondern einzig mit dem Worte Gottes überwinden könne. Je mehr Luther nun aber dieses letztere als die einzige Macht anerkannte, mit welcher des Menschen Seele regiert und gefaßt sein wolle, desto höhere Bedeutung mußte ihm im Unterschiede von der weltlichen Obrigkeit der Lehrstand gewinnen, doch hütete er sich, denselben in unevangelischer Weise über die Gemeinde zu erheben. Vielmehr beruhte ihm das Recht des Lehrstandes wesentlich auf der Autorisirung durch die Gemeinde, welcher er auch das Recht und die Macht zuschrieb, die vorgetragene Lehre zu beurtheilen, und als Ideal der rechten christlichen Ordnung schwebte ihm eine ganz auf dem Prinzip der Freiwilligkeit und der Autonomie beruhende Gemeindeverfassung vor Augen. Aber von dem zuchtlosen Treiben der Wiedertäufer und der Bauern hatte er auch gelernt, daß die Zeit zur Verwirklichung dieses Gedankens noch nicht reif sei, und in seiner deutschen Messe vom Jahre 1526 bekannte er, daß er noch nicht Leute und Personen dazu hätte, auch nicht viele sähe, die dazu drängten.

Während also Luther selbst auf die Realisirung seines kirchlichen Verfassungsideals verzichtete, nahmen auch die Ereignisse in Deutschland einen Gang, der die Verfassungsbildung der evangelischen Kirche nach einer ganz anderen Seite hinlenkte. Der Reichsabschied von Speier (1526) nämlich gab es jedem einzelnen Reichsstande anheim, „in Sachen, so das Wormser Edikt belangen möchten, für sich also zu leben, zu regieren und zu halten,

wie ein jeder solches gegen Gott und kaiserliche Majestät hoffe und vertraue zu verantworten.“ Damit stellte er die Sache der Reformation in Bezug auf äußere kirchenpolitische Begründung ganz unter die Aufsicht und Fürsorge der Landesobrigkeiten, und veranlaßte so, daß diese von nun ab immer mehr und mehr auf entscheidende Weise in die Ordnung der kirchlichen Dinge eingriffen. Das so geschaffene Verhältniß des Staates zur Kirche entsprach aber in dem Maße dem damaligen Bedürfniß, daß auch Luther nicht umhin konnte, es durch sein eigenes Verhalten zu stützen. Schon 1526 forderte er den Kurfürsten von Sachsen auf, sich durch eine Kirchenvisitation ordnend und organisirend des kirchlichen Wesens in seinem Lande anzunehmen. Doch war weder er noch der Kurfürst selbst gemeint, durch diese Aufforderung und deren Befolgung jenes Verhältniß als das eigentlich normale anzuerkennen. Denn nicht nur begründete Luther von vornherein den Beruf des Kurfürsten zu solchem kirchlichen Handeln damit, daß sich's sonst niemand annimmt, noch annehmen kann und soll, in solchem Fall aber Gott den Kurfürsten dazu gefordert und mit der That befället; sondern in dem, die beiderseitigen Anschauungen zum Ausdruck bringenden „Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren“ vom Jahre 1528 wurde auch hervorgehoben, daß der Kurfürst nach weltlicher Obrigkeit nicht schuldig sei, die Ordnung der kirchlichen Dinge zu übernehmen, daß er dieses vielmehr aus freier, allen Christen gebotener Liebe thue, und überdem wurde auch noch ausdrücklich betont, daß die Reformatoren ihn hiezu eben nur im Drange der Noth aufgefordert, da sie sich nicht getrauten, das schmerzlich vermißte Bischofsamt aus eigener Machtvollkommenheit wieder aufzurichten. Wie hiedurch die Uebertragung der kirchenregimentlichen Funktionen auf die weltliche Obrigkeit sehr bestimmt als ein Nothbehelf gekennzeichnet wurde, so ließ Luther es auch sonst nicht an Aeußerungen fehlen, durch welche er aufs entschiedenste zu erkennen gab, daß er nur höchst ungern und mit andauerndem innern Widerstreben zu diesem Auskunftsmittel seine Zuflucht nahm.

Seitdem indessen die Aussicht auf eine Vereinigung mit der alten Kirche und deren Episkopat völlig verschwunden war, erlahmte auch immer mehr und mehr das in Luther und Melancthon bis dahin so kräftig hervorgetretene Bestreben, die Selbständigkeit der Kirche neben dem Staate zu behaupten: seit dem Augsburger Reichstage machte sich immer mehr und mehr der Grundsatz geltend, daß der weltlichen Obrigkeit zugleich die Kirchengewalt zustehe, und immer deutlicher bildete sich in allen protestantischen Landeskirchen das Staatskirchenthum heraus. Die ursprüngliche Be-

gründung desselben, nach welcher es nur ein Nothbehelf war, wurde völlig verdrängt durch die andere, daß es eigentlich Gottes Ordnung sei, und die Landesfürsten und Städteobrigkeiten beriefen sich bei ihren kirchlichen Erlassen von nun ab fast ohne Ausnahme auf ihre in der heiligen Schrift begründete Berufspflicht zur Aufrechterhaltung der wahren Lehre und christlicher Sitten.

Im Bewußtsein dieser obrigkeitlichen Berufspflicht machte nun auch Kurfürst Joachim II. von Brandenburg einige Jahre nach seinem Regierungsantritt von dem landesfürstlichen Reformationsrechte Gebrauch. Schon längst, so sagte er, habe er herzlich begehret, daß durch ein christliches General- oder Nationalconcilium oder auch sonst durch die geistliche Obrigkeit, denen es wohl gebühret hätte, in diesen hohen nothwichtigen Sachen nicht so lange gesäumt, sondern christliche gute Ordnung gemacht werden möchte, und sich selbst dieser Mühe zu wenig erkennend, habe er sich deß oft getröstet und versehen, weswegen er auch, nicht mit geringer Beschwerde, selbst verzogen und seine Unterthanen aufgehalten habe. Da er nun aber befinde, daß es sich noch fast in die Länge strecken wolle und niemand wisse, wer solches noch erleben möchte, habe er mit gutem Gewissen in der Sache nicht länger Aufschub machen und nicht unterlassen mögen, Christo, dem König aller Könige, die Ehre zu geben und dessen göttliches Wort bei seinen Unterthanen zu fördern. Demgemäß machte er sich daran, das kirchliche Wesen in seinem Lande nach evangelischen Grundsätzen umzugestalten, und erließ zu diesem Behufe im Jahre 1540 die brandenburgische Kirchenordnung, indem er als Motiv dafür noch insbesondere geltend machte, daß er als der Landesfürst, der seine Unterthanen wie ein Vater seine Kinder liebe, sich schuldig erkenne, nicht allein ihr zeitliches Bestes an Leib und Gut, sondern vielmehr auch ihrer Seelen Seligkeit nach allem Vermögen zu fördern. Er schonte bei seinem Reformationswerke das Bestehende so viel als möglich, trug auch kein Bedenken, das Bischofsamt fortbestehen zu lassen und den Bischöfen, falls sie nur seine Kirchenordnung annehmen würden, die bedeutendsten ihrer Amtsbefugnisse förmlich zu bestätigen. Doch indem er ihnen dieselben gleichsam aufs neue zutheilte, gründete er sie auf seine landesfürstliche Autorität und stellte sich, den Landesfürsten, als Denjenigen hin, in dessen Auftrage sie von nun an zu verrichten wären. Aber hierüber hinaus reservirte er sich auch einen gewissen thätigen Antheil an der Kirchenregierung und behielt das Recht, die durch ihn ins Leben gerufene Ordnung des Gottesdienstes etwa zu verbessern, ausdrücklich sich selber vor, während kein anderer

propria autoritate etwas darinnen zu verändern sich unterstehen sollte. Ein Vorbehalt, der übrigens ebenso sehr der damals allgemein herrschenden Praxis entsprach, als er aus dem derselben zu Grunde liegenden Prinzipie ganz nothwendig folgte. Denn hatte der Landesfürst einmal den obrigkeitlichen Beruf, seiner Unterthanen Seligkeit zu fördern, so konnte er unmöglich meinen, diesem Berufe mit der einen reformatorischen That genug gethan zu haben, sondern er mußte sich verpflichtet und berechtigt fühlen, wie er die bisherigen Mißbräuche „aus fürstlicher von Gott gegebener Obrigkeit“ abgeschafft, so auch in Zukunft die kirchliche Ordnung zu erhalten und sie, wenn es nöthig wäre, zu verbessern. Auf solche Weise geschah es im vollsten Einklange mit der Entwicklung im übrigen lutherischen Deutschland, daß durch die Reformation das oberste Regiment der Kirche in Brandenburg an den Kurfürsten gelangte, und daß von nun ab die Landesherren auch bei uns, ebenso wie anderwärts, rücksichtlich der evangelischen Kirche nicht nur die Kirchenhoheit, sondern auch die Kirchengewalt besaßen, das heißt im wesentlichen nicht nur das dem Staate über alle Religionsgesellschaften zukommende Aufsichts- und Schutzrecht (*jus majestaticum circa sacra*), sondern auch das dem Staate an und für sich fremdartige Recht der eigentlichen Kirchenleitung (*jus in sacra*).

Die Absicht Joachims II., die Bischöfe als kirchenregimentliche Organe beizubehalten, scheiterte an dem beharrlichen Widerstande, welchen die beiden Bischöfe von Havelberg und Zebus der Kirchenverbesserung entgegensetzten. Während der Bischof von Brandenburg, des Kurfürsten „besonderer Freund“ und treuer Helfer bei dem Reformationswerk, sein Amt bis ans Lebensende verwalten konnte, mußten die Funktionen jener beiden Bischöfe auf andere Stellen übertragen werden. Der Kurfürst achtete es aber nicht für gehörig, die geistlichen Sachen an die weltlichen Behörden zu verweisen, sondern hielt für billig, daß dieselben wie vorhin geschehen, vor die geistlichen Gerichte remittirt würden. Er sah sich deshalb genöthigt, eine neue geistliche Behörde zu schaffen und dieses that er, dem in Wittenberg bereits im Jahre 1539 gegebenen Beispiele folgend, durch die Gründung eines geistlichen Konsistoriums zu Köln a. d. Spree (1543). Dieses hatte fortan unter dem Vorsitz des schon früher eingesetzten Generalsuperintendenten die kirchliche Verwaltung und die geistliche Gerichtsbarkeit wahrzunehmen. Nach der Wiedervereinigung der Neumark mit der Kurmark unter Johann Georg (1571–1598) wurde dem Kölner Konsistorium die oberste Aufsicht in Sachen des Glaubens auch in der Neumark überwiesen, wogegen die Jurisdiktion und die Aufsicht in andern kirchlichen Sachen der

Regierung in Rüstzin verblieben: also damals schon ein Abweichen von dem Grundsatz, daß die kirchlichen Angelegenheiten durch besondere kirchliche Behörden wahrgenommen werden sollten. Durch die ziemlich gleichzeitig (1573) für beide Landestheile gemeinschaftlich erlassene Visitations- und Konsistorialordnung baute Johann Georg sodann den kirchenregimentlichen Apparat auf den von Joachim II. gelegten Grundlagen, namentlich auch durch allgemeine Einführung von Kreis=Inspektoren, des weiteren aus, und später (1598) änderte er die Zusammensetzung des Konsistoriums noch insofern in einer bis auf die Gegenwart maßgebend gebliebenen Weise, als er den Vorsitz in dieser Behörde von dem Generalsuperintendenten auf einen Rechtsgelehrten übertrug.

Luther hatte lange genug gelebt, um einige Jahre vor seinem Tode noch klagend in die Worte auszubrechen: „Der Satan hört nicht auf Satan zu sein. Unter dem Papstthum hat er die Kirche mit dem Staate vermengt; in unserer Zeit will er den Staat mit der Kirche vermengen.“ Und obgleich er dabei gelobt, seinerseits mit Gottes Hilfe Widerstand zu leisten und sich alle Mühe zu geben, um den Unterschied der Verufe des Staates und der Kirche zu erhalten, hatte er doch schon im Geiste die Zeit vorhergesehen, wo die Höfe die Kirche nach ihrem Gutdünken regieren würden. Johann Georg stand schon mitten inne in dieser Zeit. Welche Stellung er und sein Nachfolger Joachim Friedrich (1598 — 1608) sich, als der christlichen Obrigkeit, der evangelischen Kirche gegenüber gaben, erhellt am klarsten aus der Art und Weise, in der sie dem in Kirchen und Schulen einschleichenden „Calvinischen Irrthum“ zu wehren suchten. Schon kurz nach seinem Regierungsantritt nämlich gebot und befahl Johann Georg den Predigern „mit sonderem Ernst bei Verlust ihres Amtes und Pfarren auch Meidung seiner schweren Straf und Ungnade“, die Bibel und Luthers Bücher fleißig zu lesen, ihre Predigten darnach zu richten, sich andrer verdächtigen Bücher oder Lehren aber gänzlich zu äußern und sich in allem nach der Augsburgerischen Konfession und dem der Kirchenordnung eingefügten kurzen Begriff der rechten reinen lutherischen Lehre zu verhalten; und sowohl er als Joachim Friedrich verpflichteten die Prediger später zu wiederholten Malen durch Namensunterschrift auf die Konfordinformel und die andern lutherischen Bekenntnißschriften. Sie warfen sich also geradezu zu Herren über den Glauben in ihrer Landeskirche auf. Und im wesentlichen that auch Johann Sigismund (1608 — 1619) das Gleiche. Denn wollte derselbe nach seinem Uebertritt zum reformirten Bekenntniß auch niemand zwangsweise nach sich ziehen, so entschied er sich

doch sogleich für die kirchliche Unionspolitik, die seit jener Zeit bei den preussischen Regenten maßgebend geblieben, und in dem Bestreben, die Reformirten und die Lutheraner einander zu nähern, nahm er keinen Anstand, auch das kirchliche Bekenntniß zum Gegenstande seiner landesherrlichen Verordnungen zu machen. Hatten seine Vorgänger die Prediger an die unveränderte Augsburgerische Konfession und an die Konkordienformel gebunden, so stellte er nun im Gegentheil die veränderte Augsburgerische Konfession als Lehrnorm hin, und verbot gleichzeitig mit dem eingerissenen Unwesen der lästernden Kontroverspredigten auch die Verpflichtung der Geistlichen auf die Konkordienformel. Freilich mußte er dem beharrlichen Drängen seiner lutherischen Unterthanen wenigstens so weit nachgeben, daß er in einem, den Ständen ausgestellten Revers (vom 5. Febr. 1615) erklärte, daß ein jeder im Lande, der da wolle, bei des Herrn Lutheri Lehre und bei der ungeänderten Augsburgerischen Konfession und der Konkordienformel verbleiben solle, auch den ferneren Gebrauch der letzteren bei der Ordination der Geistlichen zugab und überdem versprach, niemandem, auch nicht vermöge des Patronatsrechts, verdächtige und unannehmliche Prediger aufzubringen. Und noch weniger als ihm gelang es seinem Sohne Georg Wilhelm (1619—1640), den Widerstand der Lutheraner gegen manche aus unionistischer Tendenz hervorgehenden kirchenregimentlichen Maßnahmen zu brechen und der landesherrlichen Autorität auf kirchlichem Gebiete die erstrebte Geltung zu verschaffen. Aber unter dem Großen Kurfürsten (1640—1688) trug die schroffe, jeden friedlichen Vergleich mit den Reformirten weit abweisende Haltung der Lutheraner nur um so mehr dazu bei, die Handhabung des landesherrlichen Kirchenregiments zu verschärfen und so die Macht des Landesherrn in der Kirche zu befestigen und zu erweitern. Denn Friedrich Wilhelm, der beim Abschluß des westfälischen Friedens den Reformirten die gleiche staatsrechtliche Stellung, wie die Katholiken und die Lutheraner sie genossen, zu erkämpfen mußte, setzte die ganze Energie seines Willens an die Ueberwindung des Zwiespalts zwischen den beiden evangelischen Konfessionen, der namentlich durch den Zelotismus der Lutheraner nachgerade auf ein unerträgliches Maß gesteigert war. Zu dem Ende befahl der Kurfürst, obgleich er 1653 jenen Revers Johann Sigismunds bestätigt hatte, einige Jahre später, daß die lutherischen Ordinanden nur auf die heilige Schrift, sowie auf die mit derselben einstimmigen uralten Symbole und die Augsburgerische Konfession, nicht aber auch auf die Konkordienformel verpflichtet würden, und den Reformirten gebot er, daß sie sich nur an das Bekenntniß Johann Sigismunds, sowie an das Leipziger

nd das Thorner Religionsgespräch halten und so namentlich bei der Lehre von der Gnadenwahl die für die Lutheraner besonders anstößige Form vermeiden sollten. Außerdem aber begnügte er sich nicht, das von Johann Sigismund gegebene Verbot gegenseitigen Schmähens auf den Kanzeln zu wiederholten Malen zu erneuern, sondern er forderte überdies, anfangs nur von den neu anzustellenden, später auch von den schon angestellten Predigern beider Konfessionen einen Revers, in dem sie sich zur Befolgung jenes Verbotes verpflichten mußten, und Paul Gerhard war nicht der einzige, der die Verweigerung dieses Reverses mit dem Verluste seines Amtes zu zahlen hatte. Aber auch sonst griff der Kurfürst persönlich ordnend und absetzend in die verschiedensten kirchlichen Angelegenheiten ein: eine große Menge von Verordnungen in Sachen der Kirchenzucht und Sonntagsfeier, der Liturgie und äußeren Kirchengebräuche, der Examina und Ordinationen und dergleichen mehr erließ er unmittelbar unter seinem Namen, und wo das Berliner Konsistorium dergleichen ausgehen ließ, da hob es jedes Mal hervor, daß es die Anregung dazu von oben her erhalten habe. Dieser Abhängigkeit der obersten brandenburgischen Kirchenbehörde vom Kurfürsten entsprach die Aenderung der kirchlichen Ressortverhältnisse, welche derselbe in Preußen vornahm. Auch dort waren früher (1587) Konsistorien als die höchsten Organe der landesherrlichen Kirchengewalt an die Stelle der Bischöfe getreten, und bei dieser Einrichtung war es trotz des Widerstandes der Landstände auch nach der Vereinigung mit Brandenburg geblieben. Der Große Kurfürst aber beauftragte seine vier Oberräthe, — Landhofmeister, Oberburggraf, Kanzler und Obermarschall — sein fürstliches episkopalrecht und alles, was davon dependire, fleißig zu respiciren, und stellte überhaupt die Oberregierung an die Spitze der kirchlichen Verwaltung: er überwies ihr nicht nur die Aufsicht über die Konsistorien, sondern auch solche bisher von diesen wahrgenommenen Geschäfte.

Wie in solcher Weise das Staatsoberhaupt und die Staatsbehörden die Kirche verwalteten, so mußten dann auch andererseits die Diener der Kirche bei der Staatsverwaltung helfen. Schon damals wurde es Sitte, allerlei Gesetze und Polizeiverordnungen auf den Kanzeln publiciren zu lassen, wie, um von vielen nur einige anzuführen, z. B. ein Edikt „wegen der Deserteurs und ohne Paß reisenden Soldaten“ vom 12. August 1699 und ein anderes „von gültigen und verrufenen Münzsorten“ vom 2. Mai 1685 alle drei Monate, ein Mandat vom 13. Februar 1682 „betreffend die Contagion“ aber sogar alle zwei Wochen von den Kanzeln verlesen werden mußte. Daß die Prediger aber auch noch in ganz andrer Weise

für rein polizeiliche Zwecke in Anspruch genommen wurden, zeigen Bestimmungen wie die im „Edikt von Pflanzung derer Obst- und Eichelbäume“ vom 5. März 1685, daß die Prediger alljährlich Anfangs März und Oktober im Namen des Kurfürsten ihre Zuhörer zur fleißigen Pflanzung anmahnen und keinen Bräutigam trauen sollen, der nicht durch einen Schein seiner Ortsobrigkeit nachweise, daß er zum wenigsten sechs Obstbäume gepflanzt und sechs junge Eichen gepflanzt habe; oder gar die in der „Armen- und Bettler-Ordnung“ vom 19. September 1708 enthaltene, daß neben den Magistraten, Gerichtsobrigkeiten, Schulzen, Landbereitern u. s. w. auch die Prediger auf die herumvagirenden Bettler genau Achtung haben, sie aufgreifen und in die nächste Stadt liefern sollen.

Die Macht, welche das Prinzip des landesherrlichen Kirchenregiments in unserm Staat gewonnen, machte sich auch in den Cleveschen Landestheilen sehr bald nach ihrem Anfall an Brandenburg geltend. Dort besaß die kraft eigener, freier That entstandene reformirte Kirche früher die vollste Selbstständigkeit: sie übte die Kirchengewalt selbst und ganz allein aus, durch Presbyterien und Synoden. Als Pfalz-Neuburg und Brandenburg von den jülich-cleveschen Landen gemeinsam Besitz ergriffen (1609), verbürgten sie den Reformirten mit dem vorhandenen status quo auch dieses Recht der Selbstregierung und auch der Große Kurfürst erkannte dasselbe im wesentlichen an, indem er die Kirchenordnung von 1662 bestätigte. Aber er that das letztere doch nur, nachdem er sie durchsehen, examiniren und nach Gelegenheit ändern lassen, sowie mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, dieselbe jederzeit vermindern, vermehren, nach Gelegenheit verändern und aufheben zu wollen, und reservirte sich in der Kirchenordnung selbst gewisse Rechte, welche ihn als den obersten Hüter der guten Ordnung innerhalb der Kirche erscheinen ließen. Ganz ähnlich gestaltete sich das Verhältniß des Landesherrn zu der lutherischen Kirche: auch sie erhielt (1687) vom Großen Kurfürsten zwar die Bestätigung einer Kirchenordnung von presbyterial-synodalem Charakter, aber ebenfalls nur nach mancherlei Aenderungen der Vorlage unter dem der reformirten Schwesterkirche gegenüber aufgestellten Vorbehalte und mit Reservirung bestimmter Rechte für den Landesherrn. Ueberhaupt bildete sich auch in jener Provinz je länger desto mehr, und nicht gerade gegen den Willen der Kirche, ein maßgebender Einfluß des Landesherrn auf die inneren kirchlichen Verhältnisse, ohne daß Umfang und Stärke desselben in bestimmter Weise normirt gewesen wären. Als Organ zur Ausübung ihrer kirchlichen Rechte benutzten der Große Kurfürst und seine Nachfolger die Regierung in Cleve,

während es im Ravensbergischen frühzeitig zu konsistorialen Einrichtungen kam.

Weit empfindlicher als die Evangelischen in jener Gegend mußten bald darauf die eingewanderten Fremdlinge die Erfahrung machen, daß sie die Freundschaft der weltlichen Obrigkeit mit dem Preise der Freiheit zu bezahlen hatten.

Die französischen Flüchtlinge hatten von ihren Vätern nicht nur das Kreuz, sie hatten auch die Ordnungen geerbt, in denen sich jene unter dem Kreuze völlig autonom bewegt. Bei ihrer Aufnahme in seinen Staat versprach ihnen der Große Kurfürst, ihnen in jeder Stadt einen besondern Prediger halten und einen bequemen Ort anweisen zu lassen, woselbst das *exercitium religionis reformatæ* in französischer Sprache und der Gottesdienst mit eben den Ceremonien und Gebräuchen gehalten werden sollte, wie es bisher bei den reformirten Kirchen in Frankreich bräuchlich gewesen.

Mit Beziehung hierauf bestimmte dann einige Jahre später Friedrich I. durch eingetretene Mißhelligkeiten unter den Réfugiés in Berlin dazu veranlaßt, daß auch fernerhin die *discipline ecclésiastique* dem Herkommen gemäß beobachtet und gehandhabt werden solle, und zwar in seinem Namen und vorbehaltlich der ihm selbst oder den weltlichen Obrigkeiten zustehenden Strafgerechtigkeit. Von den Entscheidungen der Presbyterien (*consistoires*) sollte eine Appellation an die von ihm hiezu einzusetzenden Kommissarien — also nicht, wie früher, an eine Provinzialsynode — offen stehen, welche unter der Direktion der reformirten Staatsminister den Fall untersuchen und eventuell vor den Kurfürsten selber bringen würden. Im weiteren Verfolg der Sache gründete der Kurfürst zur Aburtheilung solcher Appellationen eine ständige Commission *ecclésiastique* und betraute dieselbe als oberste Aufsichtsbehörde zugleich mit der Behandlung aller etwa vorkommenden Unordnungen und Streitigkeiten in den Gemeinden, doch so, daß sie die wichtigeren Sachen der Entscheidung des Geheimen-Raths-Kollegiums unterreiten mußte. Diese Commission *ecclesiastique* wurde endlich im Jahre 1701 ganz auf den Fuß des Konsistorii in Berlin eingerichtet: es wurden ihm als dem höchsten Forum *ecclesiasticum* und konsistoriale alle Kirchen- und Konsistorialsachen überwiesen, mit alleiniger Ausnahme der zur Entscheidung des Königs verbleibenden Glaubensstreitigkeiten; eine Appellation von dieser Behörde an den König sollte nur ausnahmsweise gestattet sein. Der Landesherr und sein Oberkonsistorium, das später (1737) in den Inspektoren der einzelnen Provinzen noch seine niederen Organe erhielt,

traten also an die Stelle der einstigen Synoden: nur die presbyteriale Gemeindeordnung blieb den Schülern als eine schöne Erinnerung an die früheren Zeiten der Drangsal.

In analoger Weise wurden auch die Verhältnisse der Deutsch-Reformirten in den östlichen Provinzen geordnet. Im Jahre 1713 gab ihnen Friedrich Wilhelm I. eine Centralbehörde, indem er das reformirte Kirchendirektorium gründete und demselben die Oberaufsicht über das gesammte reformirte Kirchen- und Schulwesen im Königreich und den Provinzen übertrug; nur die Berliner Hofkirche und die reformirte Kirche in Cleve-Mark und Ravensberg sollte von der Wirksamkeit des Kirchendirektoriums ausgeschlossen sein. Die Besetzung der Stellen in dieser Oberbehörde blieb dem Könige vorbehalten; diejenigen Sachen, welche das Direktorium nicht ausmachen konnte, hatte es an den König gelangen und in dem Staats-Rath gehörig vortragen zu lassen; seine Organe in den Provinzen waren die vom Könige zu bestätigenden Inspektoren. In der Stiftungsurkunde stellte der König zugleich den ganzen Organismus des reformirten Kirchenwesens fest und beauftragte das Kirchendirektorium mit der Ausarbeitung der einzelnen Ordnungen, welche dann nach wenigen Monaten durch den König zu einem ewig wählenden pragmatischen Gesetz, wonach alle evangelisch-reformirten Gemeinden und Prediger in seinem Königreich sich allergehorsamst zu achten, festgesetzt und konfirmirt wurden. Hiernach erhielt nun zwar nicht nur jede Gemeinde ein Presbyterium, sondern es wurde auch die Abhaltung von Kreis- (Klassikal-) Synoden wenigstens offen gehalten. Aber man unterband diesen synodalen Einrichtungen von vornherein die Lebensadern, indem man ihnen gerade das vor-enthielt, was die Grundbedingung für das Gedeihen solcher Körper ist: die freie Thätigkeit an zwingenden Aufgaben. Denn dieselben waren nicht etwa Instanzen für die Leitung und Verwaltung der Kirche, sondern sie waren nur die Gehülfen des Inspektors bei den Kirchen- und Schulvisitationen, während alle anordnende und entscheidende Thätigkeit lediglich dem Kirchendirektorium und in höchster Instanz dem Könige selber zustand.

Nachdem so in den beiden reformirten Oberbehörden Centralorgane für die Uebung des landesherrlichen Kirchenregimentes in der reformirten Kirche geschaffen waren: stellte Friedrich der Große ein solches Centralorgan auch für die Verwaltung der lutherischen Kirchenangelegenheiten her. Er erweiterte nämlich das Berliner Konsistorium, unter Belassung seiner bisherigen Funktionen als märkisches Provinzialkonsistorium, zum lutherischen Oberkonsistorium und übertrug demselben die Aufsicht und

Direktion über alle andern Provinzialkonsistorien (1750). Den Verkehr des Landesherrn mit den nun bestehenden drei kirchlichen Centralbehörden vermittelten einzelne besonders beauftragte Minister, später das in die lutherische und die reformirte Abtheilung zerfallende geistliche Departement des Staatsministeriums.

Wie unsre ersten Könige ihr Kirchenregiment über alle evangelischen Elemente des Landes ausspannten: so griffen sie vermöge desselben auch in alle möglichen kirchlichen Angelegenheiten, der Lutheraner sowohl wie der Reformirten, auf die eigenmächtigste Weise ein. Immer neue Veranlassung hiezu ergab sich namentlich aus dem fortgesetzten Bemühen um die Vereinigung der beiden evangelischen Konfessionen. Demselben schien die Zeit allmählich günstiger zu werden, so daß Friedrich I., dessen Interesse an der Union von dem hannover'schen Hofe getheilt wurde, es der Mühe werth erachtete, durch seinen Hofsprenger Jablonski Verhandlungen darüber mit Leibnitz anknüpfen zu lassen, und daß er auf Jablonskis Rath versuchte, die Sache durch ein nach Berlin berufenes collegium charitativum zu fördern. Jene Verhandlungen blieben indessen ohne bestimmtes Resultat und auch dieser Versuch scheiterte an der Aufregung, die sich erhob, als bekannt wurde, zu welchem rücksichtslosen Vorgehn der zum collegium gehörende Inspektor Winkler den König aufgefordert hatte. Von größerem Erfolge war das direkte Eingreifen Friedrichs I. und seiner Nachfolger: Beichte und Kirchenbuße, Gebet und Abendmahl, Katechisation und Predigt erhielten ihre Ordnung durch königliche Edikte. So wurde z. B. 1692 den Predigern verboten, wider die Pietisten zu predigen, 1719 und 1722 wurde ihnen die Behandlung der Materie von der Gnadenwahl untersagt, — jenes wie dieses unter Androhung harter Strafe; 1698 wurde in Berlin der Beichtzwang aufgehoben und desgl. mehr. Aber daneben wurden auch solche Aenderungen getroffen, die ohne Beziehung zu der angestrebten Union nur desto deutlicher den polizeilichen Charakter des damaligen Kirchenregiments erkennen lassen. Wurde 1714 doch z. B. angeordnet, daß die Predigt niemals länger dauern dürfe, als eine Stunde: wer länger predigt, soll zwei Thaler in die Kirchentasse zahlen; und 1717 wurde dann weiter unter Erneuerung dieses Gebotes die gleiche Strafe auch für diejenigen festgesetzt, welche etwa diese königliche Verordnung auf den Kanzeln anzapfen und sich darüber beschwerten; zugleich aber wurden auch die Kirchenvorsteher beauftragt, im Interesse der Kirchentassen auf die Beobachtung der Verordnung Acht zu geben, widrigenfalls auch sie einer Strafe von zwei Thalern unterliegen sollen. Auch unter den folgenden Königen ist das Verhältniß im

wesentlichen ganz das gleiche: die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten steht auf völlig gleicher Linie mit derjenigen der Staatsangelegenheiten, und jene erscheint nur als ein besondrer, aber nicht einmal überall durch besondere Behörden wahrgenommener Zweig von dieser. Seinen unverhülltesten Ausdruck fand dieses Verhältniß in dem sogenannten Wöllner'schen Religionsedikt, in welchem Friedrich Wilhelm II. neben anderem den Predigern unter Androhung der Kassation oder noch härterer Strafen befahl, sich bei ihrer Amtsthätigkeit aufs strengste an die symbolischen Bücher ihrer Konfession zu binden. Nicht nur stand solch ein unevangelischer Zwang, durch den alle Unionsbestrebungen der früheren Herrscher verleugnet wurden, damals bereits im schneidendsten Gegensatz zum allgemeinen Zeitbewußtsein, sondern der Befehl wurde vom Könige auch ausdrücklich als von „dem Landesherrn und alleinigen Gesetzgeber in seinen Staaten“ erlassen.

Diese Anschauung von der Einheit des Staats- und Kirchenregiments machte sich dann auch in dem Allgemeinen Landrecht von 1794 geltend.

Das Allgemeine Landrecht kennt überhaupt nicht die Kirche als einen einheitlichen, vom Staate unterschiedenen Organismus, sondern es kennt nur die einzelnen Gemeinden als besondere im Staate existirende Kirchengesellschaften. Indem es nun einerseits von Rechten spricht, welche dem Staate über die Kirchengesellschaften zukommen und vom geistlichen Departement resp. dem Staatsoberhaupte selbst verwaltet werden sollen (Th. II. Tit. 11, § 113), andererseits aber sagt, daß die Kirchengesellschaften außerdem unter der Direktion ihrer geistlichen Oberen stehen (§. 114): unterscheidet es allerdings die Kirchenhoheit des Staates und die Kirchengewalt oder das eigentliche Kirchenregiment. Aber anstatt nun auf Grund dieser Unterscheidung reformirend in die faktischen Verfassungszustände der evangelischen Kirche einzugreifen, giebt es denselben vielmehr die gesetzliche Sanktion: es erkennt die Superintendenten (§. 150—155) und die Konsistorien (§. 143—149) als die kirchenregimentlichen Instanzen der Kreise und Provinzen an, läßt jedoch ebenso auch sämtliche Konsistorien unter der Oberdirektion des dazu verordneten Departements des Staatsministeriums verbleiben (§. 145), und bestimmt, daß ohne dessen Vorwissen und Genehmigung keine Veränderung in Kirchensachen vorgenommen, noch weniger neue Kirchenordnungen eingeführt werden können (§. 146). Daß aber durch diese Bestimmung die oberste Leitung der Kirche wirklich als ein Theil der Staatsregierung hingestellt wird, das erhellt, wie mir scheint, auch aus dem Antheil, welchen das Allgemeine Landrecht sonst eben dem

Staate an der Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten beilegt, während es ein persönliches Anrecht des Königs auf das Kirchenregiment mit keiner einzigen Silbe erwähnt.

Jahrhunderte lang hatte die Kirche in immer größerer Unselbstständigkeit unter der Botmäßigkeit des Staatsoberhauptes gestanden: was Wunder, daß endlich das Bewußtsein von ihrem eigenthümlichen Wesen so gut wie ganz verloren ging? In demselben Maße aber als dies geschah, mußte auch das Bestehen besonderer Behörden für die kirchlichen Angelegenheiten als eine unnütze Zersplitterung des staatlichen Verwaltungsorganismus erscheinen. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden daher immer häufiger die Regierungen, d. h. die damaligen Justizbehörden, ergänzt durch einige geistliche Räthe, mit der Wahrnehmung der kirchlichen Dinge beauftragt. Friedrich Wilhelm III. fand bei seinem Regierungsantritt eine ganze Anzahl solcher Behörden vor, welche dergestalt zugleich als Konsistorien fungirten; und kurz vorher waren in Neu-Ostpreußen alle, sowohl katholische und griechische als protestantische Kirchen- und Schulangelegenheiten dem Ressort der Kriegs- und Domänenkammer zugeheilt worden. Das hiermit gegebene Beispiel fand sehr bald auch in anderen Bezirken Nachfolge; nicht nur in den Gebieten, welche durch den Reichsdeputations-Hauptschluß als Entschädigungsländer an Preußen fielen, sondern auch in Ostpreußen und Litthauen, wo doch bis dahin ein besonderes Konsistorium bestanden hatte, und einige Jahre später auch in Westpreußen wurden die geistlichen Angelegenheiten an die Kammern verwiesen.

Aber diese einzelnen Ressortveränderungen waren nur ein Vorspiel der tiefgreifenden Umgestaltung, welche in Folge unserer Niederlagen mit dem gesammten Verwaltungsorganismus vorgenommen wurde. „Wir haben beschlossen“, so sagte der König in dem denkwürdigen Publikandum vom 16. December 1808, „Wir haben beschlossen, den obersten Verwaltungsbehörden für das Innere und die Finanzen eine verbesserte, den Fortschritten des Zeitgeistes, der durch äußere Verhältnisse veränderten Lage des Staats und den jetzigen Bedürfnissen desselben angemessene Geschäftseinrichtung zu geben und heben daher die in dieser Hinsicht bestanden Einrichtungen hiermit auf. Die neue Verfassung bezweckt, der Geschäftsverwaltung die größtmöglichste Einheit, Kraft und Regsamkeit zu geben, sie in einen obersten Punkt zusammen zu fassen, und die Geisteskräfte der Nation und des Einzelnen auf die zweckmäßigste und einfachste Art für solchen in Anspruch zu nehmen.“ Zu diesem Behufe nun wurde

die gesammte Verwaltung in fünf Departements vertheilt und deren jedem je ein Minister vorgesetzt. Die Kirchen- und Schulangelegenheiten, zu welchen letzteren auch das Theater zählte, wurden dem Departement des Innern überwiesen, und zwar so, daß für dieselben eine eigene Sektion in diesem Ministerium errichtet wurde, welche ihrerseits wieder in die beiden Unterabtheilungen für den Kultus und für den öffentlichen Unterricht zerfiel. Die Abtheilung für den Kultus, unter der speziellen Direktion eines vorstehenden Staatsraths stehend, erhielt alle Rechte der obersten Aufsicht und Fürsorge des Staats in Beziehung auf Religionsübung (*jus circa sacra*) gemäß dem Allgemeinen Landrecht II., 11, §. 113 ff., ohne Unterschied der Glaubensverwandten; ferner auch die Konsistorialrechte (*jus sacrorum*) nach Maßgabe der, den verschiedenen Religionsparteien zugestandenen Verfassung, namentlich in Absicht der Protestanten nach II., 11, §. 143 des Allgemeinen Landrechts; weiter die Beurtheilung wegen Tolerirung einzelner Sekten sammt der Aufsicht über den Gottesdienst der Juden und endlich die Aufsicht wegen des Religionsunterrichts bei der Erziehung. Dieser Ministerialsektion für den Kultus und den Unterricht unterstanden als die niederen Instanzen der kirchlichen Verwaltung die Deputation für geistliche und Schulsachen in den Kammern oder, wie sie von nun ab hießen, Regierungen; und insoweit es sich um die Wahrung des staatlichen Hoheitsrechtes über die katholische Kirche und die tolerirten Sekten handelte, die Deputationen der Kammern für die Landeshoheits-Gegenstände.

So hatten denn die Konsistorien nicht minder als die kirchlichen Centralbehörden ihr Ende gefunden: die Verwaltung der evangelischen Kirche war mit der des Staates ganz und gar verschmolzen und auch der letzte Schein, als ob die Kirche ein eigenthümlicher vom Staate unterschiedener Organismus wäre, war verschwunden.

Doch nicht lange war es, daß man sich an dieser Ordnung der Dinge genügen ließ. Zwar die auf Einführung von Predigersynoden gerichteten Bestrebungen, welche damals die Gemüther der Besten beschäftigten, bezweckten zunächst nicht sowohl eine neue Kirchenverfassung, als vielmehr eine innere Hebung des geistlichen Standes und seiner amtlichen Wirksamkeit. Aber die Verhandlungen hierüber lenkten die Blicke sehr bald auf jene umfassendere Aufgabe hin. Eine Anzahl von Superintendenten bewog den König durch ihre Bitte zur Berufung der sogenannten liturgischen Kommission (Herbst 1814), welche alle der Verbesserung bedürftigen Zweige des evangelischen Kirchenwesens in den Kreis ihrer Be-

rathungen zog und namentlich auch die Verfassungsfrage einer eingehenden Erörterung unterwarf.

Die Vorschläge, welche die Kommission in dieser Beziehung dem König unterbreitete, waren der Hauptsache nach folgende:

Auf der Grundlage des Prinzips, daß dem Landesfürsten neben den Hoheitsrechten auch die Verfügung über alle Externa des Kirchenwesens, der Kirche selbst aber die freie Leitung in allen innern Beziehungen zustehen, soll in jeder Gemeinde unter dem Vorsitz des Pfarrers ein zuerst durch die Hausväter gewähltes, dann durch Kooptation sich ergänzendes Presbyterium bestehen; und die Aufsicht über die durch besondere Diakonen zu vollbringende Armenpflege, die Zucht in den bezeichneten Grenzen und das Vorschlagsrecht für die Besetzung der niederen Kirchenämter ausüben. Ueber dem Presbyterium soll die Kreissynode aller Geistlichen des Kreises stehen, unter dem Vorsitz des Superintendenten, der mit thunlicher Berücksichtigung der von der Synode geäußerten Wünsche vom Landesherrn ernannt wird. Aufgabe dieser Kreissynoden aber ist die Hebung des geistlichen Standes so wie die Berathung der kirchlichen Angelegenheiten und die Theilnahme an der Disciplin über die Geistlichen. Weiter sollen dann alle Superintendenten jeder Provinz von Zeit zu Zeit zu einer Provinzialsynode zusammentreten, um das Wohl der Kirche zu berathen, während die gesammte Verwaltung der Provinzialkirche Sache des Konsistoriums ist. Dieses aber soll unter dem Vorsitz eines Generalsuperintendenten aus geistlichen und weltlichen Räten bestehen, jene auf einen Dreivorschlag der Provinzialsynode, diese auf den Vorschlag des Konsistoriums vom Könige zu ernennen; die letzteren nur in Rechts-, Rechnungs- und Baufachen stimmfähig. Ueber den confessionell geschiedenen Konsistorien endlich soll sich die Verwaltung in einer kollegialisch organisirten geistlichen Centralbehörde, mit einem weltlichen Chef, dem Oberkonsistorium oder Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, vereinigen.

Die Kommission hatte ausdrücklich bemerkt, daß alle ihre Vorschläge im genauesten Zusammenhange stünden, und daß daher nach ihrer besten Einsicht die so nöthige Verbesserung des protestantischen Kirchenwesens nicht würde zu Stande gebracht werden, wenn von den darin berührten Gegenständen etwa nur der eine oder der andere herausgehoben und berücksichtigt würde. Dieses aber hielt den König nicht ab, dennoch solch eine Auswahl unter ihren Vorschlägen zu treffen, und zwar so, daß er auch von diesen auf die Verfassung bezüglichen nur einen Theil genehmigte. Durch

Kabinettsordre vom 27. Mai 1816 ordnete er die Einrichtung von Presbyterien, Kreis- und Provinzialsynoden wesentlich in der von ihm vorgeschlagenen Weise an; verwarf dagegen ebensowohl die beantragte Bildung einer obersten Centralkirchenbehörde als die Betheiligung der Synoden an der Besetzung der Superintendenturen und Konsistorien. Rückfichtlich dieser letzteren sollte es vielmehr bei der Organisation verbleiben, welche bereits ein Jahr früher ins Leben getreten war. Durch die unter'm 30. April 1815 ergangene königliche Verordnung wegen verbesserter Einrichtung der Provinzialbehörden waren nämlich wieder Konsistorien geschaffen worden, aber in einer Gestalt, welche nicht nur von der ursprünglichen, sondern auch von der seitens der Kommission gewünschten sehr verschieden war. Denn diese neuen Konsistorien, unter dem Vorsitz der Oberpräsidenten stehend, waren nicht etwa nur Verwaltungsbehörden für die evangelischen Kirchensachen, sondern außer der Leitung dieser letzteren und des gesammten Schulwesens lag ihnen auch die Wahrnehmung aller derjenigen Rechte ob, welche dem Staate der katholischen Kirche und den andern Religionsparteien gegenüber zustanden. Hatte man den Konsistorien so Funktionen übertragen, welche mit einer evangelischen Kirchenbehörde schlechterdings nichts gemein haben: so nahm man ihnen auf der andern Seite sehr bald wieder einen Theil derjenigen Befugnisse, welche durchaus zu der Kompetenz einer solchen Behörde gehören. Man vollzog nämlich im Herbst 1817 die Scheidung von inneren und äußeren Kirchen- und Schulangelegenheiten, und indem man die äußeren den Regierungen übertrug, beschränkte man in dieser Beziehung die Aufgabe der Konsistorien darauf, in rein geistlicher und wissenschaftlicher Hinsicht die allgemeine Leitung des evangelischen Kirchenwesens und der Schulangelegenheiten in der Provinz zu besorgen. Gleichzeitig wurde bei Gelegenheit einer Umgestaltung der Ressortverhältnisse bei den verschiedenen Ministerien das Departement für den Kultus und öffentlichen Unterricht dem Minister des Innern abgenommen und für dasselbe in Herrn von Altenstein ein besonderer Minister ernannt; eine Maßregel, welche lediglich damit motivirt wurde, daß die Würde und Wichtigkeit der geistlichen und der Erziehungs- und Schulsachen es rathlich mache, sie einem eigenen Minister anzuvertrauen.

An dieser Organisation wurden dann später noch einige Aenderungen vorgenommen, die wohl praktischen Werth, aber durchaus keine prinzipielle Bedeutung hatten. 1825 wurde die Wahrnehmung des *jus circa sacra* der römischen Kirche gegenüber den Konsistorien als evangelisch geistlichen Behörden abgenommen, auch eine Theilung der letzteren in eine geistliche und eine

Schulabtheilung vollzogen, und 1828 die allgemeine Anstellung von Generalsuperintendenten angeordnet.

Zu einem glücklicheren Ergebniß führten die gleichzeitigen Reformbestrebungen auf dem kirchlichen Verfassungsgebiet in den westlichen Provinzen des preussischen Staats. In den 1814—1815 zur Rheinprovinz und Provinz Westfalen vereinigten preussischen Besitzungen bestanden verschiedene kirchliche Verfassungsformen nebeneinander, da jene alten, theils presbyterial-synodalen, theils konsistorialen, auf einigen Gebieten erhalten, auf andern dagegen unter oder auch unmittelbar nach der Fremdherrschaft durch neue verdrängt waren. Es mußte nun eben so sehr der Regierung darum zu thun sein, diese verschiedenen evangelischen Kirchenkörper zu einer Einheit zu verbinden, als diesen selber darum, die alten freien Ordnungen zu bewahren, oder wieder zu gewinnen. Diesem Interesse der Kirche stand aber die Anschauung der Staatsregierung anfangs in ziemlich schroffer Weise gegenüber; denn nach ihren schon 1817 und 1818 vorgelegten Entwürfen einer Synodal- und einer Kirchenordnung sollte der Schwerpunkt der kirchenregimentlichen Thätigkeit durchaus in die königlichen Behörden fallen, den Synoden dagegen nur eine beratthende Theilnahme eingeräumt werden. Doch die beiderseitigen Interessen fanden endlich nach vielfachen Verhandlungen der Synoden und der Staatsregierung einen vorläufigen Ausgleich in der „Kirchenordnung für die evangelischen Gemeinden der Provinz Westfalen und der Rheinprovinz“, welche durch die Kabinettsordre vom 5. März 1835 bestätigt und unter Aufhebung aller entgegengesetzten früheren Bestimmungen gesetzekräftig eingeführt wurde. Diese Kirchenordnung, welche mit den ihr 1853 hinzugefügten Zusätzen noch gegenwärtig in Geltung ist, enthält eine Verschmelzung der Konsistorial- mit der Presbyterial-Synodalverfassung, der Art, daß neben und über dem sich in größeren Gemeinde-Repräsentationen und Presbyterien, Kreis- und Provinzialsynoden aufbauendem synodalen Organismus derjenige der geistlichen Staatsbehörden steht, welcher sich bei Erlass der Kirchenordnung in dem, unmittelbar dem Könige untergebenen Minister der geistlichen Angelegenheiten und den Konsistorien und Regierungen darstellte.

Von weit größerer Bedeutung, als alle diese Umgestaltungen war die That, durch welche Friedrich Wilhelm III. das Streben seiner Vorgänger seit zwei Jahrhunderten zum Ziele führte: die Vereinigung der lutherischen und der reformirten Kirchen in Preußen zu einer evangelischen Landeskirche. Der Gegensatz zwischen den beiden Konfessionen

war allmählich ebensowohl durch die intellektuelle als durch die religiöse und sittliche Entwicklung unsers Volkes dem Bewußtsein desselben entschwunden, so daß der König hoffen konnte, das gottgefällige Werk, welches von seinen Vorgängern erstrebt „in dem damals unglücklichen Sektengeiste unüberwindliche Schwierigkeiten gefunden“, nun „unter dem Einfluß eines besseren Geistes“ in seinen Staaten zu Stande zu bringen. Er erklärte deshalb in seiner Kabinettsordre vom 27. September 1817, daß er wünsche, bei der bevorstehenden Säcularfeier der Reformation mit „solch' einer wahrhaft religiösen Vereinigung der beiden, nur noch durch den äußern Unterschied getrennten protestantischen Kirchen“, „in welcher die reformirte nicht zur lutherischen und diese nicht zu jener übergeht, sondern beide eine neu-belebte evangelisch-christliche Kirche im Geiste ihres heiligen Stifters werden“, den Anfang gemacht zu sehen. Die Rechte und Freiheiten beider Kirchen achtend, sei er weit davon entfernt, in dieser Angelegenheit etwas verfügen und bestimmen zu wollen; habe doch die Union auch nur dann einen wahren Werth, wenn sie ohne daß Ueberordnung oder Indifferentismus an ihr einen Theil hätten, aus der Freiheit eigener Ueberzeugung rein hervorgehe. Aber wie er selbst das Säcularfest in der Vereinigung der bisherigen reformirten und lutherischen Hof- und Garnisongemeinde zu Potsdam zu einer evangelisch-christlichen Gemeinde feiern und mit derselben das heilige Abendmahl genießen werde, so hoffe er, daß dieses sein eigenes Beispiel wohlthuend auf die protestantischen Gemeinden in seinem Lande wirken und eine allgemeine Nachfolge im Geiste und in der Wahrheit finden werde. Diese Hoffnung des Königs wurde alsbald von vielen Gemeinden erfüllt, doch ließ er es nicht an weiteren Maßregeln zur Förderung der Union fehlen, namentlich bemühte er sich, die Einführung der neuen Agende als allgemeinen Landesagende durchzusetzen. Nachdem er bei Veröffentlichung einer abermaligen Bearbeitung derselben im Jahre 1829 an das pflichtmäßige Gebühren treuer Unterthanen appellirt hatte, um die Beförderung seiner landesväterlichen Absichten von den Geistlichen zu erlangen, schien es ihm angemessen, an der bevorstehenden Jubelfeier der Augsburgerischen Konfession die weiteren Schritte zu knüpfen, durch welche das heilsame Unionswerk im Geiste des Erlasses vom 27. September 1817 der Vollenbung näher geführt werden könnte. Um die Unionsache also durch einen neuen und allgemeinen Impuls im Großen und Ganzen weiter zu führen, wurde den General-Superintendenten und Konsistorien aufgegeben, nicht nur auf angemessene Weise dahin zu wirken, daß bei der Feier des heiligen Abendmahls überall das Brechen

des Brodes, welches als der symbolische Ausdruck des Beitritts zur Union zu betrachten sei, baldmöglichst in Anwendung komme, sondern ihr Augenmerk und ihren Einfluß auch dahin zu richten, daß das Aufgeben der, den beiden evangelischen Konfessionen eigenthümlichen Unterscheidungsnamen „reformirt“ und „lutherisch“ und deren Umtauschung gegen die schon früher amtlich eingeführte Benennung „evangelisch“ von den Geistlichen und Gemeinden erfolge. Rücksichtlich der Sturgie aber wurde ganz einfach auf die Agende verwiesen, als in welcher die Form derselben bereits angeordnet sei; und außerdem wurde den Regierungen noch anempfohlen, bei Besetzung evangelischer Pfarrstellen landesherrlichen Patronats, so weit es ohne Unzufriedenheit bei den Gemeinden zu erregen geschehen könne, die reformirte oder lutherische Konfession nicht weiter zu berücksichtigen, endlich auch Vorsorge getroffen, daß der Union nicht etwa aus der Verschiedenheit der Stolgebühren und Abgaben bei den verschiedenen Gemeinden ein Hemmiß erwachse und gesetzlich festgestellt, daß niemand befugt sein solle, einer reformirten oder lutherischen Gemeinde, ingleichen einer geistlichen oder weltlichen Kirchen- oder Schulstelle den Genuß ihrer an die reformirte oder lutherische Konfession geknüpften Stiftungen, Schenkungen oder auf andere Weise erworbener Vortheile aus einem, von dem Beitritte zur Union hergeleiteten Grunde vorzuenthalten oder zu entziehen.

Der Hartnäckigkeit lutherischer Pfarrer und Gemeinden, welche die Union als ein Werk des Unglaubens und die Agende als eins mit der Union verwarfen, setzte der König die Kabinettsordre vom 28. Februar 1834 entgegen. Er gab ihnen darin zunächst die Versicherung, daß die Union kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekenntnisses bedeute und bezwecke, auch die Autorität, welche die Bekenntnißschriften der beiden evangelischen Konfessionen bisher gehabt, durch sie nicht aufgehoben sei. „Durch den Beitritt zu ihr“, so hieß es, „wird nur der Geist der Mäßigung und Milde ausgedrückt, welcher die Verschiedenheit einzelner Lehrpunkte der andern Konfession nicht mehr als den Grund gelten läßt, ihr die äußerliche kirchliche Gemeinschaft zu versagen.“ Im weiteren aber bezeichnete der König die Meinung, als ob an die Einführung der Agende nothwendig auch der Beitritt zur Union geknüpft sei, als eine irrige; denn dieser sei Sache des freien Entschlusses, jene dagegen beruhe auf den vom Könige erlassenen Anordnungen; und indem er deshalb daran festhielt, daß auch in nicht unirten Kirchen der Gebrauch der Landesagende unter den für jede Provinz besonders zugelassenen Modifikationen stattfinden müsse, sagte er endlich, am wenigsten dürfe gestattet werden, daß die Feinde der Union

im Gegensatz zu den Freunden derselben als eine besondere Religionsgesellschaft sich konstituirten. Die Kabinettsordre vermochte indessen nicht, diese Feinde umzustimmen, und zur Annahme der Agende zu bewegen. Der König griff deshalb zu vermeintlich kräftigeren Mitteln. Wenigstens in einem Falle ward der Gebrauch der Agende durch Militärgewalt erzwungen; widerspenstige Pfarrer wurden ihrer Aemter entsetzt, und da sie anfangen, Gemeinden zu sammeln, sammt diesen mit Gefängniß und Polizeistrafen verfolgt. Allein es gelang nicht, den Widerstand zu brechen, und Friedrich Wilhelm IV. überkam von seinem Vater neben der unirten evangelischen Landeskirche eine Anzahl solcher sich von derselben separirt haltender Altlutheraner. Er machte gleich nach seinem Regierungsantritt ihrer Verfolgung ein Ende und ertheilte ihnen als den „von der Landeskirche sich getrennt haltenden Lutheranern“ durch die Generalkonzeßion vom 23. Juli 1845 das Recht, zu besonderen Kirchengemeinden zusammen zu treten und einen Verein dieser Gemeinden unter einem gemeinsamen, dem Kirchenregimente der evangelischen Landeskirche nicht untergebenen Vorstande zu bilden.

Friedrich Wilhelm IV. faßte nach seiner Thronbesteigung alsbald die Nothstände in der evangelischen Landeskirche in's Auge und forderte den Kultusminister Eichhorn auf, ihm Vorschläge zu ihrer Abhülfe zu unterbreiten. Dieser aber sprach sich dahin aus, daß die evangelische Kirche, wenn ihr wahrhaft und dauernd geholfen werden solle, nicht nur von Seiten des Kirchenregiments geleitet, sondern vornehmlich aus eigenem, innern Leben und Antriebe erbaut sein wolle, und daß mithin eine gründliche Abhilfe der ihr beimohnenden Mängel nicht sowohl durch die Darreichung von Staatsmitteln und durch eine anordnende Thätigkeit seitens der Kirchenbehörde erwartet werden könne, als vielmehr von der allgemeinen Anerkennung des Uebels und von der Vereinigung gemeinsamer Kräfte, besonders aber von den Gemeinden ausgehen müsse. In dieser Beziehung aber seien vornehmlich die Synoden, wenn auch zur Zeit nur aus geistlichen Mitgliedern bestehend, als diejenigen kirchlichen Organe zu betrachten, von welchen die Vorschläge für eine bessere Gestaltung und Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse zunächst angeregt und vorbereitet werden könnten. Demgemäß wurden nun zunächst im Sommer 1843 Kreissynoden in den östlichen Provinzen und dann im Herbst 1844 Provinzialsynoden versammelt; jene sämmtliche Prediger der einzelnen Ephorien unter dem Vorsitz der Superintendenten umfassend, diese unter dem des General-Superintendenten je ein deputirtes Mitglied der theologischen

Fakultät, sämmtliche Superintendenten der Provinz einschließlich des Militär-Oberpredigers und die Abgeordneten der Geistlichkeit, welche je einer für jede Ephorie von den Predigern derselben aus ihrer Mitte gewählt waren. Endlich erfolgte 1846 die Berufung einer evangelischen Generalsynode, nicht nur für die östlichen Provinzen, sondern für die ganze evangelische Landeskirche. Ihre Mitglieder, wie man treffend gesagt hat, zwar nicht Vertreter, aber doch Notabeln der Kirche, waren die General-Superintendenten, der Bischof Eylert, die vier Hofprediger, der Feldpropst, die sechs Assessoren und die sechs Scribä der Provinzial-Synoden von 1844, die beiden Präsidcs und die beiden Assessoren der rheinischen und der westfälischen Provinzialsynode, so wie sechs von den theologischen Fakultäten deputirte Professoren der Theologie; ferner die acht Präsidenten der Provinzial-Konsistorien, sechs evangelische von den Fakultäten deputirte Professoren des Rechts, und endlich noch aus jeder der acht Provinzen drei Laienmitglieder, diese letzteren aus der durch die Oberpräsidenten und General-Superintendenten gemeinsam aufgestellten Vorschlagsliste von den Mitgliedern der vorhergegangenen Provinzialsynoden erwählt; die Gesamtzahl aller Theilnehmer 75, 37 geistliche und 38 weltliche.

Den Kreissynoden war zunächst die Aufgabe gestellt worden, sich über die Mittel, durch welche die segensreiche Verwaltung des Predigtamts und der Seelsorge am wirksamsten gefördert werden möchte, gutachtlich zu äußern. Der unauflösbare Zusammenhang dieser Aufgabe mit einer Reihe anderer wichtiger Fragen hatte sie jedoch von selbst über die bezeichnete Grenze hinaus zur umfassenderen Erwägung der kirchlichen Bedürfnisse geführt. Die Resultate ihrer Berathungen, ihre Anträge und Vorschläge waren dann den Provinzialsynoden in einer kurzen Zusammenstellung als Grundlage der weiteren Verhandlungen unterbreitet, diesen Synoden dabei aber anheimgegeben worden, nach freiem Ermessen auch über andere kirchliche Gegenstände ihre Wünsche vorzutragen. Diese letzteren wurden dann wiederum, in verschiedenen Denkschriften zusammengefaßt, der Generalsynode zur Berücksichtigung bei ihren Berathungen vorgelegt, so daß also eine gewisse Continuität die Verhandlungen der verschiedenen Synodalebenen miteinander verknüpfte.

Unter den Angelegenheiten nun, mit welchen diese Synoden sich befaßten, nahm die Kirchenverfassung eine der bedeutendsten Stellen ein. Nachdem schon die Kreissynoden manche weitgreifende Reformvorschläge in dieser Hinsicht gemacht hatten, thaten eben dasselbe die Provinzialsynoden in viel größerem Maßstabe. Allgemein erkannten sie das Be-

dürfniß einer organischen Fortbildung der evangelischen Kirchenverfassung an, und zwar so, daß sie Zweck und Aufgabe dieser Fortbildung dahin bestimmten, einestheils in den Gemeinden eine innigere Verbindung zwischen den Geistlichen und den Gemeindegliedern herzustellen, andernteils breitere und umfassendere Formen zur Aeußerung und Belebung des kirchlichen Gemeingeistes ins Dasein zu rufen. Als den zur Erreichung dieses Zieles führenden Weg beantragten aber im Ganzen nur die Minoritäten der Synoden eine völlige Neubildung der kirchlichen Verfassung nach der Idee einer reinen Synodalverfassung, der Art, daß nach ihnen auch die Handhabung des Kirchenregiments auf Ausschüsse der Synoden übergehen sollte; während die überwiegende Majorität in den Synoden sich für die Fortbildung der Kirchenverfassung in dem durch die geschichtliche Entwicklung der letzten 30 Jahre bezeichneten Wege aussprach.

Die betreffenden Anträge der Provinzialsynoden wurden vom Minister in einer ausführlichen Denkschrift der Generalsynode mitgetheilt, und von dieser einer besonderen Kommission zur Bearbeitung überwiesen. Die Kommission unterbreitete der Generalsynode demnächst in einem von Dr. Julius Stahl verfaßten Gutachten eine Reihe von bestimmten Anträgen nebst „Grundzügen einer Kirchenverfassung für die evangelische Kirche in den sechs östlichen Provinzen der Monarchie“, welche Vorlagen dann den betreffenden Verhandlungen der Synode selbst zu Grunde gelegt wurden. Das Resultat dieser Verhandlungen aber war ein Entwurf der Kirchenverfassung, der sich im Ganzen an die „Grundzüge“ der Kommission anschließend, doch in manchen einzelnen Bestimmungen auf erhebliche Weise von denselben abwich.

Der Grundgedanke der Kommissionsvorschläge war die Ergänzung der bestehenden Konsistorialverfassung, welche nach dem Ausdruck des „Gutachtens“ zugleich ihres territorialistischen Charakters entkleidet werden sollte, durch presbyteriale und synodale Einrichtungen, und dieser Grundgedanke wurde auch von der Generalsynode selber festgehalten. Nach ihren Vorschlägen sollte nämlich der bestehende Organismus landesherrlicher Kirchenbehörden nicht nur erhalten, sondern „seiner Zeit“ auch noch durch die Errichtung eines Oberkonsistoriums vervollständigt, daneben aber ein presbyterialer Organismus, von Presbyterien durch Kreis- und Provinzialsynoden zu einer Landessynode aufsteigend, neu geschaffen werden.

Jenen landesherrlichen Behörden, deren kirchlicher Charakter durch die Verpflichtungsform ihrer Mitglieder deutlich bezeichnet werden sollte, sollten im wesentlichen ihre bisherigen kirchenregimentlichen Funktionen verbleiben,

Sache der Synoden aber, eine gewisse Theilnahme an der kirchlichen Aufsicht und Disziplin, die Begutachtung der von den Kirchenbehörden gemachten Vorlagen, sowie die Beschlußfassung über ihrerseits an die Behörden zu richtende Anträge sein. Die Beschlüsse der Synoden sollten zu ihrer Ausführung der Bestätigung des Landesherrn oder seiner kirchlichen Organe bedürfen, dagegen die Einrichtungen, welche die eigenthümliche und rechtlich anerkannte Grundverfassung einer Provinz in Lehre, Kultus oder organischen Einrichtungen ausmachen, nicht abgeändert werden können ohne Zustimmung der betreffenden Provinzialsynode, und ebensowenig Abänderungen in den Fundamenten der Landeskirche, was Lehre, Liturgie und Verfassung betrifft, ohne die Zustimmung der Landessynode statthaft sein. Insbesondere sollten die Provinzialsynoden auch durch Abgeordnete aus ihrer Mitte an der Prüfung der Kandidaten mit Stimmrecht theilnehmen. Rücksichtlich der Zusammensetzung von Presbyterien und Synoden waren folgende Bestimmungen vorgeschlagen: Das Presbyterium besteht aus dem Pfarrer als Vorsitzenden, resp. sämmtlichen Geistlichen der Kirche, und mindestens vier weltlichen Mitgliebern, welche von sämmtlichen christlichen Hausvätern der Gemeinde, die unbescholtenen Rufes sind und nicht von Almosen leben, nach absoluter Stimmenmehrheit gewählt werden; das Presbyterium liefert zu dieser Wahl unverbindliche Vorschläge, wählbar sind nur solche, deren Wandel unsträflich ist und die durch Theilnahme am Gottesdienst und heiligen Abendmahl ihre kirchliche Gesinnung bewähren. Die Kreissynode besteht aus dem Superintendenten als Vorsitzenden, sämmtlichen ein selbstständiges Amt bekleidenden Geistlichen des Kreises einschließlich der Anstaltsgeistlichen, und einem weltlichen Abgeordneten aus jeder Gemeinde, welcher von dem Presbyterium aus den fungirenden, beziehentlich den in Funktion gewesenen Ehrenältesten gewählt wird; außerdem werden die Elementarlehrer durch einen aus ihrer Mitte vertreten. Der Superintendent wird vom Landesherrn aus dreien ernannt, welche die Kreissynode auf den nur leitenden Vorschlag des Moderaments der Provinzialsynode als Kandidaten zu diesem Amte präsentirt. Zur Provinzialsynode gehören der General-Superintendent der Provinz als Vorsitzender, sämmtliche Superintenden ten einschließlich des Militär-Oberpredigers, je ein Geistlicher und ein Ältester für jeden Kreis, die von den Kreissynoden, und ein Professor der Theologie und ein solcher der Jurisprudenz, die von den betreffenden Fakultäten gewählt werden; ferner ein Direktor des theologischen Seminars, ein Schulseminardirektor und ein von sämmtlichen evangelischen Gymnasialdirektoren der Provinz zu wäh-

lender Gymnasialdirektor. Der General-Superintendent wird vom Könige ernannt, aber vorher der Provinzialsynode bezeichnet und deren Gutachten über ihn vernommen. Die Landessynode endlich ist gebildet aus den Präsidenten der Konsistorien, den General- und Vicegeneral-Superintendenten sammt dem Feldpropst, den vier Hofpredigern nach der Entschließung des Königs, je drei geistlichen und drei weltlichen Mitgliefern aus jeder Provinz, welche von der Provinzialsynode aus ihrer Mitte gewählt werden, und endlich je einem Mitgliede der theologischen und der juristischen Fakultät einer jeden Landesuniversität. Den Vorsitzenden der Landessynode ernennt der König innerhalb oder außerhalb derselben.

Es genügt ein flüchtiger Blick auf diese Hauptbestimmungen, um zu erkennen, ein wie großer Fortschritt es gewesen wäre, wenn der Verfassungsentwurf der Generalsynode damals wäre verwirklicht worden. Denn bewahrte derselbe auch dem Landesherrn und seinen Behörden ein sehr bedeutendes Uebergewicht über die Gemeinden und deren Organe: so eröffnete er doch auch diesen ein Feld zur kirchlichen Thätigkeit, das weit genug war, um ihnen Raum zu vielseitiger Verwerthung ihrer Kräfte zu gönnen, und er räumte ihnen ein Maß von kirchlichen Rechten ein, das groß genug war, um sie im wesentlichen gegen eine dem Gemeindebewußtsein widersprechende Handhabung des Kirchenregiments zu schützen. Die Einführung einer Kirchenverfassung nach dem Entwurfe der Generalsynode würde, damals vollzogen, unsre evangelische Landeskirche in einen Zustand versetzt haben, der ein durchaus angemessenes und naturgemäßes Uebergangsstadium zu der ihr später durch das Staatsgrundgesetz gewährten Selbstständigkeit gebildet haben würde.

Die Generalsynode selbst ließ es nicht an der dringenden Mahnung zur rüstigen Inangriffnahme des kirchlichen Verfassungswerkes fehlen. Nachdem sie ihre desfalligen Verhandlungen zum Abschluß gebracht, vereinigte sie sich einstimmig in dem Wunsche, daß möglichst bald zur Einführung einer neuen Gemeindeverfassung geschritten werden möchte, und dieser Wunsch bildete als das letzte Votum der Synode vor ihrer Auflösung gleichsam das Testament, welches sie dem Könige zurückließ. Doch Friedrich Wilhelm IV. fand sich nicht zur Ausführung dieses letzten Willens veranlaßt. Grade für die Bildung einer neuen Gemeindeverfassung that er gar nichts, sondern griff aus dem als Ganzes dargebotenen Verfassungsentwurf der Generalsynode nur den Vorschlag einer Ergänzung der landesherrlichen Behörden durch ein Oberkonsistorium heraus, obgleich derselbe von der Synode doch ausdrücklich

ur als ein „seiner Zeit“, d. h. nach der Errichtung eines presbyterialen Organismus auszuführender gemacht worden war.

Nachdem der König nämlich bereits im Jahre 1845 eine Reihe derjenigen kirchenregimentlichen Funktionen, die bis dahin den Regierungen anvertraut waren, auf die Konsistorien übertragen, und damit den Schwerpunkt der kirchlichen Verwaltung innerhalb der Provinzen in diese Behörden verlegt hatte, ordnete er nunmehr etwa anderthalb Jahre nach dem Schluß der Generalsynode, unterm 28. Januar 1848, die Errichtung eines evangelischen Oberkonsistoriums an. Dasselbe sollte unter dem Vorsitz des Kultusministers, kollegialisch arbeitend, für alle evangelisch-kirchlichen Angelegenheiten aus dem amtlichen Wirkungskreise der Provinzial-Konsistorien die oberste kirchliche Behörde bilden und auch in den Disziplinarsachen die bisherigen Befugnisse des Kultusministers übernehmen. Seine Errichtung brachten die gleichzeitig veröffentlichten Motive in bestimmtem Zusammenhang mit jener Ressortveränderung vom Jahre 1845, indem sie sagten, der beherrschende Gedanke dieser letzteren sei gewesen, daß die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten, welche bisher in Folge der eines festen Prinzips entbehrenden Scheidung zwischen den Konsistorien und Regierungen getheilt gewesen, in allen wesentlichen Beziehungen auf rein kirchliche Behörden zurückkehren müsse, und die Absicht sei gewesen, die territorialistische Auffassung, welche den Verfassungsänderungen vom Jahre 1808 zu Grunde gelegen, auszuschließen. Dieses Ziel hätte jedoch nicht erreicht werden können, so lange das Amt eines höheren Staatsbeamten, seit dem Jahre 1817 des Ministers der geistlichen Angelegenheiten, die Spitze der kirchlichen Verfassung gebildet, mithin die von den verschiedensten Seiten her hervortretende Klage, daß der Staat die Kirche beherrsche, einen Schein des Rechts und immer neue Nahrung empfangen hätte. Deshalb sei die Errichtung einer höchsten kirchlichen Verwaltungs-Behörde als eine nothwendige Ergänzung der im Jahre 1845 getroffenen Anordnungen erschienen, und schon damals sei dieselbe fest im Auge behalten worden. Zugleich habe es sich von selbst verstanden, daß sich eine solche Maßregel nur in Zusammenhange mit der geschichtlichen Entwicklung verwirklichen könne. Diese habe in den deutschen Landeskirchen überall die Kirchengewalt in die Hände der Landesherren gelegt; sie habe aber auch nicht minder den Grundsatz ausgebildet, daß das kirchliche Regiment nicht mit dem bürgerlichen vermischt, sondern unter Beirath und Mitwirkung kirchlich erfahrener Männer geistlichen und weltlichen Standes geführt werden solle. Hiermit sei die vorerst noch zu lösende Aufgabe bezeichnet gewesen. Sie habe darin

bestanden, eine kirchliche Behörde für die oberste Verwaltung und für die Berathung des Landesherrn bei der Ausübung der ihm selbst vorbehaltenen Rechte zu bilden, und dadurch den an der bisherigen Verfassung noch haftenden Schein des Territorialismus zu beseitigen und das geschichtlich entwickelte Prinzip der Verfassung wiederum zur Wahrheit werden zu lassen. Diese Auffassung nun, zu der im wesentlichen auch die im Jahre 1846 versammelte Generalsynode, abgesehen von andern gleichzeitig gemachten Vorschlägen, gelangt sei, habe in der Errichtung des Oberkonsistoriums ihren Ausdruck gefunden.

Der Gedanke, als ob die Klage über Beherrschung der Kirche durch den Staat ihr Recht verlöre, wenn der Landesherr das Kirchenregiment hinfort anstatt durch den königl. Minister durch eine kollegialisch verfaßte königliche Oberbehörde ausübte, konnte unserm evangelischen Volke indessen so wenig einleuchten, daß die Gründung des Oberkonsistoriums ohne diejenige einer neuen Gemeindeverfassung fast ganz allgemein die ungünstigste Aufnahme fand und bei vielen die größte Mißstimmung hervorrief. Man erblickte in der Maßregel so wenig ein Vorgehen auf dem von der Generalsynode empfohlenen Wege, daß zwei hervorragende Mitglieder der letzteren, der Graf Schwerin und Herr v. Auerswald, geradezu glaubten, der Sache und sich selbst eine öffentliche Verwahrung gegen jene Verurteilung der Motive auf die Generalsynode schuldig zu sein. Der Unzufriedenheit, von welcher die neue Behörde sich empfangen sah, begegnete dieselbe beim Beginn ihrer Wirksamkeit am 16. März mit der Versicherung, daß ihre Mitglieder des als ihre Aufgabe erkannten, im Geiste evangelischer Wahrheit und evangelischer Freiheit den Interessen der Kirche zu dienen, den kirchlichen Institutionen zu einer freien und geordneten Entwicklung förderlich zu sein und überall in der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten den evangelischen Brüdern sich nicht als Herren ihres Glaubens, sondern als Gehilfen ihrer Freude zu erweisen. Dieser Versicherung bestätigende Thaten folgen zu lassen, fand das Oberkonsistorium bei der Kürze seiner Dauer keine Gelegenheit; denn schon zwei Tage, nachdem es den Konsistorien von seinem Dasein Kunde gegeben, trat jene Katastrophe ein, welche ein ganz neues Verhältniß des Staates zu den Religionsgesellschaften hervorruhend, in ihrem unmittelbaren Gefolge die Aufhebung des neugegründeten Oberkonsistoriums nach sich zog.

Der 18. März 1848 brachte uns die Verheißung einer konstitutionellen Staatsverfassung so wie der politischen und bürgerlichen Gleichberechtigung für alle religiösen Glaubensbekenntnisse. Der Regierung und dem

Volke stand es gleicherweise fest, daß diese Verheißung die fernere staatliche Zeitung irgend einer Religionsgesellschaft schlechterdings nicht zulasse, daß sie also die Auflösung der bisherigen engen Verbindung zwischen der evangelischen Kirche und dem Staate nothwendig mache, und den Uebergang des evangelischen Kirchenregimentes von dem Staate auf die Kirche selbst verheißt. Dieses wurde aber von der Regierung und dem Volke nicht anders verstanden, als daß der König das bis dahin von ihm durch seine Minister und seine Konsistorien ausgeübte Kirchenregiment an die von der Kirche selbst zu bezeichnenden Organe derselben zu übergeben, und damit aus seiner bisherigen kirchenregimentlichen Stellung zurückzutreten habe.

Mit jener Verheißung des 18. März fand auch diese Konsequenz derselben in der Staatsverfassung vom 5. Dezember 1848 ihre staatsgrundgesetzliche Feststellung. Artikel 12 der Verfassung bestimmte: „Die evangelische und die römisch-katholische Kirche, so wie jede andere Religionsgesellschaft, ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig“, und der damalige Kultusminister v. Ladenberg erklärte in den Motiven zu diesem Artikel ganz ausdrücklich, daß hienach künftig eine positive Theilnahme von Seiten der Staatsgewalt nicht mehr stattfinden werde, und gab auf's Bestimmteste zu erkennen, daß also die geschichtlich entwickelte, sich an den Staat anlehrende Verfassung der evangelischen Kirche, mithin auch die Wirksamkeit ihrer damaligen Behörden, nur noch so lange fortzubestehen hätten, bis ein anderer Rechtszustand werde begründet sein. *) Bei der Revision der Staatsverfassung wurde der genannte Artikel unverändert beibehalten, und so steht derselbe (jetzt der 15.) in unserm Staatsgrundgesetz als eine zwingende Mahnung, zum ersten, eine Organisation der evangelischen Kirche herbeizuführen, vermöge deren sie fähig sei, die Verwaltung ihrer Angelegenheiten in die eigene Hand zu nehmen, und zum andern, der so organisirten Kirche dieselbe dann auch wirklich in die Hand zu geben. Dieser Mahnung ist bisher noch nicht entsprochen worden. Zwar urtheilte der König Anfangs 1849 der evangelischen Abtheilung des Kultusministeriums, indem er sie mit der provisorischen Oberverwaltung der innern evangelischen Kirchensachen betraute, zugleich den bestimmten Auftrag, sich unverzüglich mit der Berathung der zur Vollziehung des Artikels 12 der Verfassungsurkunde erforderlichen Maßregeln zu beschäftigen und

*) Daß der genannte Verfassungsartikel unzweifelhaft den Wegfall des bestehenden landesherrlichen Kirchenregiments involvirt, habe ich nachgewiesen in der Protestantischen Kirchenzeitung, 1871, No. 11, 12 und 13. und noch ausführlicher in dem bereits erwähnten Buche.

ihm darüber in Vereinigung mit dem Kultusminister Vortrag zu erstatten; und als der König im Jahre 1850 die genannte Abtheilung durch eine Veränderung ihres Namens in den „Evangelischen Oberkirchenrath“ verwandelte, machte er es auch diesem ausdrücklich zur Pflicht, in Vereinigung mit dem Kultusminister die Organisation der Kirchengemeinde anzubahnen und das zur Begründung einer selbstständigen evangelischen Kirchenverfassung weiter Erforderliche zu beantragen. Aber trotzdem ruht das Kirchenregiment, nach nunmehr vollen zweiundzwanzig Jahren, anstatt auf die Kirche selber übergegangen zu sein, noch immer in der Hand des Königs und der königlichen Behörden: eben von diesen werden, anstatt von der Kirche selbst, auch jetzt noch deren Angelegenheiten geordnet und verwaltet. Doch die evangelische Kirche ist auch noch nicht einmal in den Besitz derjenigen eigenen Organe gelangt, vermöge deren sie die selbstständige Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten übernehmen könnte: sie besitzt solche Organe trotz der seitdem geschaffenen Gemeindefkirchenräthe und Kreissynoden heute eben so wenig wie vor zweiundzwanzig Jahren. Dazu aber, daß sie endlich hervorgerufen und mit der kirchlichen Selbstverwaltung betraut werden, mahnt heute noch viel weniger als damals blos das geschriebene Gesetz; es mahnt dazu die Sorge um den Bestand der Kirche und um das Gedeihn des Reiches, ja der ganze religiöse und sociale Zustand unsrer Zeit. Möge diese Mahnung fortan die Ohren und die Herzen offen finden!

Zum Andenken

an

Dr. theol. Heinrich Krause.

Züge aus seinem Charakter und seinem Wirken.

Von H. Spaeth,

Prediger in Oldenburg.

Einer der kräftigsten Vorkämpfer evangelischer Freiheit ist am 8. Juni 1868 von dem irdischen Kampfplatz abgerufen worden. Außer dem gedrängten, aber inhaltsschweren Lebensbilde, welches sein langjähriger Freund und Kampfgenosse Dr. Sybow an seinem Grabe gegeben hat (Prot. R.-Zeitung 1868, Nr. 25), und der kurzen Charakteristik von der Hand seines engverbundenen Freundes Dr. Thomas (ebendasselbst Nr. 24), ist bis heute noch nichts über ihn und sein Wirken veröffentlicht. Sein Andenken zu bewahren ist aber nicht nur eine Pflicht der Dankbarkeit, sondern eine Leistung, welche der protestantischen Kirche reiche Zinsen tragen dürfte. Denn nur wenige auch unter den bedeutendsten Männern unserer Kirche haben einen so scharf geprägten Charakter in so makelloser Weise durch ihr ganzes Wirken hindurch bewährt, und so gründlich bewiesen, daß sie nichts anderes treibe als die Liebe zur Kirche Christi, wie Krause. Darum sind wir sowohl denen, die ihn verehren und schmerzlich vermissen, als auch denen, welche in ihm den Gegner haßten und sein scharfes Geisteschwert fürchteten, und so Vielen, die ihn nicht kennen, für die er aber in dunkler trüber Zeit fast ein Viertel unseres Jahrhunderts hindurch gekämpft hat, ein vollständiges Lebensbild schuldig. Dieses ist bereits zum Drucke fertig und wird die Einleitung zu einer Sammlung ausgewählter Aufsätze Krause's bilden. Weil es aber billig ist, daß das Jahrbuch des deutschen Protestanten-Vereins auch seinerseits dem theuren Streiter für seine Sache und Mitbegründer des Vereins ein ehrendes Denkmal setze, so stelle ich hier die wesentlichsten Züge zusammen, welche den Mann dem Protestanten-Verein theuer machen und, wie ich hoffe, jedem ächten evangelischen Christen ihn als eines der trefflichsten Glieder unserer Kirche werde erscheinen lassen.

In Krause's Charakter tritt vor allem andern ein Zug von Jugend an hervor, strenges, fast ängstliches Halten auf Wahrhaftigkeit. Das hatte bei ihm zur Grundlage den unverdorbenen Wahrheitsinn einer kräftigen Natur, es steigerte sich in den Jünglingsjahren bis zu einer Art edler Leidenschaft, und erstarrte in seinen männlichen Jahren zu der ruhigen Energie einer christlichen Tugend, von welcher läuternde Wirkungen im Kampf mit der Welt in ungewöhnlichem Maaße ausgingen. Ein Jugendfreund, welchen später seine theologische Ueberzeugung Krause'n ferner stellte, der ihm aber trotzdem ein liebevolles Andenken bewahrt hat, bezeugt von ihm aus seinen Studentenjahren: „Ein Grundzug seines Charakters war Wahrhaftigkeit; sie schien ihm die erste sittliche Pflicht zu sein, durch die er nicht nur sein sittliches Handeln, sondern auch sein wissenschaftliches Denken bestimmen ließ. Er ging darin so weit, daß er einmal die Behauptung: Bescheidenheit sei ein Laster, allen Ernstes aufstellte und vertheidigte. So konnte es geschehen, daß er anstieß und verletzte, wiewohl es ihm nicht in den Sinn kam, jemanden wehe zu thun; vielmehr meinte er, so die erste Pflicht der Liebe zu erfüllen. Und wirklich hat er gewiß Vielen durch seine rücksichtslose Offenheit einen Liebesdienst erwiesen, wie ich gern bekenne, daß ich ihm für mein inneres Leben viel verdanke.“ Auch ein anderer Jugendfreund bezeugt, daß neben seiner Charakterstärke und Biederkeit namentlich auch seine Wahrhaftigkeit ihn zu Krause hingezogen habe. Er hat es sich etwas kosten lassen, seine Wahrhaftigkeit zu bewahren. Wie leicht setzen sich die meisten jungen Theologen bis heute über die Scrupel hinweg, welche ihnen die Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften machen will. Sie sehen ja: es muß sein, es ist die einzige Pforte, um in's Amt zu kommen; mit dem, was ihnen als unabänderlich sich aufdrängt, finden sie sich schießlich mit leichten, unwahren Gründen ab. Krause kam zu der Ueberzeugung, daß sich verpflichten lassen auf gesetzlich vorgeschriebene Lehrformeln, durch welche unser Forschen soll gebunden sein, unprotestantisch und unsittlich sei, und daß für ihn insbesondere eine Lüge in solcher Unterwerfung stecken würde, weil er weit nicht mit allen Lehren der Bekenntnisschriften übereinstimme, freilich nicht für ihn allein, da es wohl keinen Theologen mehr gebe, der ganz auf dem Standpunkt der Theologie der Bekenntnisschriften stehe. Darum verzichtete er auf das geistliche Amt, dem er doch seine Studien gewidmet hatte. Er ließ es sich auch sauer werden um seine Ueberzeugung und war mit ihr nicht so schnell fertig, wie er sich auch die Berichtigung jederzeit offenhalten wollte. Kein Wunder, daß ihn an seinen Gegnern nichts mehr betrückte als Mangel an Wahrhaftigkeit,

und daß er die Nöthigungen zur Unwahrheit in der Kirche und die dadurch geförderte Heuchelei für den schlimmsten Schaden erkannte. Krause hat es an rücksichtslos offenem Wort nicht fehlen lassen; er ist denen, welche es traf, leicht als grob und lieblos erschienen, besonders denen, welche keine Ahnung hatten von dem gewaltigen Pathos, das ihn zu reden zwang. Auch Freunden glaubte er ungeschminkte Wahrheit schuldig zu sein, und ihren Einseitigkeiten, wo sie schädlich zu werden drohten, und Verkehrtheiten trat er, zwar schonend gegen die Person, aber mit aller Schärfe das von ihm als richtig Erkannte zeichnend entgegen. Auch die kirchlichen Behörden haben es verschiedentlich sehr unangenehm empfinden müssen, daß seine Wahrhaftigkeit kein Ansehen der Person kenne. Wir geben ein Beispiel, das nur sehr wenigen Lesern bekannt sein dürfte.

Im Jahre 1851 wurde der Prediger Gildenhagen von Quetz bei Magdeburg auf disciplinarischem Wege seines Amtes entsetzt, weil er unter diejenigen Mitglieder der aufgelösten Nationalversammlung gehörte, welche am 15. Novbr. 1848 die Steuerverweigerung beschloßen und diesen Beschluß zur Ausführung zu bringen unternommen hatten. Er war in gerichtliche Untersuchung gezogen und im Februar 1850 durch den Ausspruch der Geschworenen für nichtschuldig erklärt worden. Da ihm so von Seiten der Staatsgewalt mit Anstand nicht mehr beizukommen war, so trat dafür das Kirchenregiment ein, welches ja nach der damaligen Theorie der Reaktion „selbstständig“ geworden war. Das Consistorium für die Provinz Sachsen verhängte über ihn eine Disciplinar-Untersuchung, natürlich Kläger und Richter zugleich. Es war dafür Raum geschafft. Durch Cabinetzordre vom 24. August 1849 war die berüchtigte Cabinetzordre vom Jahre 1822, welche damals die Demagogenheke ermöglichen sollte, wieder in Kraft gesetzt und die Beamten waren wieder gänzlich der Willkür ihrer Vorgesetzten ohne jeglichen rechtlichen Schutz preisgegeben. Das Kirchenregiment hatte dieses einfache Mittel, aus ihren Untergebenen rechtlose Sklaven zu machen, welche bei jedem Wink von oben zitterten, dienstwilligst hingenommen. Als Gildenhagen gegen das Magdeburger Urtheil an den Oberkirchenrath appelliren und mit seinem Vertheidiger persönlich sich in's Benehmen setzen wollte, da griff die Hinkeldey'sche Polizei ein, behandelte ihn wie ein gefährliches Subjekt und zwang ihn, Berlin „sofort“ wieder zu verlassen. Der Oberkirchenrath hielt es nicht für angemessen, dem so mißhandelten Geistlichen beizustehen, vielmehr bestätigte es die Amtsentsetzung.

In dieser Zeit maßloser Reaktion hat Krause es gewagt, einen Artikel drucken zu lassen im „Protestant“ (1852, Nr. 13) mit dem Titel: „von

der Selbstständigkeit der Kirche. Ein Beispiel“, worin er dem Oberkirchenrath darlegt, wie er den Pastor Hildenbagen lediglich um seiner politischen Ueberzeugungen willen abgesetzt habe und daß das Verfahren gegen Hildenbagen nicht das einer Kirchenbehörde angemessene sei, sondern ganz den Character einer politischen Verfolgung an sich trage, daß man kein Recht zum Schutz des Angeklagten habe, wohl aber rechtswidrig verfahre, um ihn zu verderben. „Kein preussischer Richter, der noch eine Ader von preussischer Rechtspflege in sich hat, kann das Urtheil für rechtsgültig anerkennen. — So mögen denn die Leser in diesem Falle beurtheilen, ob in der evangelischen Kirche das Recht herrsche oder die Willkür, ob die evangelische Kirche selbstständig sei, oder selbstständig allein das Kirchenregiment, alle übrigen aber in nie erhörtem Grade rechts- und schutzlos.“ „Arme evangelische Kirche, so weit ist es mit dir gekommen, daß Männer, die dem Vorbilde ihres Herrn nachfolgend treu an ihren Ueberzeugungen halten und für ihre Ueberzeugungen alles zu opfern bereit sind, eben darum in deinen Aemtern keinen Raum mehr haben, sondern für unfähig erklärt werden, deine Gemeinden zu leiten! Während das Rohr, das vom Winde hin und her bewegt wird, üppig in dir aufwuchert!“*) Die Nummern wurden polizeilich mit Beschlag belegt, so daß kein Exemplar in die Oeffentlichkeit kam. Dies aber war nicht genug, sondern die Staatsanwaltschaft mußte noch Klage erheben wegen in Ausführung begriffener Verbreitung Haß und Verachtung gegen die Obrigkeit erregender Druckschriften, auf welche übrigens Freisprechung erfolgte. So wagte Krause zu reden in einer Zeit, da Hildenbagen an Krause (d. d. 12. Mai 1852) schreibt: „Das Vertrauen auf den Rechtsschutz des Vaterlandes ist im Volk und auch in mir vollkommen erstorben. Das System ist noch am Ruder, dessen Wiege der Rechtsbruch des November 1848 war. Es hat die 3½ Jahre emsig benützt, Gesetzgebung und Verwaltung sind auf die Basis der Willkür, Deutelei, Parteilichkeit gestellt“, in einer Zeit, wo, wie Hildenbagen an Krause berichtet, ihm im Termin mündlich erklärt wurde, daß Gedanken wie Ap.-Gesch. 5, 29. vorzutragen in Preußen nach dem neuen Rechtszustand strafbar wäre, und in der Schrift der Staatsanwaltschaft unter anderm der Druck des Artikels XVI. der Augsburger Confession als im Widerstreit mit §. 87 des neuen Strafgesetzes zum Gegenstand einer Anklage gemacht war.

*) Ich bemerke ausdrücklich, daß Krause den Steuerverweigerungsbeschluß vom Novbr. 1848 zwar für formell unanfechtbar erklärte, aber ihn als die Möglichkeit einer Verständigung mit der Krone aufhebend bedauerte. Aber er fand alleroings die darauf folgenden Sünden der Regierung noch viel weniger entschuldbar.

Mit vollem Recht konnte Krause 1859 (s. Prot. Kirch.-Ztg. Nr. 1) von sich sagen, er habe es in dem 12jährigen Streit gegen die unheilvolle kirchliche Restauration niemals an rechtzeitigem Widerspruch fehlen lassen, sondern ihr Schritt für Schritt ihre Sünden vorgehalten.

Furcht und ängstliche Berechnung kannte Krause nicht. Schon aus seiner Gymnasialzeit erzählt ein Freund und Schulgenosse: „Wenn sich im Unterrichte eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem Lehrer und ihm zeigte, so trat er mit einer Rücksichtslosigkeit hervor, die mich oft für ihn fürchten ließ, die aber, weil der Hintergrund als biederer Wahrheitsgefühl wohl zu erkennen war, ihm nie geschadet, höchstens daß seine Lehrer ihn weniger liebten als fürchteten.“ Da er von Weichlichkeit gegen sich von Jugend auf nichts wußte und er zu Erreichung seiner Zwecke sich die härtesten Entbehrungen als etwas selbstverständliches auflegte, so wirkte auf ihn auch keine Drohung und Gefahr. Im Gegentheil, das wirkte nur ermunternd und seine Thatkraft erhöhend. Ich habe Gelegenheit gehabt ihn zu beobachten, als er wegen der Wahrheiten, die er dem Kirchenregiment in dem Kirchenstreit der Gemeinde Bahn zu Gemüth geführt hatte, von der Staatsanwaltschaft auf Erregung von Haß und Verachtung gegen die Obrigkeit und Beleidigung des evangelischen Oberkirchenraths in seinem Beruf in Anklagestand versetzt war (1865), wie wenig ihn das beunruhigte und um seinen guten Humor brachte, wie er von der Angelegenheit sprach, als ginge sie nicht ihn, sondern einen andern an. Es fehlte aber dieser imponirenden Ruhe die vorsichtige Ueberlegung nicht, wie er denn trotz des idealen Zuges in seinem ganzen Wesen praktischen Scharfblick und Klugheit in hohem Maaße besaß, und selbst bei innerer Erregung die Selbstbeherrschung nicht verlor und das Maaß in seinen Aeußerungen nicht leicht überschritt. Er handelte nach dem Grundsatz: „durch kränkende und beleidigende Ausdrücke wird, ganz abgesehen vom Preßgesetz, für die Sache nichts gewonnen; im Gegentheil, die Sache wird allemal am meisten gefördert, wenn man der objektivsten sachlichen Darstellung sich befleißigt. Ich kann mich nicht überzeugen, daß man — seltene Ausnahmen abgerechnet — in seiner öffentlichen Wirksamkeit nöthig hätte, mit dem Preßgesetze in Conflict zu gerathen. Injurien öffentlich auszusprechen halte ich nicht für nöthig.“

Wie stark in Krause die Liebe zur Selbstständigkeit gewesen, davon zeugt jedes seiner Urtheile. Sie ruhen auf selbstständig gewonnenen Ueberzeugungen. Auf allen Gebieten, die für das sittliche Handeln von Bedeutung sind, hatte er sich seine Anschauungen und leitenden Grundsätze selbst

erworben, nicht angelernt. Und die Unabhängigkeit seiner äußern Lebensstellung war wahrlich nicht Gunst des Schicksals, sondern das Ergebniß eines sittlichen Kampfes, in welchem er jede Unterwerfung, welche seine geistige Freiheit zu vernichten drohte, verabscheute. So schien ihm auch der Weg zum Heil der Kirche nur der zu sein, daß sie alles ungebührlichen Zwanges entledigt werde und alsdann ihr eigentliches Wesen offenbaren und darnach sich gestalten könne. Aber wie weit war er doch entfernt von der Verwechslung der Freiheit mit schrankenloser Willkür. Freiheit trat ihm nicht in Widerspruch mit der Gewissenhaftigkeit, welche es mit jeder Pflichterfüllung peinlich genau nimmt, vielmehr fiel sie ihm mit der ungehemmten Ausübung der Gewissenhaftigkeit zusammen. „Unvollkommenheiten, ruft er 1847 einem Freunde zu, muß man sich immer unterwerfen, Gewissensbeschwerden darf man es nie. Will ich als Glied einer Gemeinschaft angehören, oder gar als ihr Organ handeln, so muß ich in alle ihre mangelhaften Formen und Bedingungen mich fügen; aber wo sie etwas unsittliches anwendet, da muß ich aufhören ihr Organ zu sein, selbst wenn sie ihre Mitgliedschaft davon abhängig macht. Nur so scheint mir ein Fortschritt in der Sittlichkeit möglich.“ „Ich habe in meiner Sittenlehre ein großes Kapitel, welches also lautet: Leiden darfst du viel Unrecht, aber nie Unrecht thun. Mängel, Unvollkommenheiten und Leiden kannst du und sollst du tragen bis in's Unendliche, so viele der Ort, an dem du stehst in der Welt, mit sich bringt, Sünde thun, gegen dein Gewissen handeln darfst Du unter keiner Bedingung. Und gestehen muß ich, daß mir die sittliche Weitherzigkeit, die es sich nie versagt, je nach den Umständen auch gegen das Gewissen zu handeln, mindestens zweideutig vorkommt.“

Als ein echt protestantischer Charakter erwies sich Krause namentlich auch darin, daß ihm die Persönlichkeit in so hohem Werthe stand. Es war ihm ein heiliges Anliegen, ihre Anerkennung in allen Gemeinschaftsverhältnissen nach Kräften zu fördern, vorzugsweise natürlich in den kirchlichen, da ihm sein Beruf diese am nächsten legte, und er es wohl zu schätzen wußte, daß Schleiermacher die personbildende Kraft der Religion in die Mitte gestellt und ihr auch praktische Wendung für das kirchliche Leben gegeben hatte. Darum galt ihm das persönliche Recht hoch und es lebte in ihm ein sehr sensibler Gerechtigkeitsinn, der ebenso für andere Recht forderte und gewährte, wie er es für die eigene Person frischweg in Anspruch nahm. „Welcher Mensch, sagt er in seiner Beurtheilung der Leistungen der preussischen General-Synode von 1846 (Monatsschrift für die

neue ev. Kirche, Band III., Heft 3), der etwas fühlt von sittlicher Würde und sittlichem Recht, könnte sich so unbedingt dem Ermessen und Entscheiden eines Menschen, wäre es auch die weiseste Kirchenbehörde, so lange er nicht bestimmt von ihrer nothwendigen Untrüglichkeit überzeugt ist, in die Arme werfen und so wie einst Papst Clemens V. von König Philipp auf eine ihm unbekannte Bedingung ein Amt annehmen, d. h. doch eigentlich sich zum unbedingten Gehorsam gegen das Kirchenregiment verpflichten.“ Aber nichts will er wissen von der „allen Wahrheitsfinnes entblöhten, verstockten Rechtsansicht solcher, welche unaufhörlich besorgen, der Wagen der Geschichte müsse umwerfen, so bald er einmal aus dem breitgefahrenen Geleise des „historischen Rechts“ weichen sollte und die um jeden Preis, auch um die ewige Wahrheit, ein altes Gesetz festhalten, sollten sie auch überzeugt sein, daß es von niemanden mehr werde gehalten werden. „Hier heißt es: die ihr Leben behalten wollen, werden es verlieren. „„Das was Rechts ist, muß dem weichen, was recht ist.““ Tausendjähriges Recht, wenn es Unrecht ist, muß, so bald es erkannt wird, umgestürzt werden.“ Krause meint daher, die Männer der Commission der Generalsynode haben ihr Recht nicht festgehalten, „weil sie das Laster der Bescheidenheit nicht überwunden haben und von der heillosen vermittelnden Friedensliebe noch Einiges übrig behalten und dem sogenannten historischen Recht der Symbole noch nicht ganz entronnen sind.“ (S. 218.) Freilich aber ein Recht ohne Pflichtleistung kennt Krause nicht. Und es ist ihm nichts als ein leerer Titel, wo nicht sittliche Tüchtigkeit dasselbe in Gebrauch nimmt, mittelst seiner etwas zu leisten. Nur in diesem Sinn hat er hohe Stücke auf das Recht gehalten und sich des erwachenden Rechtsfinnes in seinen Kindern erfreut. „Es ist ein kerniger, kräftiger Stamm, er wird sich sein Recht nicht nehmen lassen, sagte er auf seinem letzten Schmerzlager seiner Gattin zum Troste. Das Recht war ihm wahrlich kein Vorwand der Selbstsucht: „auch dem Erzfeinde sind wir nicht Willens, sein Recht und seine Wahrheit zu verkümmern und zu verschweigen.“ „Unsere Gegnerschaft ist nirgend so beschaffen, daß wir an dem Feinde das Recht für Unrecht, und das Unrecht des Freundes für Recht erklären.“

Krause hatte auf der Schule in den verschiedensten Fächern nach dem Zeugniß von Jugendfreunden bedeutende Fähigkeiten gezeigt, und überaus leicht die Kenntnisse sich angeeignet. Dennoch hat er in seinem männlichen Beruf keine besondere Vielseitigkeit gezeigt. Der Grund davon lag keineswegs bloß in dem Geschäftsdrang seiner journalistischen Thätigkeit, sondern in ihm selbst. Er war ein Geist, dem starke Concentration Bedürfniß war,

weil es ihm als sittliche Pflicht auflag, seinen Beruf mit vollster Kraftentwicklung zu treiben. So ruhig und nüchtern ferner seine Denkweise war, so war er doch voll von höherem Pathos. Dieses lag still auf dem Grund seiner Seele, aber wirkte wie ein unterirdisches Feuer. Kamen besondere Anlässe, so brach es mit vulkanischer Gewalt hervor. Begeisterung füllte diese starke, große Seele, und zwar für alles Große, Edle und Schöne. Aber sie wirkte in ihm in der concentrirten Weise der völligen, jeder Selbstverleugnung fähigen Hingabe an die große Sache der evangelischen Kirche, der er sein Leben geweiht hatte. Eben diese Concentration in heiliger Liebe zur Sache gab ihm jene Umsicht in all seinem öffentlichen Wirken und jene Virtuosität in der Handhabung seiner geistigen Waffen, die wohl nur von Wenigen erreicht sein dürfte.

Die eigentliche Quelle, welcher alle diese Charakterzüge entstammten, und aus welcher sie immer neue Nahrung zogen, war Krause's Gottesfurcht, die sich allerdings nicht in allerlei ostensibeln frommen Uebungen und specifisch christlichen Werken präsentirte: denn er war ein eifriger Gegner jener absonderlichen Frömmigkeit, welche das gemeine Leben verachtend sich in Gotte besonders wohlgefälligen Leistungen genugthun will. Er wollte seine Frömmigkeit nicht anders als in der Heiligung des gemeinen Lebens und in gewissenhafter Berufserfüllung beweisen. Die einfache Gottesfurcht seines Elternhauses hat sich Krause bewahrt; nur hat sie verschiedene Färbungen angenommen. Als sich sein religiöses Leben während seiner Universitätszeit vertiefte, da hat seine Frömmigkeit sich vorzüglich an Thomas von Kempen genährt, dessen Nachfolge Christi er damals beständig bei sich trug. Das Verlangen, welches im Krause'schen Wesen lag, die Dinge in ihrer Unmittelbarkeit zu fassen, sein realistischer Zug gab seiner Frömmigkeit damals eine mystische Richtung und that sich vorzüglich in dem Bestreben kund, die überlieferten Vorstellungen der Kirche in ihrer ganzen volkstümlichen Massivität festzuhalten. Aber die gewaltige innere Arbeit, von welcher seine handschriftlichen Aufzeichnungen aus jener Zeit Zeugniß geben, führte ihn allmählich über jenen Standpunkt hinaus. Die pietistische Richtung war für ihn nur ein kurzer Uebergang und bald trat er in eine Form der Frömmigkeit ein, welche die Innigkeit mit der mystischen gemeinsam hatte, aber zugleich der Willenskraft ein freies Feld öffnete. Es ist ihm völlig klar geworden, daß der Unterschied der katholischen und der protestantischen Religiosität eben darin liege, daß jene sich im einzelnen und zwar specifisch gottgefälligen Werk darstellen wolle, daher zur Werkheiligkeit, zur Geringschätzung des sittlichen Lebens

zur Scheidung des Sittlichen und Religiösen führe; diese hingegen nur die Gesinnung betone, natürlich als eine solche, welche sich in sittlicher Darstellung äußern müsse, daher jenen verderblichen Zwiespalt aufhebe und den Menschen aus dem Banne religiöser Satzungen zur vollen sittlichen Selbstbestimmung erhebe. Dies hat er als den eigentlichen Sinn und Werth der protestantischen Lehre von der Rechtfertigung betrachtet. Diese Betrachtungsweise hat ihn auch gründlich frei gemacht von der kirchlichen Engherzigkeit, welche für alle abweichenden Richtungen nur ein Verdammungsurtheil hat. Er fühlt sich im Stande, selbst in den Erscheinungen, in welchen das specifisch Religiöse zurücktritt oder gar abgewiesen wird, wie im religionsfeindlichen Humanismus, ihren Zusammenhang mit der Religion und ihr religiöses Erbtheil zu erkennen. Und er hat es öfters ausgesprochen, wie glücklich er sich gerade dadurch fühle, daß es ihm vergönnt sei, das Leben und Weben des göttlichen Geistes nicht in so eng gesteckten Grenzen zu schauen und das Wachsen des Reiches Gottes noch ganz anders als in den Formen des kirchlichen Lebens zu erkennen.

Krause hat im Gegensatz zu Schleiermacher, welcher die Frömmigkeit dem Gefühl zutheilt, die Quelle derselben im Willen der Menschen gefunden; nicht das Verhältniß des Menschen zu Gott, in welchem dieser sich ohne sein Zuthun begriffen fühlt, ist ihm Frömmigkeit, sondern in ihm liegt nur ihre Möglichkeit. Ob aber der Mensch fromm oder unfrohm ist, das ist ein Ergebnis seiner Willensentscheidung. Also in der Willensrichtung des Menschen liegt seine Frömmigkeit. Es genügt ihm übrigens für das Verhältniß, das den Menschen mit Gott zusammenschließt, auch nicht die bloße schlechthinige Abhängigkeit; das Verhältniß ist ihm ein reicheres, in der Gegenseitigkeit persönlicher Beziehung wurzelndes, am kürzesten auszudrücken als Liebe, welche nothwendig auch das Moment der Freiheit in sich schließt. In seinem theologischen Denken haben daher zwei Probleme eine Hauptrolle gespielt, das der Persönlichkeit Gottes, deren Annahme für ihn unbedingtes Bedürfniß war, und das des freien Willens, dessen schlechthinige Leugnung ihm die Religiosität aufzuheben schien.

Obwohl ihm übrigens die Frömmigkeit in der Abhängigkeit weder begrifflich noch praktisch erging, hat er doch auf die Unterordnung und unbedingte Unterwerfung unter Gott immer einen sehr merkllichen Nachdruck gelegt. Er gebrauchte die Bezeichnung Gottesfurcht mit Vorliebe. Ich habe zwar niemals über diesen Punkt mit ihm gesprochen, kenne also die Ursache davon nicht aus ausdrücklichen Erklärungen von ihm. Jedoch ist

mit Grund anzunehmen, daß ihm jene anspruchsvolle Form christlicher Frömmigkeit, welche mit Gott oder auch mit Jesu, den sie an Gottes Stelle setzt, allzuvertraulich verkehren will und so die gebührende Ehrfurcht vor Gott vor lauter Liebes- und Zugehörigkeitserklärungen fast abhanden kommen läßt, den Hauptanlaß dazu gegeben hat, die „Furcht Gottes“ als das grundlegende Verhalten besonders zu betonen. Ich folgere dies daraus, weil er es liebte, den Glauben als eine sittliche That, nämlich als die That des Gehorsams gegen Gott darzustellen. Da liegt ja eben das Verhältniß des Geschöpfes als des untergeordneten gegenüber dem Schöpfer als dem Herrn, dem das Geschöpf sich unterzuordnen und ganz hingugeben hat, klar zu Grunde. Uebrigens würde man irren, wenn man aus dieser Vorliebe für die Bezeichnung der Frömmigkeit als Gottesfurcht bei Krause auf eine der alttestamentlichen, dem Gesetzesstandpunkt sich nähernde Weise der Gottesverehrung schließen wollte. Nichts lag ihm ferner als dies. Seine Furcht war die Ehrfurcht des Kindes, sein Gehorsam die That, die aus dem Geist der Liebe quillt, sein Glaube die rückhaltlose Hingabe an den, welchen wir als den Vater in Christus kennen. So fest und sicher, als sie nur immer einem Rechtgläubigen stehen kann, stand auch diesem frei gerichteten Geist die Ueberzeugung, daß die Gnadenfülle Gottes in Jesu unser sei. Nur daß er für das wirkliche „Unserwerden“ mehr als reine Passivität, die vollste sittliche Entscheidung nothwendig fand.

Krause war ein scharf ausgeprägter Charakter, ein Mann, welcher die saure Arbeit der sittlichen Zucht ohne Weichlichkeit gegen sich, wie Wenige von früher Jugend an vollzogen hat. Er hat sie vor allem in den Jahren gethan, wohin die Selbstbildung eigentlich gehört, so daß, als er wirkend in die Doffentlichkeit trat, dieselbe zu einem relativen Abschluß gekommen war. Noch nicht in demselben Maaße zur Ruhe gekommen war Krause in seinen theologischen und kirchlichen Anschauungen, welche vielmehr eben im Ringen mit den kirchlichen Aufgaben sich vollends abklärten. Es ist mir vergönnt gewesen, die sittliche Arbeit Krause's an sich selbst in Aufzeichnungen zu beobachten, welche er in den Jahren 1839 bis 1845, in der Zeit zwischen seinem Abgang von der Universität und seinem ersten schriftstellerischen Auftreten, wo er als Candidat in wissenschaftlicher Fortbildung für sich lebte, über Verschiedenes gemacht hat, was an seinem geistigen Auge vorüberging, und vor allem was in ihm selbst vorging. Er war eine ideal gerichtete Persönlichkeit nicht in dem Sinn, daß er in idealisirenden Träumereien schwelgte, wovon er so fern war, als nur immer

möglich, sondern auf das Höchste, auf das Ewige, Ideale, Vernünftige war sein Geist und all sein Dichten und Trachten gerichtet. Die letzte seiner 155 Aufzeichnungen wird davon Zeugniß geben. „Die sogenannten praktischen Leute, schreibt er, das sind die recht eigentlich Ungläubigen. Die Wahrheit, die Idee, Gesinnung, Ueberzeugung, das sind ihnen Luftschlösser. Was mit dem jedesmaligen elenden Zustande in Streit geräth, was nichts einbringt, was sie zu Entbehrungen nöthigt, was noch keinen großen Erdenkloß an an sich herangeschleift hat, daß man seinen Gang mit der Krücke fühlen kann: das hat für sie noch keine Wirklichkeit. Mit Einem Wort, sie glauben nur an das Vergängliche und die sinnliche Erscheinung, nicht aber an das Ewige, Ideale, Vernünftige, d. h. sie haben überhaupt keinen Glauben.“

Nun wollen wir sehen, wie Krause innerlich gerüstet den Streit aufnimmt mit dem „elenden Zustande“ der kirchlichen Dinge, und werden finden, wie bei seinem Eintritt in den kirchlichen Kampf und die schriftstellerische Thätigkeit überall der Geist offenbar wird, welcher die Wirklichkeit an der Idee mißt und für diese die Realisirung fordert und jener das Recht der Existenz eben nur so weit zugestehen will, als sie der Idee zureicht. Ohne Zweifel haben Viele Krause bei seinem ersten Auftreten für einen Fanatiker der Theorie gehalten, der die Wirklichkeit verwerfe, weil sie nicht seinen logischen Forderungen entspreche, also für einen unpraktischen Menschen, der nicht wohl zu brauchen sei für eine praktische Lebensstellung, wenn er auch für die Wissenschaft ganz am Platz sein möge. Aber Krause hat bald genug bewiesen, daß es ihm an praktischem Tact und Sinn für das Wirkliche nicht fehlte. Vielmehr war es eben nur sein Schauen auf die Idee und sein Eifer für ihre Verwirklichung, was ihn in so starke Collision mit dem, was die Gegenwart bot, gebracht hat.

Drei Schriftstücke fallen in diese Uebergangszeit, den Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn. Es wird von Interesse sein, von ihnen eine Skizze zu geben.

Im Jahre 1844 erschien von ihm eine kleine Schrift „Ueber die Wahrhaftigkeit. Ein Beitrag zur Sittenlehre.“ Sie war die Frucht von Studien, die er zu dem Zwecke gemacht hatte, sich die Befugniß zu erwerben, an der Universität zu Berlin Vorlesungen über theologische Fächer zu halten. Seine Licentiatenprüfung fand am 7. April 1845 Statt. Es ist eine rein wissenschaftliche Schrift, welche von bedeutender Befähigung zeugt. Sie ist uns vorzüglich merkwürdig durch die Wahl des Gegenstandes und die Entschiedenheit, mit der er jedem Versuch, die Nothlüge zu ver-

theidigen entgegentritt. Es ist wohl nicht zufällig, daß Krause, der in so hohem Maaße den Beruf hatte, von der Wahrhaftigkeit zum Wohl der evangelischen Kirche den ausgedehntesten Gebrauch zu machen, grade diesen Gegenstand sich wählte, einmal daß sein Thema dem Gebiet der Ethik angehörte, sodann daß er grade der Wahrhaftigkeit seine Mühe zuwandte, welche ihm immer besonders heilig gewesen war. — Er bestimmt die Wahrhaftigkeit als diejenige Gesinnung, welche überall die Wahrheit will in der Thätigkeit des Geistes, welche also zu erzeugen sucht Uebereinstimmung des Gebildes mit dem bildenden Geiste, Falschheit als die Gesinnung, welche die Unwahrheit will, welche ausgeht auf den Widerspruch in der geistigen Thätigkeit; und Lüge ist ihm jede Willensthat, die aus dieser Gesinnung hervorgeht. Der eigentliche Schwerpunkt der Schrift, wodurch er sich in Widerspruch setzt mit nicht wenigen Ethikern, auch mit Schleiermacher, ist der Satz, daß die Ausübung der Wahrhaftigkeit eine unbedingte Pflicht sei, welche unter keinen Umständen verletzt werden dürfe, daß es kein Recht der Nothlüge gebe, daß man vielmehr, wenn es eine solche Berechtigung geben würde, von einer Pflichtlüge reden müßte, da es zwischen Wahrheitsfönn und Lüge kein Mittleres geben könne, das ein Erlaubtes wäre. Die Pflicht der Wahrhaftigkeit könne niemals mit andern Pflichten collidiren. „Wo einer ausgemacht unbedingten Pflicht eine andere zu widerstreiten scheint, da folgt eben, daß diese andere nur bedingterweise, in diesem Falle bestimmt nicht Pflicht sei, und wo das Sittengesetz Handlungen als pflichtmäßig fordert, deren Vollziehung in der Wirklichkeit sich als schlechthin unmöglich nachweisen läßt, da folgt, daß diese nicht von der Pflicht gefordert werden, daß man die Forderungen des Sittengesetzes mißverstanden habe. In Bezug auf unsern Gegenstand also, steht es uns einmal als ausgemacht fest, daß die Wahrhaftigkeit an sich selbst sittlich gut und vom Sittengesetz als Pflicht unbedingt gefordert werde und jede Lüge eine pflichtwidrige unsittliche That: so folgt daraus, daß nie ein Fall eintreten könne, wo es unmöglich wäre, wahrhaftig zu sein, und andererseits, daß nie eine andere Pflicht die Lüge fordern könne, sondern eine jede solche, welche dies thäte, nur eine vermeintliche sei. Wir müssen dann von vornherein gewiß sein, daß alle solche Nothwendigkeiten zu lügen sich in bloß scheinbare verwandeln lassen müssen. Ist es unbedingte Pflicht, nie zu lügen, so ergibt sich, daß, müßte ich um meiner Wahrhaftigkeit willen Vermögen und Leben einbüßen, beförderte ich Unglück und Verbrechen oder Unseligkeit durch dieselbe, dann Vermögen und Leben erhalten, Unglück, Verbrechen und Unseligkeit verhüten nicht unbedingt.

als Pflicht gefordert werden könnten; und ich dürfte in keinem dieser Fälle, wo ich noch so Gutes bewirken, noch so Schlimmes verhüten könnte, lügen. Dies haben auch schon Augustinus und Thomas ausgesprochen: was an sich böse sei, könne unter keiner Bedingung gut werden und dürfe nie gethan werden. Es führt die Ansicht von der Nothlüge immer zu dem Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel. Mit demselben Rechte stiehlt man, um anderen das Leben zu erhalten, mordet man Kinder, um die Mutter zu retten, geringe Leute um des Königs willen, übt man alle Laster und Verbrechen zum Dienst der Kirche. Und Augustin sagt ganz treffend, daß, wenn zur Entdeckung der Priscillianisten die (an sich sündige) Lüge angewandt werden dürfe, auch nichts dagegen sei, dasselbe durch Ehebruch mit Priscillianischen Weibern zu erreichen. Auch müsse man nach diesem Grundsatz gestatten, zur Rettung unschuldigen Lebens vor dem Richter falsch Zeugniß abzulegen, und Testamente zu verfälschen, um Erbschaften Würdigen zuzuwenden, welche die Armen damit ernähren und Kirchen bauen. Genug, es gibt keine Schandthat, die sich auf diese Weise nicht rechtfertigen ließe. Ist die Lüge Sünde, so darf nie gelogen werden. Es ist und bleibt ewig wahr das große Wort des Anselmus, daß, könnte man durch einen einzigen Blick eine ganze Welt, ja selbst viele Welten mit allen ihren Geschöpfen vom Untergang retten, und dieser Blick wäre von Gott verboten, man diesen Blick nicht thun dürfe. Ließen aber auf der andern Seite Fälle sich vorführen, in welchen ausgemacht unbedingte Pflichten mit der Wahrhaftigkeit in Streit geriethen, so folgte dann daraus unumgänglich, daß eben die Wahrhaftigkeit nicht unbedingte Pflicht sei, sondern nur unter Umständen pflichtmäßig, und daß es unter andern Umständen pflichtmäßig sei zu lügen und die Wahrhaftigkeit pflichtwidrig. Jede Nothlüge muß sich also verwandeln in Pflichtlüge. Damit ist dann aber wieder erklärt, daß Wahrhaftigkeit und Lügen an sich sittlich gleichgültige unbestimmte Größen seien.“ Zur Begründung macht Krause geltend, daß die Wahrhaftigkeit wesentliche Bedingung eines sittlichen Gutes sei, sofern die Lüge den Verkehr untergrabe, daß sie ferner sei eine wesentliche Seite der heiligen Gesinnung, sofern der Mensch durch die Lüge die Uebereinstimmung mit sich selbst verliere und die Lüge nach Kants Ausdruck seinem Charakter als moralischen Wesens widerstreite und der inneren Freiheit, daß sie drittens eine Forderung der Pflicht sei, weil in der Lüge ein Mißbrauch des Vermögens der Gedankenmittheilung liege. Dabei will aber Krause die Wahrhaftigkeit streng unterschieden wissen von der Pflicht der Mittheilung oder Offenbarung, welche durchaus unabhängig von ihr sei.

Es spricht aus dieser Schrift ein tiefer sittlicher Ernst, der es genau nimmt mit den Anforderungen der Sittlichkeit, ein Sinn, der mit der Lüge unter keinen Umständen paktiren will, vielmehr entschlossen ist, auf alle Gefahr hin unbedingt wahrhaftig zu sein. Den Beleg dazu bildet Krause's nächstfolgende Arbeit: „Das Bekenntniß der evangelischen Kirche und seine Verbindlichkeit“, erschienen in der Kirchl. Vierteljahrsschrift, Jahrgang II., Heft 4. Denn hier tritt heraus, wie ernst er es mit der Wahrhaftigkeit in Betreff der Bekenntnißverpflichtung nimmt und genommen wissen will, und wie eben von dieser sittlichen Forderung aus ihm die Verpflichtung auf die Bekenntnißschriften, wie sie hergebracht ist und je nach dem verschiedenen theologischen Standpunkte verschieden ausgelegt wird, sittlich verwerflich ist.

Krause geht davon aus: die evangelische Kirche muß, wie jede Kirche irgend welches Bekenntniß haben; eine Kirche ohne Bekenntniß läßt sich schlechterdings nicht vorstellen.**) Die Kirche hat das mit jeder Gemeinschaft, mit der unbedeutendsten Gesellschaft gemein; es gehört eben zum Wesen einer Gemeinschaft, daß in jedem einzelnen Gliede derselben etwas allen gemeinsames vorhanden sei. Gemeinsame Zwecke, gemeinsame Grundsätze bilden eine Gesellschaft. Und diese ausgesprochen sind ihr Bekenntniß. Ebenso klar ist, daß jedes Mitglied einer Gesellschaft deren Bekenntniß, auf dem sie als ihrem Grunde ruht, theilen müsse. Zur christlichen Kirche gehören nur Christen, zur evangelischen Kirche nur evangelische Christen; und wer deutlich zu erkennen gibt oder geradezu bekennet, daß er nicht Christ oder nicht evangelischer Christ sei, den schließt die christliche oder die evangelische Kirche von sich aus, indem er durch die That schon ausgeschlossen ist. Einer besonderen Verpflichtung der Lehrer auf das Bekenntniß der Kirche bedürfte es also eigentlich gar nicht, weil jeder, der dieses Bekenntniß theilt und ablegt, damit sich selber die Verpflichtung auflegt, demgemäß zu leben und zu lehren. Nur als heilsame Erinnerung an die Pflicht möchte sie immerhin geschehen. Aber zu einem Bekenntniß, welches nach seinem ganzen Umfange alle Glieder der Kirche verbindet, eignen sich die Bekenntnißschriften nicht, vorzüglich weil eine große Anzahl von wahrhaft christlichen Theologen mit ihrem Inhalte nicht mehr vollauf übereinstimmt, den Laien aber dieser fast ausnahmslos gänzlich unbekannt ist. „Unter denen, welche die Bekenntnißschriften gründlich kennen, und bei welchen die theologische und philosophische Bildung der Neuzeit nicht ganz ohne Einfluß geblieben ist, wenn sie anders ernstlich nach Wahr-

*) Wie sich in dieser Hinsicht Krause's Anschauungen später modificirten, siehe weiter unten.

heit ringen, wird man selten Einen, ja man kann mit gutem Gewissen sagen, nicht einen Einzigen finden, der sich mit jenen Schriften in vollkommener Uebereinstimmung wußte. Aus Ueberzeugung würde bei ihnen verbleiben nur ein kleines Häuflein, die ein Knabe zählen könnte. Unter ihnen Einige, denen darum die Bekenntnisse volle Ueberzeugung sind, weil sie ihre Theologie nur aus ihnen geschöpft und Schrift und Geschichte, wenn überhaupt, doch höchstens nach ihnen und durch die Brille derselben betrachtet haben, und bei diesem Studium durch Geistesstiefe oder Wahrheitsdurst oder Scharfblick nicht im mindesten gestört worden sind. Die Andern nur darum, weil sie jene Schriften nicht ordentlich kennen, die mehr Studium erfordern, als jene gemacht haben, — die übrigens gerade darum nicht in's Amt gelassen werden dürften. Und zu diesen Wenigen gesellt sich dann die große Zahl der vom Geiste Verlassenen, die gar keine Ueberzeugung haben und darum mit Leichtigkeit jedes Bekenntniß annehmen, wie es gerade Mode ist und vortheilhaft, und denen es lieber ist, Vorschriften zu haben, weil es bequemer ist und der Mühe überhebt, im Schweiß seines Angesichtes das Brod der Erkenntniß zu essen, und sie sonst auch nicht wußten, was sie lehren sollten, — und der Gewissenlosen, die um den Preis einer Versorgung alles lehren, was ihnen befohlen wird, selbst das ihnen Widerwärtigste und Verhaßteste. Diese werden herzukommen und die leeren Stellen einnehmen als gute Beute, welche soeben von treuen gewissenhaften Lehrern verlassen sind. Das wären die Wirkungen dieser Verpflichtung.“ So würde es stehen, wenn man an die strikte Verpflichtung der Geistlichen denkt. Allein das Bekenntniß muß ein Bekenntniß aller Glieder sein und die Verpflichtung kann nicht auf die Geistlichen beschränkt werden. Da liegt denn die Unmöglichkeit einer Verpflichtung der Laien auf die Bekenntnisschriften klar vor Augen. Die Behauptung, daß dieselben nur eine Lehnorm, nicht aber eine Glaubensnorm sein sollen, ist haltlos. Nur eins von beiden ist möglich. Entweder sind jene Schriften das Bekenntniß der Kirche, dessen Annahme erst zur Theilnahme befähigt, und dann müssen als unberechtigt weichen fast sämmtliche Laien und die Mehrzahl der Geistlichen, weil eine genaue Kenntniß derselben ein selten Ding ist, noch seltener die Einheit mit ihnen. Oder man kann ein Christ sein, auch ein lutherischer, ohne einmal die Bekenntnisschriften zu kennen: so sind sie auch nicht in Wahrheit das Bekenntniß der Kirche. Sind sie aber das nicht, so sieht man nicht ein, warum die Geistlichen sie bekennen sollen, da doch evangelische Christen nicht werden zwischen Bekenntniß der Laien und der Eingeweihten unterscheiden wollen. Sie werden also wohl

nicht das Bekenntniß der Kirche sein, denn es würde ihm an Bekennern fehlen; die Gemeinen hätten keine Geistlichen und die Geistlichen keine Gemeinen; die Kirche wäre ein leeres Haus, das die Bewohner verlassen haben. Aber nicht einmal zur Lehnorm erweisen sie sich als brauchbar, da ihnen dazu die nothwendige Vollständigkeit fehlt. — Vielen scheint die Augsburgerische Confession von Schwierigkeiten, welche die andern Bekenntnißschriften bereiten, am wenigsten gedrückt, und sie ziehen sich auf sie zurück; sie soll Bekenntniß sein und als solches verbindlich. Allein eine gute Anzahl von Anstößen, wie von solchem, was dem Laien unverständlich ist, ist auch in ihr vorhanden. Wozu noch kommt, daß die strenge Verbindlichkeit auch des Augsburgerischen Bekenntnisses die Union der beiden Schwesterkirchen aufhebt. Also die Augsburger Confession, im strengen Sinn als kirchliches Bekenntniß gehandhabt, würde die Kirche zerstören statt zu erbauen. Beschränkung aber der Verpflichtung auf den Glaubensinhalt der Bekenntnißschriften macht die Verpflichtung unbestimmt und die Beschränkung auf den Gegensatz gegen die Irrthümer und Mißbräuche der katholischen Kirche macht sie zu dürftig. Der Ausweg ferner, die Kirche dürfe von der Verpflichtung und der Verbindlichkeit nichts ablassen, der Einzelne aber könne diese Verpflichtung eingehen, wenn er auch nur in der Hauptsache übereinstimmt, indem ein jeder das mit seinem Gewissen abmachen müsse, ist ein jesuitischer Rath. Wenn aber zur Schande der evangelischen Kirche unter uns sich Aeußerungen öffentlich hören lassen, der Einzelne müsse in Demuth seine Ueberzeugung der Mutter Kirche unterwerfen, so ist das Geistessträghheit oder knechtischer Sinn, oder man ist katholisch geworden. In einer Kirche, die nicht sich oder ihrer Vertretung Unfehlbarkeit zuschreibt, ist jede derartige verbindliche Lehnorm dem Gewissen eine unerträgliche Last, die entweder das Gewissen erdrückt oder die Kirche zerstört.

Wer hat denn aber ein Recht in der Kirche, diese Verbindlichkeit abzuschaffen? Kann etwa ein Volk für seine Enkel und Urenkel bestimmen, daß das Königthum oder eine andere Verfassung unter ihnen herrschen solle, und müßten es sich diese ruhig gefallen lassen? Einrichtungen und Veränderungen kann die jeweilige gesetzgebende Gewalt treffen. Jede Kirchengemeinschaft also, sobald sie die Verbindlichkeit der Bekenntnißschriften für unhaltbar erkennt, hat die Pflicht und das Recht, dieselbe aufzuheben, ohne zu fragen, was daraus komme.

Wenn wir aber die Bekenntnißschriften als verpflichtende fallen lassen, verlieren wir dann nicht allen festen Grund und gerathen ganz in die Verwirrung? Wo finden wir das Bekenntniß der evangelischen Kirche?

Wir würden mit Sicherheit den Inhalt desselben finden, wenn wir einige wären über das Wesen der evangelischen Kirche und ihre unterscheidende Eigenthümlichkeit. Nun ist aber dieselbe und will nichts anderes sein als die rechte, reine, allgemeine christliche Kirche, die auf dem reinen unverfälschten Evangelium beruht, und sie zählt daher jeden wahren Christen zu den Ihrigen. Hat man bald nach dem Beginn der Reformation sich doch wieder besondert, hat man besondere Bekenntnisse aufgestellt zur Ausschließung Andersdenkender, oder in einem andern Sinn verfaßte hierzu benutzt, so ist man auf den römischen Standpunkt zurückgefallen: „außer dieser bestimmten Kirche ist kein Heil.“ Das ist der Vorzug der evangelischen vor der römischen und griechischen Kirche, daß sie nicht in dieser bestimmten Form und Grenze das Christenthum beschließt, sondern ihre Glieder hat in allen christlichen Gemeinschaften. Und darum ist sie recht eigentlich katholisch, während die römische auf diesen Namen gar keinen Anspruch hat. Soll nun die evangelische Kirche ihr Bekenntniß aufstellen, so hat sie einfach das allgemeine christliche Bekenntniß vorzulegen. Wie man denn auch in der ältesten Kirche allein auf den Namen Jesu getauft und der Täufling allein das Bekenntniß des Glaubens an Jesus als den Messias abgelegt zu haben scheint: so ist dieses auch der ewig gültige Kanon der christlichen Kirche, der Glaube an Jesus als den Christus ist das einzige unentbehrliche Erforderniß eines Christen, und das Bekenntniß dieses Glaubens an Jesus als den Christus das einzige Bekenntniß, welches nöthig zur Theilnahme an der christlichen Kirche. Nach übereinstimmender Lehre der Schrift und der Kirche und nach der Aussage jedes christlichen Bewußtseins ist der christliche, der rechtfertigende Glaube, der, welcher zum Christen macht, in seinem Wesen nicht die Anerkennung einer bestimmten Lehre, sondern die unbedingte persönliche Hingabe an die Person Jesu. Diese Hingabe setzt aber allerdings die Anerkennung Jesu voraus, und insofern hat er die Annahme der Lehre von Jesu als dem Messias zu seiner Voraussetzung. Indem Krause diese Voraussetzung in ihren „wesentlichen, nothwendigen Bestandtheilen“ darlegen will, gibt er die Grundzüge der Schleiermacher'schen Auffassung von Christus und seinem Erlösungswerk (welche sich ihm später sehr wesentlich modificirt haben). Er versucht folgende Fassung: ich glaube, daß Jesus von Nazareth — wie er in den Schriften des Neuen Testaments beschrieben wird — sei der von den Propheten verheißene Messias, der Heiland der Welt, der Versöhner der Menschheit mit Gott, der allen, die an ihn glauben, ihre Sünden vergibt, sie erleuchtet, heiligt und beseligt. Ich erkenne ihn als solchen an und glaube

an ihn als meinen Heiland, d. h. ich ergebe mich ihm ganz zu seinem Eigenthum: ich vertraue ihm, daß er mir und allen Gläubigen das Heil erworben hat und die volle Seligkeit erwerben wird; ich liebe ihn von ganzem Herzen als den Heiligen, der lauter Liebe und Gnade ist, ich unterwerfe mich seinem Worte unbedingt als der ewigen Wahrheit Gottes, und ich will gehorchen seinem Gebote als dem heiligen Willen Gottes.“ Die Redaktion war freilich der Ansicht, daß diese Bekenntnißformel Krause's zur Alleingültigkeit erhoben, den Mutterstamm noch manchen edlen Sproßes berauben würde, und daß die wirklich allseitig befriedigende, vollkommen unparteiische Formel zu einem gemeinsamen kirchlichen Bekenntnisse überhaupt nur resultiren könne aus der Gesamtbestrebung aller Parteien, eine solche im henotischem Sinne mit brüderlicher, gegenseitiger Liebe und Anerkennung aufzustellen. Man sieht, Krause hat sich damals noch nicht losgemacht von der Ansicht, daß zum Wesen des Christenthums gewisse Aussagen über die Person Jesu, also dogmatische Bestimmungen gehören, daß an solche der Bestand der Kirche gebunden sei. Die Person Jesu hat für Krause in späteren Jahren ihre religiöse Bedeutung nicht verloren, aber sie lag ihm nicht mehr in einem Mittlerverhältniß, welches Jesum in der Reihe der Menschen nur einen Platz finden läßt, um ihn in den schärfsten Gegensatz mit dem ganzen Geschlechte zu stellen, sondern in seiner Vorzüglichkeit hinsichtlich dessen, was er mit dem gesammten Geschlechte theilt, in seiner schöpferischen Stellung in der religiösen Geschichte der Menschheit. Weil aber sofort der Glaube sein Objekt nicht mehr in Jesu, sondern in Gott hat, und Christenthum eben die richtige Stellung zu Gott in den Fußtapfen Jesu ist, so hängt das Christenthum nicht mehr an dogmatischen Bestimmungen über die Person Christi, seien sie engerer oder weiterer Art, überhaupt nicht mehr an bestimmt formulirten Lehren, sondern diese erwachsen, je nach der Kraft und Reinheit des christlichen Geisteslebens, in Mannigfaltigkeit und fortschreitender Richtigkeit. Obwohl uns aber der Versuch Krause's, ein richtiges evangelisches Bekenntniß aufzustellen, nicht genügen kann, wie er ihm selbst später nicht mehr genügte, so ist doch derselbe lehrreich genug, und ausgezeichnet ist die dialektische Schärfe, mit der die Verpflichtung auf die Bekenntnißschriften in ihrer Unhaltbarkeit dargethan wird.

Im Aprilheft der Monatschrift für die unirte evangelische Kirche (Jahrgang 1846) erschien von Krause ein „Sendeschreiben an die evangelischen Geistlichen Preußens“, in welchem er so zu sagen die praktischen Konsequenzen aus seiner Ueberzeugung hinsichtlich der Wahrheit und der Verpflichtung auf die Bekenntnißschriften für sich und

Andere zieht. Er erklärt, daß ihn eine Gewissensnoth zum Wort treibe: „Wie ich mein Gewissen mit dem Gesetze in Einklang bringen, wie die Pflichten des kirchlichen Amtes, welche die gegenwärtigen Gesetze jedem auferlegen, sollte erfüllen können und wie das überhaupt jemand gewissenhafter Weise könne, darüber sind mir Bedenken.“ Er stößt sich vor allem daran, daß alle Kirchengesetze derzeit Staatsgesetze sind und daher denselben Gehorsam für sich in Anspruch nehmen wie Staatsgesetze, die den Ungehorsam mit Strafe bedrohen. Wer nun weiß, daß er mit den gesetzlichen Forderungen im Zwiespalt ist und dagegen hie und da wird verurtheilt werden müssen, der muß gar nicht hineingehn. Er setzt sofort auseinander, daß eine Verpflichtung auf die Bekenntnisse ein Joch sei, das er nicht auf sich nehmen könne. Der evangelische Lehrer habe nichts zu bekennen als seinen Glauben an Jesum Christum, und zu beweisen, daß er geschickt sei zur Lehre. „Ich könnte nur folgendes geloben, und mehr, meine ich, dürfte kein evangelischer Christ geloben: ich unterwerfe mich von ganzer Seele und ganzem Gemüthe und mit allen meinen Kräften des Verstandes und des Willens meinem Herrn und Heiland Jesu Christo; ihn und seine Gnade will ich predigen gemäß der Schrift durch Wort und Wandel, so weit mich sein heiliger Geist erleuchtet und kräftiget; die evangelische Kirche halte ich als ein großes Werk Gottes und liebe sie als eine theure Mutter, ihre symbolischen Bücher und ihre Ordnungen und Gesetze verehere ich; aber folgen will ich ihnen nur, so weit sie aus dem Geiste Christi entsprungen sind; ich will ihnen widersprechen und widerthun, wo sie meinem Herrn unwider sind; und will gern die Zucht der Kirche ertragen, so oft ich diesem meinem Gelübde ungetreu werde.“ Ebensovienig könne er sich zum unveränderten Gebrauch der Agende bequemen; ferner sei die Taufe als eine staatlich gebotene ein Unding, wobei er auch seine Bedenken gegen die Kindertaufe äußert, die jedenfalls nicht bei Strafe befohlen sein sollte; die Confirmation ist ihm bedenklich, weil sie an Unreifen geschehe, während sie nur geschehen sollte, wo sich die Kirche des Glaubens der Aufzunehmenden vergewissert hat. „Konfirmirt ihr sie also in diesem Alter, so verführet ihr sie: sie lügen, am meisten aber ihr.“ Die kirchliche Trauung aber bringe das Gewissen des evangelischen Geistlichen in Streit mit den bestehenden Ehe-Gesetzen. Er habe die Trauung auch vielen zu verweigern, die sich zum ersten Male verheirathen, allen, von denen er die Ueberzeugung habe, daß sie nicht gläubige Christen sind; mehr noch bei Geschiedenen. Die Communion könne erst in ihre Würde wieder eintreten, wenn eine Kirchengenossenschaft vorhanden sei, die derzeit vom Staat durch seine

Gefetze unmöglich gemacht werde. Die Kirche dürfe auch den nicht im Tode segnen, welcher durch sein Leben sie und ihren Herrn verleugnet habe. „Die Gemeinde mag ihn zu Grabe tragen ohne Sang und Klang, der Geistliche mag an seinem Grabe reden, aber beides nur um sich im Namen des Herrn von dem Verstorbenen loszusagen und gegen ihn zu zeugen und zu beten um seine Erlösung. Denn wer den Herrn verleugnet, den verleugnet er auch durch seine Kirche, und sie schüttelt den Staub von ihren Füßen.“ Er fordert eine energische Kirchenzucht: „Das Unkraut will der Herr nicht ausgerauft haben, wenn es sich vom Weizen nicht unterscheiden läßt, damit man nicht — römisch oder donatistisch — den Weizen mit ausraufe; aber es kann ihm und niemanden einfallen, das Unkraut, welches unzweideutig als solches erkannt ist, wachsen und die guten Saaten überwachsen zu lassen. Sonst würde er nicht selber Matth. 18 die Ausschließung und das Verfahren dabei anordnen, sonst würde nicht Paulus und mit ihm die ganze apostolische Kirche im Bewußtsein ihres guten Rechts dieselbe ausüben. Der Versuch der Verständigung und Gewinnung steht gar nicht in Widerspruch mit der Ausschließung. Sie fordert vielmehr, daß die gründlichste Prüfung geschehe, bis man die vollständigste Gewißheit habe vom Unglauben, daß alle Mittel der Liebe und Weisheit versucht werden die Abfallenden zurückzuhalten, bevor sie vollzogen werde, und daß alle Gnade und Wahrheit der Kirche offenbaret werde, um alle Ungläubigen zu bekehren. Aber dadurch, daß ich einen für einen Christen erkläre und behandle, der noch keiner ist, wird nichts gewirkt als Schaden.“ Die Vermischung von Staat und Kirche erscheint ihm als die Wurzel des ganzen Übels. „Die Idee von der Christlichkeit des Staats halte ich für eine der allerunchristlichsten und verkehrtesten, die je in der Welt aufgetaucht sind. Der Staat, der trotz aller speculativen Theorien doch nichts weiter ist als die Rechtsordnung, hat an sich mit dem Christenthum gar nichts zu schaffen, ist an sich weder christlich noch unchristlich. Und soll seine Christlichkeit darin bestehen, daß alle seine vollberechtigten Glieder Christen sind, so wäre er doch kein christlicher, so lange nur noch ein Glied in ihm nicht christliche Gesinnung hätte.“ Krause fordert vollkommene Gewissensfreiheit und stellt folgende Grundsätze auf: „In Sachen des Glaubens muß unbedingte Freiheit walten“; „der Staat darf weder zum Glauben noch im Glauben irgend welchen Zwang üben“; „die Kirche darf in ihren Angelegenheiten schlechterdings keinen Zwang üben.“ Den gegenwärtigen Zustand der Kirche aber, erklärt er, halte er für einen Zustand der Noth und der Erniedrigung, gegen den protestirt werden müsse.

Man sieht, wie Krause hier mit sehr idealen Forderungen an die Kirche antrat, deren volle Ausführung nicht mehr und nicht weniger voraussetzt eine ideale Gemeinde. Die Bedeutung des Sendschreibens lag eben darin, daß es aufweckte, die Gewissen schärfte und der schlechten Wirklichkeit das, was sein sollte, gegenüberstellte als anzustrebendes Ziel. Diese Wirkung ist nicht ausgeblieben. In einer Antwort (Monatsschrift 1847, Februarheft) steht es: „Daß eine solche Mahnung an unsere Kirche ergangen ist, daß sie hineingedrungen und Herzen erschüttert hat, das können wir nicht leugnen. So alle die Mahnung gehört haben und bereit sind, ihr einfach und schlicht, ohne Vorbehalt, mit voller Aufrichtigkeit Folge zu leisten, das wissen wir nicht. Die Mahnung ist ergangen, damit jeder seinen geistigen Besitz prüfe, mit jeder den andern höre, damit keiner glaube, er habe mit seinen geistig erworbenen schon die Wahrheit ergriffen, damit jeder der Gesamtheit diene und die Gesamtheit jedem.“ Auch ein anderes Antwortschreiben redet von der erschütternden Wirkung, welche das Sendschreiben auf manche junge Freunde und auch ältere, erfahrene Amtsbrüder hervorgebracht habe undkennt, daß viele sich betroffen fühlten. Der nahliegende Vorwurf des Aporismus und die Belehrung, daß er Vieles ganz anders ansehen würde, wenn er im praktischen Amte stünde, konnte auf Krause nur die Wirkung hervorbringen, daß er seine idealen Forderungen noch schärfer betonte. Krause schließt seine Erwiderung: „Wer ein wenig in die Tiefe geblickt hat, muß erkannt haben, daß meine gar nicht so „aphoristisch“ herausgegriffenen Bedenken eben dahin zielen, durch Darlegung der Symptome daran zu erinnern, wie die ganze Kirche an einer schweren Krankheit darüberliege; die evangelische Kirche daran zu erinnern, daß sie keine evangelische sei, so lange sie nicht den Glauben allein zu ihrem Fundamente macht, sondern, eine echte Tochter der römischen, ihre Glieder mit einem ernen Netz von Nothwendigkeiten überzieht, welches alle freie Lebensbewegung unmöglich macht; die unirte Kirche zu erinnern, daß Union ein leeres Wort in ihr bleibt, so lange sie nicht jeder auf Christo ruhenden Eigenthümlichkeit an jedem Orte zur frischen und freien Entfaltung vollen Raum gewährt, sondern die lebendigsten und treuesten Jünger des Herrn unzählig zur Verleugnung ihrer gewissenhaften Ueberzeugungen nöthigt. Und die Heilung erwarte ich sicherlich nicht von Ausbesserungen im Einzelnen, auch nicht von Synoden und neuen Bekenntnissen und neuen Verfassungen, sondern allerwenigsten „von dem Könige, der sich einen Schirmherrn der evangelischen Kirche genannt hat.“ Ich kenne nur einen König, der der Kirche helfen kann. Weltliche Könige haben noch nie die Kirche gebessert, ihr wohl

viel Schaden gethan; denn alle Macht ist in Sachen des Glaubens vom Uebel. Ich sehe nur dann die Genesung beginnen, wenn evangelische Christen so mündig und mannhaft geworden sind, so frei und doch so gestaltet, daß sie sich frei nach dem Gesetz ihres inneren Lebens zur Gemeinschaft gestalten und sich eine Verfassung nicht erst geben zu lassen brauchen, weil sie schon eine haben, und nicht geben lassen dürfen, weil sie dieselbe aus sich erzeugen.“ (Monatschr. Bd. III, S. 80.)

Leicht hingegen konnte sich Krause mit solchen Freunden verständigen, welche mit ihm die „Kirche säubern wollten von dem, was ihr nicht angehört, dadurch daß man im Amte selber dazu hilft,“ und bereit waren „von innen heraus dem Uebel zu steuern.“ Von ihnen nahm er auch die Entgegnung an: „Wenn Sie durch das Gewissen gelöst sind vom Amte, so sind wir durch das Gewissen gebunden an das Amt. Sind Sie vom evangelischen Princip durchdrungen und wir auch, dann folgt noch nicht, daß wir denselben Auftrag haben, dieselbe Form des Handelns. Sie stehen außer dem Amte; Sie rufen der Kirche zu, daß sie sich säubere und neu gestalte. Sie geben auch den Grundriß des Neubaus. Sollen wir alle draußen stehen und der Kirche zurufen: säubere dich? Wer hört, wer befolgt denn den Ruf? Wer soll drinnen die Bausteine, die gut sind und herrlich, bearbeiten?“ Von ihnen hat er sich für die Aussicht auf ihre Mitwirkung gern belehren lassen über die praktischen Schwierigkeiten, die seinen Kirchengedanken anhängen. Seine persönlichen Bedenken in Betreff des Eintritts in das geistliche Amt blieben ihm freilich stehen, insbesondre hinsichtlich der Ansprüche des Kirchenregiments unter Hinweisung auf die Bekenntnisse. „Nicht einmal die Nothhülfe wird uns gestattet, bei Verlesung des Apostolikums etwa zu sagen: „das verordnete Glaubensbekenntniß lautet also“, oder es auch einfach zu lesen und an andern Orten sein persönliches Verhältniß zu ihm darzulegen.*) Wie wenig man Lust habe, diese Freiheit zu gewähren, ist wohl deutlich geworden in dem Uthlisches Handel. Da gestattet freilich das Kirchenregiment, daß selbst der Rationalismus in dem Geistlichen sei, nur daß er sich nicht rationalistisch äußere, vielmehr wenn auch frei in seinen Gedanken, in seinem kirchlichen Thun nur kirchliche und kirchenregimentliche Ueberzeugungen verrathe. Zugleich fordert aber dasselbe Kirchenregiment (diese beiden Forderungen zu

*) Sechszwanzig Jahre sind, seit Krause dies schrieb, verfloßen. Was haben die Kirchenregimente seither gelernt?

vereinbaren überlasse ich gern jeder geschmeidigern Dialektik), daß er das antirationalistische Apostolikum als sein persönliches Glaubensbekenntniß lese, und zwar (wenn ich recht berichtet bin), daß er dies thun solle, „nicht mit schwerem Gewissen oder gar gegen sein Gewissen, sondern mit ganzem, vollem, freiem Gewissen.“ Da sehen Sie also, was unser evangelisches Kirchenregiment verlangt und von den Geistlichen voraussetzt, wie wenig also einer, der das Verlangte nicht als eigene Ueberzeugung leisten kann, mit einer bloßen Akkommodation davonkomme, sondern sich schlechthin entschließen müsse zur Lüge, d. h. zur Darstellung von Ueberzeugungen als den seinigen, die es doch nicht sind. Ich kann nicht der Lüge verfallen, kann nichts nachlassen von der strengen Forderung unbedingter Wahrhaftigkeit.“ (Monatsschr. Bd. IV, S. 246.) Die vom Kirchenregiment gebildete Lüge und verpönte Wahrhaftigkeit, diese officiële Verführung zur Heuchelei, welcher in Krause's Art zu widerstehen nur wenige gewachsen sind, hat eben aus Anlaß des Uhlich'schen Falles damals Krause's Freund Eltester bitter beklagt. „Wohin soll das führen? ruft er aus; gewiß nicht zum Segen der Kirche. Es ist kein Preis zu hoch, wenn damit Wahrheit gewonnen wird, wenn Offenheit und Klarheit in die kirchlichen Dinge kommen; hier zeigt sich der tiefe Widerspruch, der in der gegenwärtigen Gestaltung unsrer kirchlichen Dinge liegt. Es scheitert alle Konsequenz an der Vermengung der Staats- und der Kirchengewalt.“ (Monatsschr. Bd. IV, S. 262.) Auch Krause fand keinen Preis zu hoch, von der Lüge unberührt zu bleiben und der Unwahrheit in der Kirche zu widerstehen, und er hat es mit der That bewährt.

Von Krause's öffentlicher Wirksamkeit in gedrängten Lagen ein Bild zu geben, welches einigermaßen befriedigen kann, ist nicht leicht. Zwar gehörte sie fast ausschließlich nur Einem Gebiete an, dem kirchlichen, und beschränkte sich auch hier vorzugsweise auf die Fragen des kirchlichen Lebens, Organisation der Kirche, ihre Stellung zum Staate, Stellung des Protestantismus zum römischen Kirchenthum, Ueberwindung des Confessionalismus und die Bestrebungen freier Vereine. Allein dieses Gebiet ist an sich schon weit genug; und Krause hat überall in dem hin- und herwogenden, verwickelten Kampf sein Wort mitgeredet. Versuchen wir es daher, weniger sein Wirken im Einzelnen, als die ganze Richtung seiner Wirksamkeit zu zeichnen.

Höchst charakteristisch sind in dieser Hinsicht zwei größere Arbeiten, welche in die erste Zeit seines öffentlichen Auftretens fallen, eine Kritik des Verfahrens der 5. General-Versammlung des Gustav-Adolph-Vereins

gegen Dr. Rupp von Königsberg, — ein mit seinem Freunde Eltester gemeinsam veröffentlichter Protest gegen ein unevangelisches Kirchenthum,*) und eine Kritik des Verhaltens der preussischen General-Synode von 1846 in der Bekenntnißfrage.**)

Dr. Rupp hatte gegen die Verdammungsformel des sog. athanasianischen Glaubensbekenntnisses und gegen den Symbolzwang polemisirt, es hatte ihn dies aus der preussischen Landeskirche und zur Gründung einer freien evangelischen Gemeinde getrieben. Er wurde sofort als Deputirter des Königsberger Lokalvereins der Gustav-Adolph-Stiftung nicht mehr anerkannt, indem man ihn als ausgetreten „aus der evangelischen Kirche“ betrachtete. Da weist denn Krause mit Eltester nach, wie wenig aus den Statuten des Vereins die Ausschließung begründet werden könne und auf welche unevangelischen Anschauungen eine solche Verwechslung von evangelischem Kirchenwesen und Staatskirchentum beruhe. Die Hauptschuld des traurigen Zustandes der Kirche wird den Leitern zugeschoben, insbesondere den Theologen. „Noch immer leidet die deutsche Atmosphäre viel zu sehr an der kühlen Göthe-Temperatur, haftet an unseren Gelehrten — die Theologen nicht ausgenommen — eine gute Quantität aristokratischer Vornehmheit. Statt sich des armen, nicht ohne ihre Schuld vernachlässigten Volkes mit rechter erbarmender Liebe anzunehmen, statt in den Aeußerungen der Unruhe und des Mißbehagens den Nothschrei des Volkes zu erkennen, das sich nicht mehr an dem Staub der Erde, an den Trägern des gemeinen Lebens und dem Abfall der literarischen Tafel sättigen mag, sondern Hunger und Durst nach edlerer Nahrung zu fühlen beginnt, statt darum seine wachsende Betheiligung an den allgemeinen kirchlichen Angelegenheiten, mag sie auch manchmal an Zudringlichkeit grenzen, mit Freude und Hoffnung zu begrüßen, statt das Kind des kirchlichen Lebens, — das sie ja selbst haben erzeugen helfen — mit Vaterliebe zu pflegen, mit allen seinen Schwächen und Fehlern geduldig und weise zu tragen und seine Ungebärdigkeiten und Mangelhaftigkeiten als natürliche Folge väterlicher Verwahrlosung im eigenen schuldigen Herzen zu empfinden: statt dessen verkennet man sein Fleisch und Blut, wendet sich von demselben wie von einem Fremdling ab

*) Ist der Gustav-Adolph-Verein ein landeskirchlicher oder ein evangelisch-protestantischer? Die Stimme des evangelischen Volks vertreten gegen seine Theologen, vornehmlich gegen Dr. Lücke und Dr. Ullmann von H. Eltester und H. Krause. Monatschrift für die unirte evangelische Kirche. Band III. S. 379—429.

**) Die Leistungen der Preussischen Generalsynode des Jahres 1846 in der Bekenntnißfrage, ebendas. S. 153—298.

oder wagt in unnatürlicher Scheu es nur mit Handschuhen zu berühren, oder weiß nur zu schelten und zu schlagen. Ja die Verkennung und Härte geht so weit, daß man namentlich in gewissen sich vorzüglich väterlich denkenden Kreisen auf dem besten Wege ist, das Herz des Kindes sich ganz zu entfremden. Wie spürt man von Seiten unseres neuen feuchtenartig um sich greifenden Superchristianismus in allen Regungen des Volkes das Wirken dämonischer Kräfte! Wie tobt man gegen seine „ungläubigen“, „indifferentistischen“, „antichristlichen“ Bestrebungen! Wie erhitzt man sich über seine „Pöbelkirche“ und „ochlokratischen“ Gelüste! Wie flieht man ängstlich seinen Beifall! So daß es Sprüchwort geworden ist, dem Phocion nachzusprechen: „habe ich denn etwas thörichtes geredet?“ Das freilich bei solchen, die gar nicht blöde sind, Volksaufruhr, wenn er nur gegen Strauß sich richtet, zu preisen, und in Florencourt's Rede gegen die Lichtfreunde eine „Stimme Gottes“ zu vernehmen. Also das Volk hat Recht, wenn es mit uns ist, und daß es sich nicht unterfange, gegen uns zu sein! „„Seid auch ihr verführet? Glaubt auch irgend ein Oberster oder Phariseer an ihn? sondern das Volk, das nichts vom Geseze weiß, ist verflucht.““ Ist das der Sinn dessen, der das Volk suchte, mit Zöllnern und Sündern am liebsten verkehrte, den Volksversammlungen predigte und Hosiannah annahm von den Schaaren neugieriger Jerusalemiten? Fahrt nur so fort, die ihr kletzt auf Moiss Stuhl! Verachtet, verstoßet, gebietet Schweigen dem Volk, — bald werden die Steine schreien! Bald werdet ihr eine Klust befestigt haben zwischen euch und dem Volk, tiefer und klaffender denn zuvor! Und wenn ihr nicht aufhöret euch dem Volke zu entziehen und ihm fort und fort nur ungenießbare Theologie und veraltete Kirchlichkeit zu bieten, dann wird es von euch verlassen und eurer Speise satt ohne euch selbstständig seine kirchlichen Dinge besorgen; dann ist fürwahr die Zeit nicht unmöglich, in welcher (traurig genug!) „„ohne Theologie und Theologen über Theologie und Glauben respondirt““ werden wird.“

Wendet sich Krause in dieser Angelegenheit des Gustav-Adolph-Vereins gegen ein unvollsthümlisches, die staatlichen Krücken ängstlich festhaltendes Kirchenthum, so greift er in der zweiten Abhandlung, welche einige Monate früher erschien, den Grundschaden dieses Kirchenthums an, die unevangelische Stellung zu den Bekenntnißchristen, welchen eine die christliche Freiheit tödtende Autorität von demselben beigelegt wird. Die Commission der Generalsynode hatte gute Ansätze gemacht, diese falsche Autorität zu durchbrechen. Sie wollte ein neues Bekenntniß formulirt wissen, welches sich auf das Wesentliche des Christenthums beschränken sollte.

Allein der unselige Gedanke, daß es sich eigentlich nur darum handle, dasjenige aus den Bekenntnisschriften herauszunehmen, was sie Uebereinstimmendes enthalten (der sog. Consensus), verdarb alles wieder, und gab der confessionalistischen Partei, vorzugsweise durch Stahl und Twesten vertreten, immermehr das Heft in die Hand. Diesen Proceß nun, wie die reformatorischen Gedanken der Unionisten des Consensus, vorzüglich von Nitsch und Müller vertreten, immermehr sich herabstimmen ließen und dem Confessionalismus das Feld räumten, hat Krause lichtvoll und schlagend dem gerechten Gericht unterzogen, und den Männern der Vermittlung dargelegt, wie sie durch ihre Inconsequenz das Opfer der Gegenpartei geworden seien. „Ich meine, sie hätten sich durch ihre Gegner müssen befreien lassen von ihren Inconsequenzen; sie hätten müssen einen Schritt vorwärts thun jenen in's Angesicht und ihnen zeigen, daß sie entschlossen sind, ihren Weg zu gehen. Statt dessen treten sie einige Schritte zurück und ergreifen die Nothwehr. Warum? mir scheint, weil sie das Laster der Bescheidenheit nicht überwunden haben und von der heillosen vermittelnden Friedensliebe noch Einiges übrig behalten; weil sie dem sogenannten historischen Recht der Symbole nicht ganz entronnen sind, und sich nicht ein Herz gefaßt haben, die „unirte Landeskirche“ mit landesherrlichem Kirchenregiment fahren zu lassen. Und darum konnte es geschehen und ist es geschehen, daß die Gegner sie aus dieser unhaltbaren Stellung immer weiter zurückdrängen in's alte Wesen, bis dann zuletzt nur der Schein geblieben von dem, was sie ursprünglich gewollt.“ Er zeigt, wie das neue Ordinationsformular „in Einigkeit mit den Bekenntnissen allgemeiner Christenheit und mit den Bekenntnisschriften der evangelischen Kirche, als Zeugnissen von den Grundthaten und Grundwahrheiten des Heils und Vorbildern gesunder Lehre“ eben um seiner Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit willen einen vollständigen Sieg der Gegner darstelle und die Symbolverpflichtung bei der Ordination nicht nur beim Alten geblieben, sondern sogar mißlicher geworden sei, als sie in der Formel der Agende war, wie es damit den Symbolmännern gelungen sei, die Union zurückzuführen zu einer bloßen landeskirchenregimentlichen Vereinigung von sonder-symbolisch gebundenen Lutheranern und Reformirten, die einander nicht in den Bann thun, worin die eigentlich Unirten und Evangelischen nur als eine zu überwindende regelwidrige Ausnahme schonungsweise geduldet werden und nur in der Nachsicht und Milde des Kirchenregiments ihre Berechtigung haben. „Immer ist auch bei der freiesten Auslegung eine strenge Herrschaft der Symbole ausgesprochen. Es ist von dem hohen Gedanken der Commission über Symbol und Union keine Spur mehr vorhanden.“

Mit aller Entschiedenheit spricht Krause in dieser Abhandlung die Grundsätze aus, welche in der evangelischen Kirche zur Geltung kommen müssen, wenn es besser werden soll. „Der Glaube ist eine bestimmte Stellung des Gemüths zu Christo, nemlich die Hingebung der Seele an die Person Jesu Christi zur Erlösung und Versöhnung; die Lehre aber ist die auf der Betrachtung ruhende Beschreibung des glaubenden sowohl als dessen, an den geglaubt wird, des erlöst werdenden und des erlösenden. Wenn nun nach dem Ausspruch des Erlösers der Glaube der Fels ist, auf dem er seine Kirche baut, wenn Paulus und nach ihm die evangelische Kirche den Glauben aufstellt als das einzige Mittel, vor Gott gerecht zu werden, wenn also der Glaube allein zum Christen macht und aller Schätze des Himmelreichs theilhaftig, so heißt das doch: diese Gemeinschaft der Seele mit dem erlösenden Leben Christi, welche wir Glauben nennen, ist der Grund der Kirche; Lehre aber, Kultus und Verfassung sind nur vermittelte Erscheinungen dieses Glaubens in verschiedenen Darstellungsmitteln. Und wenn man die Lehre darum für den Grund der Kirche erklären wollte, weil der Glaube ja aus der Predigt komme, so verwechselte man hiermit Grund und Voraussetzung, Ursache und Mittel, wie wenn man die Spaten, Hacken und Aelte, ohne welche ein Haus nicht gebaut werden kann, darum für den Grund des Hauses erklären wollte.“ Dieser allen Christen gemeinsame Grund ihres christlichen Einzel- und Gemeinlebens ausgesprochen ist das Bekenntniß, welches, mag es von einzelnen in mannigfaltiger Form klarer oder dunkler, kürzer oder länger, oder von der Gemeinde als eine bestimmte Formel abgelegt werden, immer den ewig gleichen Inhalt haben muß, nemlich nicht mehr und nicht weniger als die bestimmte Aussage, daß der Bekenkende an dem erlösenden Leben Christi Theil habe, und damit von der Lehre klar unterschieden ist. Denn das Bekenntniß sagt nur aus, daß der Glaube vorhanden sei, die Lehre aber beschreibt den Glauben. Es ist aber in allen Entwicklungen und Bildungen der christlichen Kirche keine Erscheinung zu finden, die in ihrer Ganzheit Maaß und Norm sein könnte, die nicht wieder zu messen und zu richten wäre an dem einigen vollkommenen Maaße, welches ist Jesus Christus. Wem daher der symbolische Inhalt Wahrheit mit Irrthum behaftet ist, wenn auch nur in geringem Grade, oder wenn auch nur möglicherweise, für den ist Verpflichtung auf die Symbole Schein oder Unsittlichkeit, namentlich wenn, wie Stahl und die evangelische Kirchenzeitung meinen, die Kirche zwar die symbolischen Bücher in ihrem ganzen Umfang als verpflichtend festhalten, aber den Einzelnen gestattet sein soll, eine freiere Stellung zum Inhalt der Verpflichtung zu

nehmen und von den symbolischen Büchern abzuweichen, freilich nur -- je nach Gutbefinden des Kirchenregiments. Verpflichtender Lehrinhalt darf nicht mehr aufgestellt werden als das Princip der christlichen Lehre. Denn auf dem einen Grund sollen mannigfaltige Lehrbildungen Platz haben; es müssen auch Irrthümer geduldet werden, so weit sie nicht grundstürzend sind. Die Mannigfaltigkeit der Richtungen macht uns nicht unfähig zur Einheit im Glauben und Bekenntniß, sondern nur zur lebensunfähigen Einförmigkeit. — Die Kirche muß in sich befaßten als berechnigte Glieder die ganze Menge der Gläubigen mit allen ihren eigenthümlichen Gestaltungen und mit allen ihren Krankheiten und Verirrungen, so lange sie nicht den Tod des Glaubens bekunden. Nach diesem Grundsatz darf die evangelische Kirche keinen Christen von sich ausschließen, ihre Thore müssen offen stehen allen Gläubigen, die herein wollen. Auch die Gläubigen, die nicht zu ihr gehören wollen, erkennt sie als ihre Glieder. Und die unierte Kirche muß in sich Raum haben für die ganze Fülle eigenthümlicher christlicher Lehren, Sitten und Kulte und Verfassungen, für allerlei Irrlehren und Unsitten und Unordnungen, die nur Krankheiten sind an glaubenden Subjecten. Will sie ihren Umfang beschränken, so bleibt sie eine schädliche Sekte, die dem Tode verfallen ist. Diese Grundsätze wollte Krause gründlich zur Geltung gebracht sehen. Und er hat sie nicht bloß als Maasstab an die Leistungen der Generalsynode von 1846 angelegt, sondern hat sie durch sein ganzes weiteres Leben festgehalten und für ihre Anerkennung gewirkt. Mit ihnen Ernst zu machen schien ihm der einzige Weg, der zur Rettung aus dem kirchlichen Elend führte. „Nur Principien können helfen, sonst nichts.“ Ein starkes gewaltiges Princip, das Princip der evangelischen, der christlichen Kirche, muß mit männlichem Selbstbewußtsein und mit besonnener Entschiedenheit hereintreten in die Welt und alles sich aneignen und gestalten, was ihm angehört und ausscheiden, was seinem Wesen widerstreitet. Halbheiten aber und Zweideutigkeiten, innerlich zwieträchliche Friedensschlüsse und politische Eintrachtsformeln können die Krankheit unserer Kirche nicht heilen, sondern nur verschlimmern.

Krause hat dem Gedanken gelebt, die evangelische Kirche müsse endlich sich so gestalten und verfassen, daß ihre Organisation ihrem Wesen entspreche, und er war überzeugt, daß für Ausführung dieses Gedankens die Zeit gekommen sei wie niemals zuvor. Uebrigens war Krause kein Idealist, der einen Kirchenbau ohne Rücksicht auf das geschichtlich gewordene erstrebte. Von Herzen war er mit seinen Freunden eins in jenem maßvollen Wesen, das nur begehrt, was durch die ganze Entwicklung gefordert ist. Auch er

hat die beherzigenswerthen Grundsätze mit ausgearbeitet, nach denen die Unionsfreunde auf ihrer Versammlung vom 20., 21., 22. November 1849 die Neuverfassung der evangelischen Kirche in Preußen vorgenommen wünschten. Da wird als oberster Grundsatz hingestellt: die evangelische Kirche in Preußen (die bisherige Landeskirche) erneut ihre Verfassung aus dem Wesen der evangelischen Kirche heraus gemäß ihren geschichtlich gegebenen Zuständen und Verhältnissen. Und wird das näher so ausgeführt: Die Umgestaltung der Kirchenverfassung darf nicht lediglich nach den geschichtlichen Verhältnissen ohne Rücksicht auf das Wesen der Kirche, noch auch lediglich nach dem Vorbilde der Kirche ohne gehörige Berücksichtigung des geschichtlichen Bestandes vorgenommen werden. Die evangelische Kirche darf durch keine Verhältnisse sich abhalten lassen, diejenigen Ordnungen herzustellen, welche in ihrem Wesen geboten sind. Aber sie muß ihre Ordnungen nicht in weiterem Umfange umgestalten und erneuen, als dies durch ihr Wesen- sowie durch vorhandene äußere Nöthigungen oder innere Bedürfnisse gefordert wird. Die neuen Ordnungen haben sich an die vorhandenen Formen, noch mehr an die vorhandenen Anschauungen nach Möglichkeit anzuschließen. Beide Gesichtspunkte müssen in der zu entwerfenden Kirchenordnung überall hervorgehoben werden. (Zeitschrift für die un. ev. Kirche, Band VIII. Nr. 49, vgl. die Vorschläge zu einer Verfassung für die evangelische Landeskirche Preußens, ebdas. Band IX. Nr. 20.) War es doch eben Krause, der im Jahre 1848 der lutherischen Partei, welche, als sie sich eben erst organisiert hatte, bereits Anstalt machte, das Ruder der Kirche zu ergreifen, als wäre es herrenlos geworden, und tumultuarisch sich beeilte, ohne jede Rücksicht auf den bisherigen Bestand der Kirche sich gut lutherisch einzurichten, mit aller Entschiedenheit entgegentrat und sie beschuldigte, vom Fieber der Revolution angesteckt zu sein. Und dieses Maßhalten und nüchterne Vorgehen ist bei Krause aus zwei Gründen doppelt hoch anzuschlagen, einmal weil seine energische Natur nicht dazu angethan war, ihn so leichtthin, wie es bei den Meisten der Fall ist, die goldene Mittelstraße finden zu lassen sodann weil seine freie Stellung, welche durch keine „Rücksichten“ eingeengt war, und seine Bekämpfung derer, welche auf das Daseiende nur allzuviel Rücksicht nehmen, ihn zum Ersteren reizen mußten.

Krause ist für die große Sache, welcher sein ganzes Herz gehörte und welcher er seine ganze Kraft weihte, auf mannigfaltige Weise thätig gewesen. „Wo die Verhältnisse so verrottet und verstockt sind, daß sie keinen Ort der freien gewissenhaften Verkündigung gewähren, da muß die Wahrheit

sich selber Bahn brechen und Ort und Raum schaffen“, — rief er denen zu, die besorgt waren, er möchte durch seinen Verzicht auf das geistliche Amt sich die Möglichkeit abschneiden, zum Wohl der Kirche zu wirken. Und er hat sich einen reichen Wirkungskreis geschaffen, in welchem sich bewährt hat, was er 1847 einem Freunde schrieb: „Das eigentlich Wirkende ist doch immer nur die von der Macht der evangelischen Wahrheit ergriffene und beherrschte Persönlichkeit, und sie wirkt überall so viel, als der Geist des Herrn in ihr lebt; was sonst noch darum und daran hängt, Amt, Orden, Titel, sind leichter Hindernisse als Fördernisse der Wirksamkeit.“ Kanzel und Lehrstuhl waren ihm versagt, weil es für ihn galt, den Geist zu bekämpfen, welcher damals Kanzel und Lehrstuhl zu vergeben hatte; aber es ward ihm, wie er scherzend sagte, eine Kanzel zu Theil, von der aus seine Stimme durch die ganze evangelische Kirche erschalle. Sein eigentlicher Lebensberuf, auf den ihn alles hinwies, war der journalistische, in welchem es ihm völlig freigegeben war, für die hohen Ziele zu wirken, die er von Seiten der durch ihre amtliche Stellung zu Führern Berufenen so wenig gefördert sah. Grade ihnen zu widerstehen, sie auf ihren eigentlichen Beruf hinzuweisen und ihnen ihre Verfehrtheiten vorzuhalten: auf dieses wenig dankbare und einladende Geschäft war er durch seinen Lebensgang wie durch seinen literarischen Posten angewiesen. Er hat seit Juli 1848, als die „Monatsschrift für die unirte evangelische Kirche“ in eine wöchentlich erscheinende Zeitung, die „Zeitschrift für die un. ev. Kirche“ überging, die Arbeit eines Redakteurs gethan unter dem Beistande von Olsteter, Jonas, Bischoff und Sydow. Seit 1. Oktober 1851 gab er im Auftrage des Unionsvereins daneben noch den „Protestant“ heraus, „ein Kirchenblatt für das evangelische Volk“, und hier hat er in einer Reihe formell wie materiell gleich ausgezeichneten Artikel die ersten Meisterproben seines publicistischen Berufes gegeben. Vor allem sind es seine „Gespräche in einem Pfarrhause“, mit denen er den „Protestant“ eröffnete, gewesen, durch welche er die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog, — eine klassische Schöpfung, welche heute noch ebenso belehrend und erweckend wirken kann, wie zur Zeit ihres ersten Erscheinens, und welche den Freunden der Kirchenverbesserung neu zugänglich zu machen mir mehr noch eine Pflicht gegen unsere Sache als gegen das Andenken des hochverdienten Mannes zu sein scheint. Als im September 1853 die liberale Partei im protestantischen Deutschland in Eisenach beschloß, ein Organ für ihre Sache zu gründen, da ward Krausen die verantwortliche Redaktion übertragen, und er hat vom 1. Januar 1854 bis zu seinem Tode mit gleichbleibender Virtuosität und

nicht erschöpfendem Eifer die Herausgabe der „Protestantischen Kirchenzeitung für das evangelische Deutschland“ besorgt, ohne irgend jemanden Gewalt anzuthun, der leitende Geist in ihr. Die beiden in engeren Kreisen wirkenden Blätter waren mit dem Beginn des größeren Unternehmens eingegangen. Daneben hat Krause gewirkt durch Theilnahme an der Zeitung des Unionsvereins und allen Arbeiten desselben, in seinen letzten Jahren an der Gründung und den Bestrebungen des Deutschen Protestantenvereins, dem sich der preußische Unionsverein einordnete, nachdem er seit seiner Entstehung im Jahr 1848 dieselben Zwecke innerhalb der preußischen Landeskirche verfolgt hatte. Auch für den Katheder fand Krause einen Ersatz in Vorträgen, welche er theils im Unionsverein, theils in den Versammlungen des Frauenvereins der Gustav-Adolph-Stiftung in Berlin hielt und in denen er eine lange Reihe von Jahren hindurch das Interesse und Verändniß der Gebildeten für die kirchlichen Angelegenheiten weckte, auch so ziemlich alle die Gegenstände behandelte, welche ihm selbst um ihrer Bedeutung für Religion und Kirche willen besonders am Herzen lagen. Eine kurze Zeit, nämlich im Jahre 1862 und 1863, hat er auch als Landtagsabgeordneter gewirkt, freilich durch längeres Kranksein gehemmt und unterbrochen. Er hat in dieser Stellung vorzüglich für die Schulangelegenheiten gearbeitet; am meisten lag ihm jedoch die Kirchenverfassungsfrage ob und er hat auch einen Antrag eingebracht, welcher dem Cultusministerium die Erledigung der so lange schwebenden Kirchenverfassungsangelegenheit auf dem Weg der Berufung einer constituirenden Landessynode als eine nicht länger aufzuschiebende nahelegen sollte, jedoch nicht mehr zur Debatte kam.

Man kann drei Zielpunkte namhaft machen, denen die ganze Wirksamkeit Krause's galt. Sie hängen untereinander, wie er recht wohl sich bewußt war, auf das Innigste zusammen, und umfassen das, was nach einem Urtheil allein der evangelischen Kirche aus ihrem tiefen Elend und ihrer Verkommenheit helfen konnte: — consequente Durchführung der Union, eine echt evangelische Kirchenverfassung und Befreiung der Kirche aus den Händen der Staatsgewalt.

Die Union lag ihm freilich nicht in der Gestalt am Herzen, wie sie von Seiten des Staatskirchenregiments fast von Anfang an betrieben wurde. Schon 1847 erklärt er: „Die jetzt bestehende Union ist zum großen Theil eine künstlich bewirkte und gemachte, auch erzwungen, nicht aber ein organisch frei gewachsenes Wesen.“ Nichts lag Krause ferner als der Gedanke, es sei ein für die Kirche heilsames Unternehmen, wenn mittelst Cabinetsordre zwei Kirchengemeinschaften und kirchliche Typen zusammengeschweißt

werden sollen. Aber er ist sich bewußt¹, daß die Union an sich im Verhältniß zu den Sonderkirchen einen wesentlichen Fortschritt der evangelischen Kirche bezeichnet und daher ihren Bestand in der Kraft der Wahrheit hat. Die Stiftung der Union 1817 hat ihm ihre Begründung darin, daß das Bewußtsein der confessionellen Unterschiede längst in den Gemeinden geschwunden war und die in der Kriegsnoth neu erwachte Frömmigkeit durchaus kein confessionelles Gepräge hatte. Das Werk der Union betrachtet er mit seinen Freunden als eine Fortsetzung der Reformation. Die Union ist ihnen keineswegs beschränkt auf die Vereinigung der lutherischen und der reformirten Kirchen, vollends nicht zu einem gemeinsamen Staatskirchenwesen. In ihren Vorschlägen zu einer Verfassung (1850) wünschen sie: daß die unirte evangelische Kirche in Preußen sich bekenne zu der Reformation des 16. Jahrhunderts als einer Erneuerung der Kirche aus ihrem Grunde und einer Reinigung derselben von Menschenfälschungen, und zu der seit 1817 zwischen Lutheranern und Reformirten vollzogenen Union, und daß sie in der Union die Wiederaufnahme des Grundgedankens der Reformation, die eine allgemeine apostolische Kirche herzustellen, erkenne. Die Kirche der Union muß daher Platz haben für eine reiche Entwicklung und mannigfaltige Unterschiede, so weit sie sich gründen auf den einen Grund, der gelegt ist, Jesus Christus, während jede Thätigkeit zu verwerfen ist, welche diesen einen Grund verleugnet oder umzuwerfen droht. Denn das Evangelium von Jesu Christo, und dieses allein — ist Anfang, Mittel und Ende, Maß und Gericht aller ihrer Ordnungen und Thätigkeiten. Da wird also in der Union das Prinzip ächter Katholicität, verbunden mit der freiesten Entwicklung, erblickt und vertheidigt. „Die unirte evangelische Kirche hat den Willen, an ihrem Theile die eine allgemeine Kirche Jesu Christi darzustellen, und berechtigt in sich die ganze Fülle und Mannigfaltigkeit eigenthümlicher Formen und Erscheinungen, welche durch die Unterschiedenheit natürlicher und geistlicher Gaben und durch deren Entwicklung auf dem einen Grunde des Evangeliums erwachsen.“ Die Union ist darnach wesentlich anticonfessionalistisch, weil die bindende Gewalt einer Bekenntnisformel die Katholicität wie die freie Entwicklung tödtet und die Sekte schafft. Aber dieser Protest gegen tödtende Bekenntnisformeln ist keine Bekenntnislosigkeit und keine Gleichgültigkeit gegen die Bekenntnispflicht. „Bei uns sollen alle bekennen, jeder seinen Glauben, jeder wie's ihm um's Herz ist, ehrlich und gewissenhaft. Und wie viel Bekenntnisse haben denn jene? Die Lutheraner haben's bis auf fünf gebracht, die Reformirten noch einige darüber. Wir

haben unzählige, so viele als es lebendige ächte Christen gibt; wir haben jeder eins oder wol noch mehr wie eines, wie ja auch Petrus mehr wie eines hatte. Wir wollen, daß die ganze christliche Kirche sei voll Bekenntnisses, und zwar voll mannigfaltiger, und zwar voller ganzer unversehrter Bekenntnisse, frisch wie sie jedem jederzeit aus dem Herzen quellen. Wir wollen, daß in der Kirche alle Bekenntnisse von dem Gelehrtesten bis zum Einfältigsten, vom Weisesten bis zum Thörichtesten, sofern nur aus ihnen der Glaube an Jesum Christum heraustönt, Recht und Geltung haben. Darum fehlt uns auch nicht die Einheit des Bekenntnisses. So wenig als denen das einige selbige Wesen des Deutschen fehlt, welchen man nicht schon den Berliner, Hamburger, Nürnberger, den Preußen oder Schwaben ausgezogen hat, so wenig als denen das Wesen des Vogels abgeht, die sich noch nicht dazu erhoben haben, ganz allgemeine Vögel abzugeben, sondern noch in der Einseitigkeit befangen sind, Störche und Finken und Grasmücken geblieben zu sein. Im Gegentheil überall, und auch im kirchlichen Leben, wird die Einheit stärker sein, wo die natürlichen und geschichtlichen Eigenthümlichkeiten sich frisch und wahr ausprägen, als die Einheit einer Formel. In den mannigfaltigsten christlichen Bekenntnissen wird der einige selbige Glaube sein. Dieser muß natürlich darin sein. Den einigen Glauben muß die Kirche natürlich und kann sie und wird sie heraus hören aus dem Bekenntniß. Drin enthalten sein muß das einige Glaubensbekenntniß in jedem kirchlichen Einzel- oder Gesamtbekenntniß; aber als ausgezogener formulirter Bekenntnißextrakt hat es keinen kirchlichen Werth. Wir legen darum nicht ein Bekenntniß der Kirche zum Grunde, weil wir das Bekenntniß nicht für den Grund der Kirche halten. Nicht das Bekenntniß ist der Grund der Kirche, sondern der Glaube ist's, welcher sich im christlichen Leben, im Thatbekenntniß viel sicherer offenbart, als im Bekenntniß des Wortes. Diese Union, für welche Krause kämpfte, wurde freilich vielfach nicht verstanden; ein beschränkter und materialisirender Empirismus konnte sich in die hohe Idee nicht finden, und man wollte finden, daß hier der Inhalt des Christenthums verflüchtigt werde, während nur dem frischen Lebenstrieb kein Zwang angelegt werden sollte. Was wußte man dieser „negativen“ und „absorptiven“ Union entgegenzustellen? Einerseits die sog. Consensusunion, andrerseits den „unionfreundlichen“ Confessionalismus. Die Vermittlungstheologie hatte den richtigen Mittelweg ausfindig gemacht, der zwischen Scylla und Charybdis sicher hindurchführen mußte. Das, worin die bei-

berseitigen Bekenntnißschriften eins sind, soll das gemeinsame Bekenntniß sein; das Gemeinsame soll das Wesentliche sein, das Unterscheidende als unwesentlich zurückgestellt werden. Dieser matte Auszug aus den kirchlichen Bekenntnißschriften, der überdies nur in der Theorie existirt, den aber Niemand wirklich hergestellt hat, soll die Versöhnung der Gegensätze und das Heilmittel für die Risse des kirchlichen Lebens sein! Kein Wunder, daß Krause diese armseligen Unionsgedanken für eine grobe Täuschung, die nur Theologen möglich sei, ansah und im Consensus nur einen verwaschenen Confessionalismus erblickte. Er hat richtig gesehen, und die Art, wie die Consensustheologen den Confessionalisten gebrängt und überlistet immer das Feld räumen und froh sein mußten, die Geduldeten zu sein, ist ein hinlänglicher Beweis, daß Krause den Vertretern der Halbheit nicht Unrecht gethan hat. Sein ganzer Zorn aber galt dem Confessionalismus, der es praktischer fand, in der unirten Landeskirche zu bleiben und mit vollbewußtem Haß gegen die Union dieselbe zu untergraben unter dem Vorwand, sie auf das richtige Maaß zurückführen zu wollen. Der Verlogenheit und dem jesuitischen Wesen, welche von dieser Seite her die Union bedrohten und die Kirche hierarchisch mißhandelten, hat Krause mit der ganzen Schärfe seiner Polemik begegnet. Und mit klarem Blick hat er auch von Anfang an es gesehen, wie sowohl im Kirchenregiment als auf den Kirchentagen die confessionalistische Partei ihre Absichten unter Benutzung der Unionsmänner durchsetze.

Die evangelische Kirche schien Krausen vor allem daran zu leiden, daß ihr eine aus ihr selbst erzeugte und ihrem Wesen entsprechende Verfassung abgehe. Er konnte nicht begreifen, wie man bei einer Gemeinschaft wie die Kirche die Organisation für ein Ding von untergeordneter Bedeutung halten könne. Alle Lebensäußerungen erschienen ihm durch die gesellschaftliche Einrichtung bedingt. Er sah das Grundübel in dieser Beziehung darin, daß die christliche Gemeinde ihren eigenen Angelegenheiten fremd gegenüberstand und sie ohne eigenes Zutun von Vormündern besorgt sah. Dies machte in seinen Augen die evangelische Kirche zur Beute von Bestrebungen, welche in der Gemeinde keinen Boden haben und welche daher als unberechtigt so bald offenbar werden mußten, als es der Gemeinde selbst gegeben wäre, zu reden und zu entscheiden. „Besäße unsre evangelische Kirche eine Organisation, in welcher sich der in ihr herrschende Geist darzustellen vermöchte: so würde vieles, was sich gegenwärtig als wichtig gebärden kann, in seiner ganzen Richtigkeit erscheinen; so würde es sich zeigen, daß die beklagenswerthen Parteiungen überwiegend künft-

Erzeugnisse sind, die im Volk selbst keine Wurzel haben und die nur den Schein großer Verbreitung annehmen konnten, weil den Evangelien in den östlichen Provinzen jedes Organ fehlte, ihre kirchliche Stellung und Anschauung kund werden zu lassen. Befäßen unsre evangelischen Gemeinden Organe, durch welche sie ihre Herzens-Meinung auszusprechen vermöchten: so würden sie unwiderleglich beweisen, daß dem evangelischen Glauben im Großen und Ganzen die hierarchischen, confessionellen und rückwärtsschreitenden Bestrebungen völlig fremd sind; beweisen, daß es nicht Aberglaube, sondern in Gottesfurcht freisinnige, wissenschaftlich gebildete Männer für seine Erbauung und die religiöse Erziehung seiner Kinder sind; vor allem beweisen, daß das gottgesegnete Werk der Union aus dem Herzen des Volks geboren ist und noch heute in ungeschwächter Kraft im Herzen des evangelischen Volkes lebt.“

Zu derselben Zeit, als Krause in die Öffentlichkeit trat, wurde das Verlangen einer Kirchenverfassung, wenigstens einer Ergänzung des Consistorialregiments durch synodale und presbyteriale Einrichtungen ziemlich allgemein gefühlt und bereits von dem Cultusministerium den Versammlungen der Geistlichen (sog. Synoden) zur näheren Erwägung Auftrag gegeben. Es kam übrigens zu keinem Entschlusse. Im Jahre 1848 wurde dem Ministerium Schwerin beauftragt, die Einleitung zur Einberufung einer Generalsynode zu treffen. Mit dem bald erfolgenden Rücktritt Schwerins war dieser Anlauf dahin; und es begann jene unerquickliche Methode, den Schein zu wahren, als gäbe man der Kirche Freiheit, sich zu organisiren, während man nichts gab, und auf eine Weise von unten auf zu wirken, welche das Staatskirchenregiment in seinen reactionären Tendenzen immer befestigen und den letzteren das Siegel des Gemeindewillens aufdrücken sollte. Da gab es des Kampfes genug. Es galt zu zeigen, wie leicht die Kirche um ihre Selbstständigkeit betrogen wurde, indem man dem Oberkirchenrath einsetzte und für unabhängig vom Staatsministerium Cultus erklärte, wie die Geistlichen zu rechtlosen Dienern einer unverantwortlichen Behörde herabsanken und der disciplinarischen Willkür völlig preisgegeben wurden, wie die octroyirte Gemeindeordnung vom 30. Juni 1840, welche der Grundstein für den Aufbau sein sollte, den Gemeinden nur wie keine Rechte einräumte und in ihren ersten Paragraphen bereits über alle Prinzipien der evangelischen Kirche zu entscheiden suchte, ja ihre Durchführung, wäre sie nicht auf den Widerstand der Gemeinden gestoßen, diese hätte in die vollendete Unselbstständigkeit, unter das Joch der confessionalistischen Hierarchie bringen müssen, endlich wie durch die

Stellung, die den Bekenntnisschriften zugewiesen wurde, in dieser Gemeindeordnung ein völlig anderer Rechtsboden geschaffen wurde, als der bisher in der unirten Kirche gegolten. Mit schneidender Schärfe stellte sich Krause diesen verfehlten und trügerischen Versuchen, die Kirche oberflächlich zu organisiren, entgegen und forderte für die Gemeinde keine Scheinrechte, sondern wirkliche, für die Kirche nicht die Freiheit absolutistisch von einer unverantwortlichen Behörde beherrscht zu werden, sondern die ihr gebührende Selbstbestimmung durch Organe, welche sie selbst aus sich erzeugt hätte. Besonders stark ließ Krause seine mächtige Kritik die theologische Fakultät der Universität Berlin fühlen, welche vom Ministerium beauftragt mit einem Gutachten in betreff der Kirchenverfassung im Schrecken über die hochgehenden politischen Wogen die Grundlinien zeichnete zu dem reactionären Verhalten des Kirchenregiments durch zwei Jahrzehnte hindurch. Das Gutachten, ausgestellt von Hengstenberg, Neander, Twisten, Nitzsch und Strauß, ist datirt vom 20. März 1849. Es mag nütze sein, um des Blickes willen, sowohl in die Vergangenheit, als in die Art des Kampfes den Krause auf sich nahm, Einiges aus seiner Kritik dieses verhängnißvollen Gutachtens zu vernehmen.

„Die evangelische Abtheilung des Ministeriums soll nach dem Gutachten der freisinnigen Fakultätshälfte fortan im Verein mit den Consistorien die Kirche regieren, das landesherrliche Kirchenregiment soll aufhören und die „Staatsbehörden“ sollen sich bei Besetzung des Kirchenregiments ferner nicht mehr betheiligen. Welch ein Umschwung! Statt des Landesherrn, der früher durch seine Behörden die Kirche regierte, regieren jetzt die von dem Landesherrn eingesetzten Behörden die Kirche. Statt des Landesherrn, der früher die Stellen im Kirchenregiment besetzte, ergänzen die vom Landesherrn eingesetzten Kirchenherren sich selber (denn auf dem „demokratischen“ Urwahlenwege soll die Ergänzung doch wohl nicht zu Stande kommen?) Ja statt der bisherigen Bezeichnung soll die kirchliche Behörde sogar einen „kirchlichen Namen“ erhalten. O wie wird doch auf einmal alles so kirchlich. Wie wird von dem neuen kirchlichen Haupte alsbald ein neuer kirchlicher Geist in alle Glieder strömen. Und wie wird so einfach und so gründlich der evangelischen Kirche zu ihrer Selbstständigkeit verholfen. Wie wird sie jubeln, die evangelische Kirche, wenn sie nicht mehr von einem Ministerium noch von einer Ministerial-Abtheilung, sondern von einem „kirchlichen Oberconsistorium“ geleitet werden darf.“ Die freisinnige Seite will auch reformiren an den Gliedern; es sollen „Kirchenvorstände“ (der Name Presbyterien dürfte zu vermeiden sein!) errichtet

den, die sich aber nicht einfallen lassen sollen, in kirchlichen Dingen reden oder gar mitstimmen zu wollen und sich etwa für mehr denn ersame Diener und Helfer der gottverordneten Geistlichen anzusehen. Die Sätze unterschreibt eine ganze theologische Fakultät, die von ihrer Art her eine unnirte ist, weil die lutherische Dogmatik des Scholastikers keinen Platz für den heiligen Geist in der Gemeinde hat, als durch die Hände des geistlichen Amtes, und dafür hält, daß für die Kirche am bestesorgt sei, wenn sie am leichtesten sich von oben herab regieren läßt. Da die Gemeinden werden ausnehmend dankbar dafür sein, daß man aus göttlichen Machtfülle des Amtes von dem reichen Tische der Geistlichen herab einige Brocken in ihren Schooß fallen läßt und ihnen erlaubt, unter der Aufsicht und nach der Vorschrift der Geistlichen Arme und Kranke zu pflegen, ja selbst in einzelnen würdigen Vertretern die Weisheit der Kreissynode mit anhören zu dürfen, — falls nämlich nach den Umständen die Geistlichen dies alles „heilsam“ finden sollten. — Bei den Ausfahrungen, welche die Fakultät aufstellt, ist die Consequenz und Klarheit auf Seiten Hengstenbergs und Straußens. Wer die Gefahr gründlich bedenken will, der lasse alles Neuern in der Gemeinde und behalte vor allen Dingen das landesherrliche Kirchenregiment. Der Landesherr mit den Räten auf der einen und den Pfändern auf der andern Seite bildet in gefährlicher Zeit eine viel „schützendere Macht“ für die „niedereren und tieferen Güter der Kirche“ als die vorgeschlagenen „Kirchenvorstände.“ Warum denn auch ändern? Die Kirche hat ja nicht nöthig, „erst aus sich eine Verfassung zu erzeugen“, sie „besitzt ja bereits eine solche und hat einen lebendigen Organismus.“ Wir sind ja so lange fertig geworden und ist alles so schön und friedlich zugegangen. Die evangelische Kirche wird ohne Zweifel in Demuth den Spruch vernehmen: wenn ihr von den Fakultäten und Consistorien herab verkündigt wird — Du hast eine ganz gute Verfassung, es ist Dir viel besser, wenn daran nicht geändert wird, bei Deinem herrschenden Unglauben bedarfst Du einer starken Regierung. Wenn Du einmal wirst „einmüthig zum Glauben zurückgekehrt sein“, dann wollen wir weiter überlegen, ob dir eine Betheiligung an deinen Angelegenheiten „heilsam“ sein werde. — Bei solcher Anschauung ist es nicht zu verwundern, daß sie eine Landessynode nicht wollen. Ist ja gar nicht abzusehen, „warum und wozu eine solche berufen werden müßte. Ja sie würde vielmehr großen Schaden anrichten. Die bisherigen Kirchenbehörden würden ihre „Autorität“ einbüßen. Wahrhaftig ist wahr. Nur glaube ich, fürchten das diejenigen nicht, die eine

Generalsynode wollen, sondern beabsichtigen es, und ist das ihnen gerade ein triftiger Grund für die Berufung einer Synode. Manchen Consistorialrathen freilich, die so lange consistorial weiter zu regieren gedenken, „bis dereinst der Geist des Glaubens im Bunde mit einer von ihm befeelten, in dem Worte Gottes wurzelnden und nur von ihm abhängigen Wissenschaft wieder das Ganze durchbringen und das Getrennte einer werde, mag das nicht erwünscht sein. — Steht es aber wirklich so übel in der evangelischen Kirche, wie die Fakultät dafür hält, dann ist die Generalsynode heilsam, damit der Schaden offenbar werde. Und nur wer den Riß verkleistern will und den Schein des Besitzes aufrecht halten, muß sie vermieden wünschen. Das aber eben ist so betäubend, daß jene Männer solche Ansicht von unsrer Weltlage haben und so gar kein Verständniß für die Bewegung der Zeit beweisen. Eine theologische Fakultät von solchen Männern sollte wohl im Stande sein, in der Zeit etwas mehr als bloße Verneinung und Zerstörung wahrzunehmen, nämlich das Hervorbrechen lange unterdrückter, positiver, großer Gedanken, an welche die verneinenden Geister flug sich anschließen; die sollten wohl billig die demokratischen Bestrebungen nicht für pures Teufelswerk halten, sondern trotz scheußlicher Entartungen als Kern der sich geltend machenden Macht der Persönlichkeit erkennen, die sollte wohl wissen, daß die herrschende Unkirchlichkeit nicht lediglich Unfrömmigkeit ist, sondern vielfach nur die Frucht mißhandelter und vernachlässigter Frömmigkeit in das Gebiet der Innerlichkeit, was zum großen Theil der elenden Verfassung oder Verfassungslosigkeit auf die Rechnung zu setzen. Ich überschätze wahrlich nicht den Umfang der Kirchlichkeit und des vorhandenen Glaubens. Aber es sind dieselben eben nur gewaltsam zurückgedrängt; es fehlt in der Mehrzahl des Volks trotz aller Mißhandlung und Vernachlässigung immer noch nicht ein tiefer sittlich-religiöser Ernst, der nur der Belebung bedarf, um bald zu positivem Glauben zu erwachen, den man durch alle „innere Mission“ nicht ins Leben bringen wird, wenn man nicht die Christen und Christengemeinden als thätige Glieder in einen wirklich lebendigen Organismus einfügt.

Diese ausgezogenen Stellen vergegenwärtigen die ganze Entschiedenheit, mit welcher Krause den die gesunde Gestaltung der Kirche hemmenden Mächten entgegentrat, und seine ganze Art, für die Sache der Kirche zu kämpfen. Er hat besonders jene Phrase gegeißelt, die von oben her als Parole ausgegeben wurde und in Wahrheit nichts weiter war, als ein Mittel, jede Concession an die Gemeinde zu einem wirkungslosen Drama

ment des bisher Bestehenden herabzudrücken: daß der Verfassungsbau, „von unten auf“ geschehen müsse und von den Gemeindefkirchenrärthen erst allmählich durch die Kreissynoden und Provinzialsynoden hindurch zur Landessynode vorgeschritten werden könne. Das, sagte er, habe nur Sinn, wenn man entschlossen sei, die bisherige Regierungsweise vom grünen Tisch her zu behalten und es zu einer Selbstbestimmung der Kirche gar nicht kommen zu lassen, vielmehr nur zu einem Schein, mit welchem man hoffe, die unruhigen, unzufriedenen Geister zufrieden zu stellen. Solle eine wirkliche Verfassung im Geist der Selbstständigkeit der Kirche Platz finden, so dürfen nicht Stücke vorausgehen, die für sich selber gar nicht lebensfähig seien, sondern nur als Glieder in einem Organismus, so müsse die neue Organisation auf einmal eintreten als ein Ganzes, so dürfe namentlich nicht, „was werden solle, einfach octroyirt werden, sondern es müsse Erzeugniß der Kirche durch freigewählte Vertreter sein. Und leider ist dieser Mahnruf der gesunden Vernunft und wahren Liebe zur evangelischen Kirche an ihre Beherrscher bis heute noch nicht überflüssig geworden.

Das vornehme, nach dem Wunsch der Gemeinde nichts fragende Octroyiren von oben herab haßte Krause als einen Frevel an der heiligen Sache und er hat sein Wächteramt treu verwaltet. Möchte das Aufzwingen von souverainen Pastoren oder von polizeimäßig dictirenden Consistorien ausgehen, er war immer auf dem Platz, in der störendsten Weise seine Stimme für das christliche Recht zu erheben. Und mit jedem Jahre mehr wurde er für die preussische Landeskirche der Anwalt verletzter Gemeinderechte, der die klerikalen Mißhandlungen schonungslos an's Tageslicht zog und auch die Unbequemlichkeit gerichtlicher Verfolgung nicht scheute, die ja nicht ganz ausbleibt, so man Behörden die Wahrheit sagt, da man derzeit noch voraussetzt, daß die Behörden immer im Rechte sind, eine verurtheilende Kritik also immer eine Beleidigung, welche die amtliche Autorität antastet.

Eine gesunde Organisation der Kirche hielt Krause nur für möglich, wenn sie aufhöre, Staatskirche zu sein; so lange sie das bleibe, sei sie auch unter der Vormundschaft der Staatsgewalt und die die Kirche regierenden Organe eben staatliche und keine kirchlichen Organe. „Die Selbstständigkeit der Kirche dem Staate gegenüber besteht wesentlich darin, daß sie Freiheit haben muß, ganz nach ihrer Ueberzeugung sich zu gestalten und zu bewegen, grade so wie dies jedem einzelnen Körper und jeder sogenannten moralischen Person im Staate gebührt. — Die Kirche muß fordern, daß der Staat sich nicht in ihre Angelegenheiten einmische weder

durch Befehle noch durch Wünsche und Vorschläge. Dazu gehört nothwendig, daß die Kirche auch die Mittel für ihre Bedürfnisse selbstständig beschaffe und verwalte. Der Staat hat keinen Beruf, der Kirche die nöthigen Mittel zu überweisen oder gar die Vertheilung derselben zu übernehmen. Aus den Steuern, welche der Staat bezieht, dürfen nur allgemeine Staatsbedürfnisse bezahlt werden. — Die Selbstständigkeit der Kirche wird ferner verletzt durch jederlei Gunst oder Ungunst, welche ihr der Staat bezeugt. Ungunst ist ein Angriff auf ihre Selbstständigkeit, der versucht, ihre Kraft und Ausbreitung zu hindern, meistens aber sie fördert. Gunst ist gewöhnlich der Versuch sie zu fördern, lähmt und hindert sie aber jedesmal. Jeder bürgerliche Vortheil, jedes bürgerliche Recht, das man an ihr Bürgerrecht, an ihren Segen knüpft, drängt ihr unrechtmäßige Mitglieder auf und öffnet ihren Feinden ihre Thore. — Die Kirche darf es nicht leiden, daß der Staat irgend welches seiner Rechte von irgend welcher kirchlichen Handlung abhängig mache. Umgekehrt darf die Kirche sich nicht Staatspflichten und Staatsdienste auflegen lassen. Als kirchliche Pflichten darf sie etwaige Dienste nimmer ansehen.

So hat denn Krause das landesherrliche Kirchenregiment für ein Urding angesehen, für „eine von den vielen Mißgeburten deutscher Confusion, der so wohl ist, wenn sie alles durcheinander mengen kann.“ Er sieht für dasselbe gar keinen Grund als die Anmaßung der Fürsten, um des ihnen anvertrauten Kirchenschutzes willen auch der Gestaltung und Regierung der Kirche sich gütigst anzunehmen. Es ist ihm nicht mehr Vernunft darin, als wenn man Wrangel darum, weil er Berlin commandirt, zum Professor der Philosophie machen wollte. Die Kirche hat sich desselben als einer sie aussaugenden Schmarogerpflanze gründlich zu entledigen. Und wenn die Kirche so verblendet oder so feige oder so weltlich gesinnt sein sollte, dies nicht zu thun, so darf der Staat, der zum Schutz gegen willkürliche Herrschaft seinen Regenten constitutionell beschränkt, unmöglich denselben in einer mehr als die Hälfte der Staatseinwohner befassenden Corporation eine unbedingte Herrschaft, welche jene Schranken ganz in einen Schein zu verwandeln geeignet ist, gestatten.

Im Jahre 1848 waren freilich kurze Zeit selbst die der Bewegung ganz abgeneigten Geister, wie Stahl, überzeugt, daß „das landesherrliche Kirchenregiment und seine staatlichen Behörden für die selbstständig erklärte Kirche dem verfassungsmäßigen Staate gegenüber die Repräsentation nicht ausüben könne;“ die Unverletzlichkeit der Krone fordere es, daß sie allen Verwickelungen und Parteistellungen enthoben werde, und das könne nicht

geschehen, ohne eine Aenderung des bisherigen staatskirchlichen Kirchenregiments. Freilich der Confessionalismus konnte seinen alten Bund mit der Staatsgewalt, welche seine Blöße decken und seiner innern Unmacht mit nicht sehr geistlichen Mitteln aufhelfen sollte, nicht ohne weiteres aufgeben und die politische Reaktion kam diesem Begehren mit offenen Armen entgegen. Man wußte das so eben als unmöglich Erkannte wieder möglich zu machen und das der veränderten politischen Lage offenbar Widersprechende nun zu rechtfertigen. Nicht als Landesherr, sondern als „vorzüglichstes Glied“ der Kirche sollte der Fürst seine Kirchenherrschaft fortsetzen und zwar sollte er es thun nicht mehr durch seine staatlichen Beamten, sondern durch kirchliche Beamte, welche unmittelbar von ihm und von ihm allein abhängen, mit ihm unmittelbar verkehren und nur ihm verantwortlich sind. Und bald faßte man den Muth zu behaupten, daß der Artikel der Staatsverfassung, welcher die Selbstständigkeit der Kirche verbürgt, durch die Schöpfung des Oberkirchenraths als einer nicht mehr staatlichen, sondern rein kirchlichen Behörde bereits vollzogen sei, bis endlich das Ministerium von Bethmann-Hollweg sich von dieser aller Wahrhaftigkeit Hohn sprechenden Behauptung los sagte. Man wollte das Staatskirchentum nicht lassen: darum behauptete man, es bestehe nicht mehr; man wollte der Kirche keine Verfassung gönnen, in welcher sie ihre vom Staat garantirte Selbstständigkeit antreten könnte: darum machte man die Erfindung, daß die Kirche bereits selbstständig sei und eigentlich auch schon die dieser Stellung entsprechende Verfassung habe. Gegen diese Sophismen, welchen der Thatbestand überall widersprach, hat Krause seine schärfsten Pfeile gerichtet und mit sittlicher Entrüstung klar gelegt, wie bodenlos und frech diese Behauptungen seien, wie im Grunde nur der Name verändert und das Staatskirchenregiment geblieben sei, wie die Kirche noch weit mehr als früher der Willkür eines unverantwortlichen Regiments überantwortet sei, und wie der Oberkirchenrath, der dazu eingesetzt worden um die Kirche in eine Verfassung überzuleiten, in welcher sie ihre Selbstständigkeit antreten könnte, für diesen Zweck nichts, ihm entgegen aber sehr vieles gethan. „Dieses mit der Vollziehung der kirchlichen Selbstständigkeit beauftragte Kirchenregiment hat zur Vollziehung derselben nichts gethan. Denn die Gemeindeordnung vom 30. Juni 1850, welche den Anschein darbot, als ob sie der Anfang einer kirchlichen Organisation sein solle, war so angethan, daß sie Ablehnung erfahren mußte, weil sie den Gemeinden einerseits in Bezug auf die Wahl ihrer Vertreter so gut wie gar keine Rechte einräumte und andererseits in ihrem ersten Paragraphen mit einer Kühnheit über alle Principien der evangelischen Kirche

zu entscheiden versuchte, von der man vorauswissen konnte, daß die Gemeinden derselben widerstreben würden. Und seitdem dieser Versuch gescheitert, ist kein Schritt geschehen, der nur im Entferntesten an die Vollziehung der Selbstständigkeit erinnern könnte. Dieses vom Landesherrn selbst nur als provisorisch eingesezte Kirchenregiment hat, indem es im Sinn des Ministers v. Raumer lediglich sich die Selbstständigkeit beilegte, in allen Angelegenheiten unserer evangelischen Landeskirche diese Selbstständigkeit in einer Weise geübt, wie kaum jemals ein absolutestes Kirchenregiment. Dieses nur provisorische Kirchenregiment hat in der kurzen Zeit seines Daseins fast über alle streitigen Principienfragen der evangelischen Kirche zu entscheiden gewagt, und hat in Ordnungen und Einrichtungen, in Cultusformen und Cultusmitteln, in Lehrpersonal und Lehrbüchern den vorgesunden Rechtsbestand so gründlich alterirt, wie das in einem Zeitraum von solcher Kürze anderweitig wohl kaum erlebt worden ist.“ Solche Anklage hatte Krause mit seinen Freunden im Jahre 1859 in einer „Petition betr. die Selbstständigkeit der preussischen evangelischen Landeskirche an Se. Königliche Hoheit den Prinz-Regenten“ zu erheben, und er mußte sie fortsetzen bis zu seinem Tode. Welche furchtbare Schuld haben doch mit leeren Versprechungen und mit Bestrebungen, welche unter dem Titel einer allmählichen Anbahnung der naturgemäßen Organisation und Befreiung der Kirche die bedenklichsten Hindernisse bereiteten und in vielen den Glauben an eine Zukunft der Kirche bis auf den Grund erschütterten, die Kirchenregimente seit 1848 im evangelischen Deutschland zum großen Theil auf sich geladen, sie die sich herausnehmen die Vorkämpfer einer gesunden kirchlichen Entwicklung als Zerstörer der Kirche und vom Grund der Kirche Gewichene vor ihr Inquisitionsgericht zu ziehen!

Was übrigens Krause vom Staat für die evangelische Kirche forderte, das forderte er für jede religiöse Genossenschaft. Er hielt für nothwendig „allgemeine Freiheit der religiösen Ueberzeugung und religiösen Vergesellschaftung, unbedingte Freiheit jeder religiösen Gesellschaft sich selbst zu gestalten und zu regieren sich selbst zu erhalten und zu verwalten, kräftigen Rechtsschutz dieser Freiheit, so weit diese Freiheit Einzel- und Gesamtrechte unangefochten läßt.“ Die Selbstständigkeit der Kirche wird gefährdet, wenn die Religionsfreiheit nicht eine allgemeine ist. Denn wenn irgend welche religiöse Bildungen und Verbindungen nicht gestattet werden, so entsteht für die andern der Zwang, fremdartige oder feindliche Elemente als Glieder in sich aufzunehmen. Ja da natürlich jede Religionsgesellschaft volle Freiheit haben muß nach ihren Grundsätzen aufzunehmen oder auszuschließen

und jeder einzelne wieder volle Freiheit nach seiner Ueberzeugung jede Religionsgemeinschaft zu verlassen: so ist mit dieser Religionsfreiheit zugleich nothwendig verbunden die Freiheit, auch außer aller religiösen Verbindung, ja ohne alle Religion leben zu dürfen. Sonst wären die religiösen Gesellschaften gezwungen, die ihnen in ihren Ueberzeugungen und Bedürfnissen Widerstrebenden in sich zu behalten, und die Irreligiösen gezwungen Religion zu erheucheln. Also ganz allgemeine Freiheit der religiösen Ueberzeugung und religiösen Vereinigung oder Vereinzelnung und Trennung. — Fragt man, welche Religionen der Staat nicht gestatten dürfe, so ist die Antwort: nur diejenigen Handlungen und Ordnungen nicht, welche seine Gesamtordnung oder die Einzelrechte seiner Bürger angreifen; nur diejenigen Genossenschaften nicht, welche als ihre religiösen Grundsätze solche verkündigen, die das Recht oder Eigenthum oder Leben seiner Bürger verletzen. Nur solchen kann er nicht die Staatsrechte ertheilen, welche nicht vermögen die Staatspflichten zu erfüllen: nur solchen muß er ein gewisses Maaß von Staatsrechten vorenthalten, welche nur ein gewisses Maaß von Pflichten übernehmen, wie z. B. Quäkern und Mennoniten in ihrer Verweigerung des Eides und Kriegsdienstes, wenn sie nicht anderweitigen genügenden Ersatz gewähren.“

In der Gewährung der vollsten Religionsfreiheit sah Krause auch das einzig durchgreifende Mittel, um den Ultramontanismus für den Staat und die bürgerliche Gesellschaft möglichst unschädlich zu machen; nur freilich war er nicht der Ansicht, daß es gut sei nach diesem Grundsatz bloß die römische Kirche zu behandeln, ja ihr über Gebühr Concessionen zu machen, dagegen die evangelische Kirche in ihrer unwürdigen Knechtschaft weiter schwächen zu lassen, sondern wenn einmal die Freiheit gegeben werde, so müsse sie allen gleichmäßig, auch den sog. Sekten, zu Gute kommen. Der Staat müsse allerdings mit aller Bestimmtheit das in Anspruch nehmen, worauf er zu seiner Selbsterhaltung ein Recht habe, dabei aber auf alles verzichten, was in sein Gebiet nicht gehöre: das Element der Freiheit bei so genau bemessenen, ernstesten Forderungen des Staats könne der Romanismus am wenigsten ertragen. —

Was Krause der protestantischen Kirche, der Kirche der Zukunft gewiesen, davon habe ich hier ein nur unvollständiges Bild vorgeführt. Doch wird es genügen um erkennen zu lassen, wie viel die Freunde einer durchgreifenden Erneuerung unsrer kirchlichen Zustände bei seinem allzufrühen Hingang verloren haben, und wie bedeutsam der Posten gewesen ist, den Krause zwei Jahrzehnte hindurch in einer trüben Zeit kirchlicher Verwirrung

einnahm, wie standhaft er die Fahne des Rechts, der Ordnung, der Freiheit und einer gesunden Entwicklung hochgehalten hat, sich als ein kantiger Felsblock den Verirrungen, mochten sie von oben oder von unten stammen, in den Weg legend. Es ist so häufig der Fall, daß das Wirken eines Mannes von der Ferne angesehen einen weit günstigeren Eindruck macht, als wenn man es in der Nähe besteht. Dies trifft bei Krause nicht zu. Er ist so durch und durch wahr und in all seinem Thun derselbe gewesen und hat es so garnicht auf den Schein nach außen abgesehen, daß wer ihn näher kannte, durchaus denselben Eindruck hoher sittlicher Energie und Reinheit empfing, welchen alles macht, was er in die Oeffentlichkeit gegeben. Ja, je vertrauter man mit ihm wurde, um so mehr wurde man gefesselt von dem diamantenen Wesen dieses Charakters. Sein Werk liegt nun vollendet da, dessen Früchte erst in der Zukunft reifen sollen; denn er hat gesäet auf Hoffnung und gekämpft in trüber Zeit in zäher Geduld. Die Früchte können nicht ausbleiben. Aber wie es auch mit ihnen bestellt sein möge, so viel ist gewiß, daß kein Flecken sein Wirken verunstaltet, daß er rein, wie selten ein Mann, und ohne Makel seinen Kampfesgenossen vorleuchtet. Was H. Krause war, das war er von ganzer Seele: ein ganzer Mann, ein ganzer Christ, ein ganzer Protestant. Darum wollen wir dankbar und mit Verehrung sein Andenken bewahren und fortpflanzen, damit es zünde und Nachfolger werbe.

Zur Erinnerung an Dr. Heinrich Eltester.

Von A. Hänjel, Pred. zu Tammendorf.

Dem deutschen Protestantenverein sind in den letzten Jahren mehrere seiner hervorragenden und ehrwürdigsten Mitglieder durch den Tod entrissen worden: im Süden N. Rothe und R. Bittel, im Norden H. Krause und H. Eltester. Nur Einer dieser theueren Todten hat bis jetzt in diesem Jahrbuche ein Denkmal erhalten — N. Rothe, „der Heilige des Protestanten-Vereins“; dem Gedächtniß eines Anderen derselben, des für alle, die ihn gekannt haben, unvergeßlichen Eltester mögen die nachfolgenden Worte gewidmet sein.

Heinrich Eltester, „ein Sohn reformirter Eltern, die beiderseitig aus uralten reformirten Familien stammten, deren Ahnen sich vor dem Schwerdt und dem Scheiterhaufen unter den Scepter der Hohenzollern geflüchtet reformirter Eltern, die es mit Bewußtsein waren und ihn in diesem Bewußtsein erzogen hatten“,*) geboren zu Berlin am 19. März 1812, gestorben zu Potsdam am 8. Januar 1869, ist als ächter Schüler Schleiermachers ein Vierteljahrhundert hindurch bis an sein Ende einer der treuesten und eifrigsten, begabtesten und tüchtigsten Vorkämpfer für kirchliche Einheit und Freiheit, für die Union sowohl als für die Selbständigkeit der evangelischen Kirche gewesen. Nicht daß er sich dazu aufgeworfen hätte: die Arbeit an seiner Gemeinde hat ihn unwillkürlich dazu gemacht.

Nachdem er in den Jahren 1829 bis 1832 in Berlin den theologischen Studien, vornehmlich unter Schleiermacher und Neander obgelegen, darauf beide Prüfungen mit dem Prädikat „vorzüglich“ (Nr. I.) bestanden, sodann eine Zeit lang als Civil-Gouverneur am Kadettenkorps zu Potsdam fungirt hatte: wurde er im Jahre 1838 zum reformirten und im Jahre 1850 zum lutherischen Prediger an der Heiligengeistkirche daselbst berufen. Letzteres Amt hat er bekleidet, bis er einige Jahre vor seinem Tode durch andauernde Kränklichkeit genöthigt wurde sich von der Kanzel gänzlich zurückzuziehen und zuletzt als alle Hoffnung auf Genesung völlig geschwunden

*) Seine eigenen Worte, gesprochen auf der „Nonbijou-Konferenz“ zu Berlin. (Protest. Kirchenzeitung 1857. Nr. 18. S. 412 u. 413).

war, ein halbes Jahr vor seinem Abscheiden seine Emeritirung nachzusuchen. Noch wenige Wochen vor demselben äußerte er, wie schmerzlich es für ihn sei „so zum alten Eisen geworfen zu sein“, und früher schon hatte er einmal gesagt: wenn er nicht mehr predigen könne, sei er überhaupt nichts mehr nütze, und doch hat er Jahre lang bis an sein Ende sich alles Predigens enthalten müssen und auch in dieser Zeit sich für die Kirche nützlich zu machen gesucht und gewußt.

Wie schwer ihm jene Entsagung geworden sein muß, wird jeder begreifen der ihn als Prediger gekannt hat. Brauchte man doch ihn nur predigen zu hören um zu erkennen, wie Predigen so recht eigentlich sein Element, wie er wirklich zum Prediger geboren war. Es ist uns vergönnt gewesen nicht wenige berühmte Kanzelredner zu hören, auch solche deren Name in den Lehrbüchern der Homiletik verzeichnet stehen, keinen jedoch, auf den das Wort: „Er predigte gewaltig“ sich in dem Maße hätte anwenden lassen wie auf Eltester. Diese Gewalt seiner Rede ist vielfach verspürt und bezeugt worden, namentlich da wo er als Gast gepredigt hat. Es ist seiner Zeit von den öffentlichen Blättern gemeldet worden, welchen Eindruck seine im Jahre 1855 in Heidelberg gehaltene *Gustav-Adolf-Predigt**) dort gemacht, wie nach derselben die Leute bekannt hätten: so habe noch nie ein Mensch zu ihnen geredet. Ähnliches haben wir selbst erfahren, als er im Jahr 1852 in Rüstren ebenfalls eine *Gustav-Adolf-Predigt***) gehalten hatte, und noch vor Jahresfrist erst ist uns aus glaubwürdigem Munde versichert worden, daß man dort von dieser Predigt jetzt — nach 20 Jahren — noch spreche. — Worin lag denn diese Gewaltigkeit seiner Rede? Waren seine Predigten etwa sogenannte Musterpredigten im landläufigen Sinne des Wortes? Mit dem Maßstabe der Homiletik gemessen durchaus nicht, und sie für solche zu erklären war niemand weiter entfernt als er selbst; ja er hielt fast geringer von ihnen als von ihnen zu halten war. Vor vielen Jahren sagte er uns einmal: „In einem Stücke nehmen Sie sich kein Beispiel an meinen Predigten: sie sind zu formlos.“ Dies Urtheil ist jedoch cum grano salis zu verstehen. Seine Predigten waren in der Regel wohl disponirt, und wenn manche „formlos“ waren in stylistischer Hinsicht: so waren doch gerade diese häufig die wirkungsvollsten. H. Krause hatte nicht Unrecht als er einmal zu Eltester äußerte: „Ich höre Dich am liebsten, wenn

*) Nebst den andern dort gehaltenen Predigten im Druck erschienen, Leipzig bei Vogel, 1855 und wieder abgedruckt in „Worte der Verständigung des Friedens des Trostes, gesammelt aus dem Nachlaß des Dr. H. Eltester von H. Ritter“. Berlin 1870. F. Henschel.

**) Nebst den dortigen Verhandlungen im Druck erschienen, Berlin 1852 bei G. Reimer.

„Du ohne Styl predigst“, und die erwähnte Küstriner Predigt hatte nicht nur von dieser Form- und Stylosigkeit einiges an sich, sondern sie war auch begleitet von ganz absonderlichen und keineswegs schönen Gesten, die sonst bei ihm nicht wahrzunehmen waren, und von denen er selbst gar kein Bewußtsein hatte. Sein Styl hatte allerdings wenig Glattes und Geleckttes, sondern im Gegentheil viel Rauhes und Eßiges, dafür aber auch um so mehr Kerniges und Markiges, ganz seiner Persönlichkeit angemessen. Wie der Styl so auch der Mann, und wie der: so auch der Styl. Ja um des Mannes willen übersah man und dem Manne sah man vieles nach, was man einem Anderen nicht nachgesehen, bei einem Anderen nicht übersehen hätte. Ohne Anstoß zu geben durfte er sich auf der Kanzel Ausdrücke erlauben, die in jedes Anderen Munde würden anstößlich geklungen haben. Ueberhaupt predigte bei ihm wie bei Wenigen die ganze Persönlichkeit mit, er durch seine Persönlichkeit schon — dermaßen, daß seine Predigten auf Leute, die ihres schwachen Gehörs wegen sie nicht vollständig, ja nur wenig von ihnen vernehmen konnten, doch tiefen Eindruck machten. Und wer sein Wort vernehmen konnte: der fühlte demselben ab, daß es der Ausdruck seiner eigensten und innigsten Ueberzeugung, daß er nichts predigte wovon er nicht aufs innigste und lebendigste überzeugt war, sondern daß „hinter jedem Worte der ganze Mann“ stand und für das Wort einstand, „ja im gewissen Sinne der Mann selbst die Predigt war.*) In seiner Heidelberger Gustav-Adolf-Predigt sagt er: „Es hat nie ein Wort gewirkt als soweit ein Mann dahinter war; soweit die Rede eine That, die Schrift nicht Buchstabe nur, sondern Leben und ein Stück von Leben war. Das weist darauf hin, worauf mehr als auf all' unser Schreiben und Darlegen es ankommt, wenn die Wahrheit durchdringen soll. Persönlich muß die Wahrheit werden, wenn sie siegen soll; der Glaube muß Mensch, das Wort wiederum Fleisch geworden sein, daß der Mensch selber eine vom Glauben erfüllte Rede sei; wie Paulus schreibt — ein lebendiger Brief, nicht mit Tinte auf Papier geschrieben, sondern mit dem Geiste des lebendigen Gottes in die Tafeln des Herzens“. Hiermit hat er wohl ohne es selber zu wissen das Geheimniß der Gewaltigkeit seines eigenen Predigens verrathen. Dazu kommt, daß er wahrhaft „gesunde Lehre“ predigte, und daß es ihm in seltenem Maße gegeben war belehrend und erbaulich zugleich zu predigen, die Lehre erbaulich darzustellen und zu lehren, indem er erbaute. In Summa — ohne

*) Seine eigenen Worte aus seinem „Gutachten die liturgischen Bedürfnisse der Landeskirche betreffend“ (Aktenstücke aus der Verwaltung des Ev. Oberkirchenraths 3. Band. Lieferung. Berlin 1856. W. Herz S. 347).

es sein zu wollen, ja ohne sich selbst dessen bewußt zu sein, war er im höchsten Grade originell. — Vorzüglich begabt war er für Predigten und Reden, die er bei besonderen Gelegenheiten zu halten hatte. Das bewiesen seine Gustav-Adolf-Predigten, die Predigt die er bei Gelegenheit der General-Kirchen-Visitation im Jahre 1855 gehalten hat,*) und unter den eigentlichen Kasualreden namentlich eine am Grabe eines Selbstmörders gehaltene.**)

Eine nicht unbeträchtliche Anzahl seiner Predigten sind bereits bei seinen Lebzeiten im Druck erschienen: theils einzeln, theils in Zeitschriften; zwei auch in den von W. Müller herausgegebenen „Predigten von Freunden der Union“. Auch einige andere erbauliche Aufsätze aus seiner Feder sind aus gehaltenen Predigten entstanden.***) Einen Theil dieser Predigten und Aufsätze sowie einige die bis dahin noch nicht gedruckt gewesen waren, hat sein würdiger Amtsnachfolger und Schwiegersohn Ritter unter dem höchst passend und glücklich gewählten Titel, „Worte der Verständigung, des Friedens und des Trostes“ herausgegeben. So dankbar wir ihm dafür sind: so müssen wir — ohne ihm damit auch nur den geringsten Vorwurf machen zu wollen — es doch bedauern, daß diese Sammlung nicht reichhaltiger ausgefallen ist oder vielleicht hat ausfallen können und dürfen, denn sie enthält bei weitem nicht alle bereits gedruckt gewesenen Predigten Eltesters, und besonders einige derselben haben wir mit Schmerzen vermißt. Freilich reicht die Wirkung dieser gedruckten lange nicht an die der gehörten Predigten hinan; denn es fehlt jenen eben das Gewicht der Persönlichkeit, die den Eindruck dieser so mächtig unterstützt und erhöht hat.

Indessen so sehr er des Wortes mächtig, so sehr es ihm gegeben war, wenn es sein mußte, auch ohne sonderliche Vorbereitung treffend und sachgemäß zu reden: doch hat er für gewöhnlich mit der Vorbereitung es weder leicht genommen noch sich leicht gemacht. Aus eigener Erfahrung können wir bestätigen, was Ritter in seiner trefflichen „Gedächtnis-predigt“†) S. 8 u. 9 erwähnt: Eltester habe oft, „zuweilen trauernd und zagend seinen Freunden das Bekenntniß abgelegt, daß ihm die Vorbereitung zu seinen Predigten blutsauer geworden sei.“ Wenn er um

*) Abgedruckt in „Worte der Verständigung“ u. s. w. S. 67.

**) Abgedruckt a. a. D. S. 58 u. früher schon in den „Predigten von Freunden der Union“ herausgegeben von W. Müller, Berlin 1857 bei G. Reimer. S. 422.

***) J. B., „Das Cananäische Weib oder Glaube und Rechtgläubigkeit“, zuerst als Prochüre erschienen 1848, wieder abgedruckt im Worte der Verständigung u. s. w. S. 20.

†) Potsdam 1869. Gropius'sche Buchhandlung.

nen Text oder um ein Thema in Verlegenheit war, so war es ihm lieb und erwünscht von Freunden auf den einen oder den andern gebracht zu werden. Dann pflegte er — am liebsten auf Spaziergängen — sofort seine Gedanken darüber zu entwickeln — für die Begleiter eine ebenso lehr- als genussreiche Unterhaltung. Eine solche war es auch, wenn er — was er ebenfalls gern that — Predigten von ihm die man nicht gehört hatte, nachher erzählte.

Nicht minder gewissenhaft zeigte er sich in einem anderen nicht minder wichtigen Zweige seiner Amtsthätigkeit. Der verewigte Ritzsch pflegte in seinen Vorlesungen über Katechetik zu sagen, daß im Katechumenen-Unterrichte, der und weil er sich der Oeffentlichkeit entziehe und somit der Eitelkeit keinen Vorschub leisten könne, weit mehr als in der öffentlichen und daher der Eitelkeit Raum gebenden Predigt die Treue des Geistlichen zu erkennen sei. Solche Treue hat Eltester bis ans Ende bewiesen. Obwohl ihm durch seine Harthörigkeit, die ihn schon bald nach seinen ersten Amtsjahren nöthigte sich eines Hörrohres zu bedienen, gerade der Katechumenen-Unterricht im hohen Maße erschwert wurde, so hat er doch auf seine Konfirmanden — wenigstens auf einen großen Theil derselben — tiefen und nachhaltigen Eindruck gemacht und sich ihre Liebe und Anhänglichkeit für immer gewonnen. Zum Zeugniß hierfür nur das Eine, daß bei der General-Kirchen-Visitation im Jahre 1855 viele seiner früheren Konfirmanden, unter ihnen Primaner, sich zur Unterredung mit den Visitatoren freiwillig stellten. Und ganz abgesehen von der Gewalt seiner Persönlichkeit, die sich auch hier geltend machte, war sein Unterricht in der That ganz dazu angethan die Gemüther zu gewinnen und zu fesseln. So lange es ihm vergönnt war Unterricht zu erteilen, hat er an der Vervollkommenung desselben gerade wie an der seiner eigenen Erkenntniß im Zusammenhange mit den Fortschritten der theologischen Wissenschaft unablässig gearbeitet. Davon haben sich alle überzeugen können, die — wie wir in den Jahren 1848 und 1849 — das Glück hatten seinem Unterrichte zuzuhören zu dürfen und in neuester Zeit seine „Materialien aus dem Katechumenen-Unterricht“*) gelesen haben. Mit Recht nennt Ritter in seiner „Gedächtnispredigt“ S. 10 dieses Buch „die reife Frucht der Arbeit eines ganzen Lebens“. Aus demselben ist zu ersehen, wie Eltester Vieles, was er in früheren Jahren dem Herkommen gemäß durchgenommen, späterhin als unnützen Ballast weggeworfen, Anderes dagegen hinzugefügt und so den Unterrichtsstoff nach mancher Seite hin beschränkt, nach andern

*) Berlin 1868 bei G. Reimer.

hin erweitert, durchgängig aber zu vertiefen und den Orts- und Zeitverhältnissen anzupassen gesucht und gewußt hat. Er selbst äußert sich in seinem letzten Briefe an uns noch drei Wochen vor seinem Tode dahin, daß er „stets in dem Unterrichte fortgeschritten“ sei und „sich bemüht habe, immer einfacher und gedrungenener zu werden;“ insbesondere seien „die Neuheiten im dritten Artikel ein Product der letzten Jahre.“ Es hat sich vielleicht Mancher gewundert, wie Eltester diese „Materialien“ — noch dazu in so konkreter den Unterricht selbst veranschaulichender Gestalt — habe schreiben können. Die Erklärung davon gibt er selbst in dem eben erwähnten Briefe mit folgenden Worten: „Ich hätte das alles gar nicht so geben können, wenn ich mir nicht die letzten zehn Jahre zum Gesetz gemacht hätte, mich nicht bloß auf jede Stunde vorzubereiten, sondern auch nach der Stunde zu fixiren, was und wie ich's durchgenommen, und von dem, was mir gerathen schien, sogar ausführliche Skizzen zu machen.“ Zu beklagen ist es, daß es ihm nicht mehr vergönnt war die Fortsetzung der „Materialien“ (die Ausführungen über das erste Hauptstück des lutherischen Theismus) herauszugeben. Beabsichtigt hat er das und es am Schlusse der Vorrede S. X. auch ausgesprochen; überdies wissen wir aus seinem eigenen Munde, daß er noch wenige Wochen vor seinem Ende, zu einer Zeit, da er „täglich höchstens nur zwei Stunden“ noch ordentlich arbeiten konnte, an dieser Fortsetzung gearbeitet hat; doch wissen wir nicht wie weit er damit gekommen ist, — schwerlich so weit, daß ein Anderer die Herausgabe hätte übernehmen können: sonst dürfte sie kaum unterblieben sein.

In der speziellen Seelsorge hat Eltester sich selbst nicht viel zutraut. Im Jahre 1851 schrieb er an uns: „Mein Wirken wird wohl überwiegend das lehrhafte bleiben. Zu allem anderen habe ich sehr wenig Geschick.“ Doch hat er sich hierin wohl unterschätzt. Allerdings für plan-, vollends für schablonenmäßige Seelsorge war er der Mann nicht; von der hielt er — mit Recht — sehr wenig; zudem wurde ihm auch diese Thätigkeit sowie der so viele Gelegenheit zu ihr darbietende gesellige Verkehr theils durch sein Gehörleiden, theils durch sonstige Kränklichkeit erheblich erschwert: dennoch hat er Seelsorge geliebt und in seiner Weise geübt — nicht nur wenn er ausdrücklich dazu aufgefordert wurde — solchen Aufforderungen hat er sich niemals entzogen — sondern auch gelegentlich, theils bei Besuchen in befreundeten Familien, theils — seine „Straßenseelsorge“ nannte er das — bei Begegnungen und Begrüßungen auf der Straße, in deren Geräusch er besser zu hören pflegte als in der Stille des Zimmers. Und wir kennen Fälle, in denen er wirksam Seelsorge geübt hat. Ein Mann aus seiner

emeinde klagte ihm einmal, wie viel Kummer ihm ein erwachsener Sohn mache. Nach einigen einleitenden Worten und Fragen sprach — ähnlich wie vor Zeiten jener Bischof zu Augustins Mutter — Eltester zu den besorgten Eltern: „Ein Kind solcher Sorgen und Gebete kann nicht vertragen gehen,“ — und sie fühlten die beschwerten Herzen erleichtert. Eine sehr befreundete Familie — nicht an seinem Wohnorte — besuchte er, und sie aufs tiefste erschüttert, ja niedergeschmettert war dadurch, daß einer der Söhne in Folge anhaltender mehrjähriger Schwermuth Hand an sich selbst gelegt hatte. Eltester gab den Betrübten Trost durch das Wort: daß „denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen müssen, selbst die Sünde.“

Um das Bild seiner Wirksamkeit an der Gemeinde zu vervollständigen, müssen wir noch einer Thätigkeit gedenken, die zwar kein amtlich gebotene, sondern eine freiwillige, aber doch eine Thätigkeit an der Gemeinde war und zwar eine solche, die er besonders lieb gewonnen, auf die er fast mehr Werth gelegt hat als auf seine Predigten. Er ist in Potsdam der Erste und Jahre lang der Einzige gewesen, der Bibelstunden gehalten hat. Im Spätherbst 1844 hat er sie begonnen und zwar in einem Schulzimmer. Bald vermochte dasselbe die Menge der Zuhörer nicht zu fassen, und er mußte in einen geräumigen Saal übersiedeln, und auch der war oft überfüllt. Wir können nicht sagen wie lange er diese Bibelstunden fortgesetzt hat, ob länger als er überhaupt aktiv war, oder ob er sie schon früher hat einleiten müssen, aber das wissen wir, daß er sie eine lange Reihe von Jahren regelmäßig jeden Montag im Winter, ein paar Jahre auch im Sommer — dann waren sie allerdings schwächer besucht — gehalten hat. Besonders willkommen waren sie alten und kränklichen Leuten, welche im Winter die Kälte der — damals noch nicht heizbaren — Kirchen nicht vertragen konnten. In diesen Stunden hat er verschiedene neutestamentliche Bücher, nämlich mehrere — wo nicht alle — Evangelien, die Apostelgeschichte und mehrere Briefe von Anfang bis zu Ende praktisch — und wie praktisch! — erklärt. Außerdem pflegte er in dem Locale der Bibelstunden am Sylvesterabend eine auf den Jahreswechsel bezügliche Andacht zu halten — er in Potsdam der Erste und Jahrelang der Einzige, der Sylvesterandachten gehalten hat. Diese waren besonders stark besucht und werden — wie die Bibelstunden überhaupt — denen, welche ihnen beigewohnt haben, unvergeßlich sein. Im Anfang und zu Ende des Jahres 1845 bis in das folgende Jahr hinein war Eltester durch andauernde Krankheit verhindert sie zu halten, und hatte Sydow*) während dieser Zeit sie übernommen. Für sich hat

*) Damals noch Hof- und Garnisonsprediger in Potsdam.

Eltester von diesen Stunden nichts gesucht und gehabt, sondern ihren Ertrag nach Abzug der Kosten dem Gustav-Adolf-Verein überwiesen. Eine Erweiterung erhielt sein Wirkungskreis, der bis dahin ziemlich beschränkt, und einen Zuwachs die Zahl seiner Zuhörer und Konfirmanden, die bis dahin nicht bedeutend gewesen war, vom Herbst 1851 an, nachdem Sydow nach England gegangen war und seine Konfirmanden an Eltester übergeben hatte. Es war natürlich, daß nunmehr auch ein großer Theil von Sydows Zuhörerschaft zu Eltester überging; doch ist dadurch das Auditorium des Ersteren, als er im Frühjahr 1844 heimgekehrt war, keineswegs verringert worden; denn es war inzwischen das kirchliche Interesse mehr und mehr gewachsen, und von Vielen wurden beide — Sydow und Eltester — zumal sie nicht immer gleichzeitig predigten, fleißig gehört. Eltesters Zuhörerschaft und sein Wirkungskreis überhaupt ist in stetiger Zunahme begriffen gewesen und geblieben, denn wie er uns noch kurz vor seiner Emeritirung schrieb, hat er gerade in den letzten Jahren seiner Aktivität „eine gestopft volle Kirche gehabt“.

Einen deutschen Ruf haben seinem Namen vornehmlich zwei Ursachen gegeben: die eine friedlicher, die andere polemischer Natur.

Die erstere ist die Entstehung und Wirksamkeit der Gustav-Adolf-Stiftung. Im Verein mit einigen andern Männern ist Eltester der Gründer des Potsdamer Zweigvereins gewesen, dessen Gründung er durch eine kurze — auch im Drucke erschienene — Ansprache eingeleitet hat. So lange es seine Gesundheit erlaubte, hat er dem Vorstande desselben und zeitweise auch dem des brandenburgischen Hauptvereins sowie dem Leipziger Central-Vorstande angehört und theils durch seine Thätigkeit in diesen Aemtern, theils durch die Predigten, die er — in Potsdam, Frankfurt a. D., Cüstrin, Soldin, Dsche, Heidelberg — für den Verein gehalten hat, sich um ihn hochverdient gemacht. Daß er den Reinertrag seiner Bibelstunden ihm hat zufließen lassen, haben wir schon erwähnt. Wir fügen hinzu, daß er ihm auch die Erträge einiger kleineren Schriften zugewandt, daß er der im Jahre 1865 zu Potsdam tagenden Versammlung des Brandenburgischen Hauptvereins, welcher er Krankheits halber nicht beiwohnen konnte, eine von ihm verfaßte Geschichte des dortigen Zweigvereins überreicht hat und überhaupt bis an sein Ende dem Verein mit treuester Liebe zugethan war — nicht nur um des Segens willen, den er der evangelischen Diaspora bringt, sondern weil er ein Band ist die vielfach zerstreuten und zertrennten Glieder unserer Kirche auf dem Grunde des einen evangelischen Glaubens durch

ine Liebe zu verbinden, und seine Organisation ein Vorbild für eine künftige gesunde und wahrhaft evangelische Verfassung der Kirche.

Nicht so friedlicher Natur war das Andere, was seinem Namen in der deutschen evangelischen Kirche Ruf und Ansehen verschafft hat: die kirchlichen Bewegungen, die mit der von der „Evangelischen Kirchenzeitung“ durch ihre Verfehrungen hervorgerufenen „Erklärung“ vom 15. Aug. 1845 ihren Anfang genommen haben. Eltester gehört zu ihren Unterzeichnern und zu den Ersten, die für sie auf- und eingetreten sind: zuerst in einer Predigt über „die Einigkeit im Geiste“ (Eph. 4, 1—6.) welche gleich nachher im Drucke erschienen ist;*) sodann in seiner „offenen Antwort“ auf ein Sendschreiben des Königl. Regierungs- und Schulrathes Herrn Strieg;**) und als vom 1. Januar 1846 ab als Organ der in der „Erklärung“ vom 15. Aug. 1845 vertretenen Richtung die „Monatsschrift für die unirte evangelische Kirche“ von Eltester, Jochims, Bischoff, Sydow herausgegeben wurde: da war der erste Aufsatz, den sie brachten, aus Eltesters Feder — „ein weiteres Wort der Verständigung über die Erklärung vom 15. August.“ Eben so fleißig wie für die „Monatsschrift“ hat er später für die „Zeitschrift für die unirte evangelische Kirche“, welche vom 1. Juni 1848 ab an Stelle der ersten und von denselben Männern wie diese in Gemeinschaft mit Krause bis zum Ende des Jahres 1853 herausgegeben wurde und nachher für die von da an zuerst unter Krauses Redaction erscheinende „Protestantische Kirchenzeitung“ gearbeitet. Auch für das vom 1. October 1851 bis Ende 1853 von Krause herausgegebene Kirchenblatt „Der Protestant hat er Einiges und weit mehr noch für den unter seiner und Hases Mitwirkung von 1857 bis 1864 von Zittel herausgegebenen „Sonntag-Abend geschrieben. Was er für alle diese Blätter geliefert hat, gehört zu dem Besten, was sie gebracht haben. Besonders eifrig ist er in den letzten Jahren schriftstellerisch thätig gewesen, als ihm Kanzel und Katechumenen-Unterricht verschlossen waren. Aus dieser Zeit stammen wie seine „Materialien“, so auch einige seiner besten Aufsätze in der „Protestantischen Kirchenzeitung“, in welcher er überdies noch wenige Monate vor seinem Tode ein paar Artikel aus Krauses Nachlaß veröffentlicht hat. An der Abfassung eines Nekrologs auf Krause, mit der man ihn beauftragt hatte, einer Arbeit, zu der er in gesunden Tagen wie kaum ein An-

*) Potsdam, Stuhr'sche Buchhandlung 1845; wieder abgedruckt in „Worte der Verständigung“ u. s. w. S. 1.

**) Potsdam, Stuhr'sche Buchhandlung.

derer befähigt gewesen wäre, der er sich aber bei seiner zunehmenden Leibes-
schwachheit nicht mehr gewachsen fühlte, hat ihn der Tod verhindert. Uebrigens
ist ihm diese seine schriftstellerische Thätigkeit um so höher anzurechnen, als
ihm — ähnlich, wenn auch nicht in dem Maße wie dem verewigten Jonas
— alles schriftliche Koncipiren von Hause aus unsäglich schwer gefallen
und auch seiner Gesundheit nicht zuträglich gewesen ist. Aus diesem Grunde
hat er es schon während seiner ersten Amtsjahre aufgeben müssen seine
Predigten niederzuschreiben. Die im Drucke erschienenen sind erst, nachdem
er sie gehalten, von ihm zu Papiere gebracht worden, allerdings aus einem
sehr treuen Gedächtniß. Mit der Zeit und in Folge größerer Uebung scheint
ihm indessen das Koncipiren leichter geworden zu sein; wenigstens spricht
dafür die vollendetere Form seiner späteren Arbeiten. Indessen wie er in
der Vorrede zu den „Materialien“ S. X bekennt, war er auch dabei stark
beeinflusst von seinem jedesmaligen Gesundheitszustande.

Doch nun zurück zu seiner Betheiligung an den kirchlichen Kämpfen!
Das Jahr 1848 schien ihm und allen Freunden kirchlicher Selbständigkeit
Erfüllung ihrer Wünsche bringen zu wollen. Gleich seinen Mitstreitern hat
Eltester damals seine und ihre Anschauungen über die durch die verän-
derte Staatsform bedingte und gebotene Neugestaltung der Kirchenverfassung
verschiedentlich darzulegen und zu begründen gesucht. Eine konstituierende
General-Synode, auf Grund eines vom Ministerium zu erlassenden Wahl-
gesetzes gewählt zu dem Zwecke die Lösung der Kirche vom Staate und
ihren Uebergang zur Selbständigkeit anzubahnen, schien ihm und seinen
Freunden das Erste, wozu nunmehr müßte geschritten werden, und dieser
Ansicht ist er bis ans Ende getreu geblieben trotz aller Ungunst der Zeiten
und der leitenden Persönlichkeiten. Denn freilich es sollte ganz anders
kommen, und es ist ganz anders gekommen als wir dazumal gedacht, und
bis auf diese Stunde ist es noch nicht dahin gekommen, wohin wir seit
jener Zeit getrachtet haben und noch trachten: die in der Staatsverfassung
verheißene Selbständigkeit der Kirche noch immer nur ein todtter Buchstabe,
nur auf dem Papier vorhanden, noch immer nicht ins Leben und in die
Wirklichkeit getreten.

Inzwischen nahm Eltester Zeit und Gelegenheit wahr die Laien, zu-
mal die gebildeten, für kirchliche Dinge zu interessiren und über Nothwen-
digkeit und Gestaltung einer Kirchenverfassung, wie er sie sich dachte, auf-
zuklären. Zu dem Ende hielt er im Frühjahr 1850 „Vorträge über
Wesen und Gestaltung der evangelischen Kirche, mit Rücksicht
auf die in Preußen ihr bevorstehende Neugestaltung.“ Dieselben sind nicht

zumal herausgegebenen Schriften — deren eine „an die evangelischen
unge nachher auf Grund einer von einem jüngeren Freunde Eltesters
fertigten Nachschrift veröffentlicht worden.**) Angehängt sind ihnen die
on Krause verfaßten und von ihm in Gemeinschaft mit Jonas, Lisco,
üller, Pischon, Schweder und Sydom im Auftrage der Unions-
vereine herausgegebene Vorschläge zu einer Verfassung für die evangelische
andeskirche Preußens.

Bald nachdem jene Vorträge gehalten und ehe sie noch gedruckt waren
schien der „Allerhöchste Erlaß vom 29. Juni 1850 betreffend die Grund-
ge einer Gemeinde-Ordnung für die evangelischen Kirchengemeinden der
tlichen Provinzen u. s. w.**). Das damalige Schicksal dieser „Gemeinde-
rdnung“ ist bekannt. In der Provinz Brandenburg wurde sie unseres
Bissens nirgends eingeführt. Unter den mit aller Entschiedenheit Ableh-
enden befand sich auch Eltester mit seinen Freunden. Von Haring-
orf aus schrieb er uns damals: „In den kirchlichen Dingen bin ich klar
nd entschieden: ich organisire nicht mit; denn „Das Interim hat den Schalk
nter ihm“. Wie es einem evangelischen Geistlichen möglich sein werde
diese niederträchtige Falle zu gehen, begreife ich nicht, wenn ich nicht
eine Amtsbrüder künnte, sehr viele so unschuldig, daß sie den Satan nicht
erken, mehrere so schuldig, daß sie ihn nicht merken wollen. Die ersteren
ururtheile ich nicht, da ich bekennen muß, daß auch ich erst hier ganz hinter
e Lücke gekommen bin, die durch den Satz: daß jede ev. Gemeinde
s „Glieb der Kirche“ sich bekenne u. s. w., alle unsere Gemeinden um
re Gewissensfreiheit, und wo sie diese kräftig behaupten wollen, um ihr
Kirchengut bringen will. . . . Genug um der bloßen Rechtsfrage willen
ätte ich mich nicht geweigert die Gemeinde-Ordnung einführen zu helfen,
o wenig sie gibt; aber das sind Gewissenssachen, da geh' ich nicht mit, so
unge der §. 1 nicht herausgeworfen ist.“***) Und er mit seinen Freunden
at nicht mit organisirt, sondern vielmehr theils in der „Zeitschrift für die
oangelische unirte Kirche“, theils in den vom Comité der Unionsvereine

*) Potsdam 1851. Niegel'sche Buchhandlung.

**) Berlin 1850. Decker'sche Geh. Ober-Hofbuchdruckerei.

***) Diese Aeußerung bezieht sich darauf, daß in der „Erläuterung“ zu §. 1. der
Grundzüge“ S. 12 gesagt ist, „die Bezeichnung des gemeinsamen Lebensgrundes sei
n Wesentlichen mit den Worten des vorgeschriebenen Ordinations-Formulars ge-
eben“: während doch aus dem letzteren etwas sehr Wesentliches, nämlich die in ihm
enthaltene Bezeichnung „der prophetischen und apostolischen Schriften des alten und neuen
Testaments“ als „unserer alleinigen Glaubensnorm“ in §. 1. der Grundzüge
weggelassen ist.

Gemeinden Preußens in Stadt und Land“*), von ihm in Gemeinschaft mit Krause verfaßt ist — gegen die „Grundzüge“ sich ausgesprochen und überhaupt an allen den Schritten, welche in Sachen der kirchlichen Selbstständigkeit gethan worden sind, an den Petitionen und sonstigen Eingaben seiner Freunde an die Volksvertretung sowohl als das Ministerium sowie an den König selbst, sich betheiligt.

Im Jahre 1856 hatte er die — ihm selbst zweifelhafte — Ehre vom Evangelischen Oberkirchenrath mit Abfassung eines der „Gutachten, die liturgischen Bedürfnisse der Landeskirche betreffend,“**) beauftragt zu werden. Gegen Freunde hat er sich damals darüber beklagt, daß man ihn mit einer Arbeit betraut, mit deren Gegenstande er sich wenig beschäftigt habe. Aber wer sein „Gutachten“ kennt: der wird wissen, wie er nicht nur in den Gegenstand sich hineingearbeitet und ihn verarbeitet, sondern auch bei dieser Gelegenheit die Einheit sowohl als die Freiheit der Kirche, das Recht der Union sowohl als das der Gemeinde aufs kräftigste und entschiedenste gewahrt und vertreten hat.

Bald nachher wurde er zu den Verhandlungen der sogenannten „Monbijou-Konferenz“ über die liturgische Frage zugezogen. Er, der einzige Vertreter seiner Richtung in jener Versammlung, er, der einfache Prediger, dem die theologische Doktormürde damals noch nicht verliehen war, vor und gegenüber den höchsten Würdenträgern der Kirche, er hat auch dort — Einer gegen Alle — das gute Recht der Union ebenso bescheiden als als entschieden vertheidigt und sich „an die Gewissen gerade der Konfessionellen“ gewandt und sie gemahnt: „Begnügen Sie sich mit Gewissensfreiheit und suchen Sie nicht Gewissensdruck!“***) Wir können es uns nicht versagen eine für seinen Unionismus höchst bezeichnende Stelle aus seiner dort gehaltenen Rede hierher zu setzen. Nachdem er, wie schon Eingangs dieses Nachruses erwähnt ist, sich als einen „Sohn reformirter Eltern, die es mit Bewußtsein“ wären und ihn „in diesem Bewußtsein erzogen“ hätten, bekannt hat, fährt er fort: „Bin ich nun reformirt? Und wenn Sie jede Faser meines Herzens, jeden Blutstropfen in mir anschauen, so wird jede Faser meines Herzens, jeder Blutstropfen Ihnen das Reformirte im Lutherschen, das Luthersche im Reformirten zeigen! Wie könnte ich meinen Luther entbehren, meine lutherschen Brüder, meine lutherschen Väter, die ganze Innigkeit des Lutherthums oder vielmehr des deutschen Protestantischen Christen-

*) Berlin 1850. In Kommission der Riegel'schen Buchhandlung in Potsdam.

**) Aktenstücke aus der Verwaltung des Ev. Oberkirchenraths III. 2 Bfg. S. 342.

***) Protest. Kirchenzeitung 1857. Nr. 18. S. 414 u. 415.

hums? Ich bin mir dieser Union bewußt — dafür bin ich Theologe: Millionen sind sich derselben nicht bewußt, aber sie leben in ihr; aller Trost, aller Friede, alle Erbauung kommt ihnen aus diesem unirten Christenthum“ (s. w.*).

Als im Jahre 1860 nach Beseitigung der hauptsächlichsten Anstöße die — im Jahre 1850 nur gewünschte — Einführung der — bis dahin nur angedachten — „Gemeinde-Ordnung“ befohlen und in Gemäßheit derselben das Institut der Gemeinde-Kirchenräthe, später das der Kreis-Synoden eingerichtet wurde: hat Eltester beides im Interesse der Gemeinde zu verwerthen und zu verbessern gesucht. Auf der ersten Potsdamer Kreis-Synode (im Jahre 1865) war es ihm gelungen „die meisten“ seiner Propositionen mit zur Annahme bringen zu helfen. „Bald nachher schrieb er uns darüber: „Ich hatte aber auch wackere Gehilfen und namentlich einen ausgezeichneten Superintendenten,*) der schon in seinen Vorlagen das Wichtigste aufgestellt hatte, so daß wir in der glücklichen Lage waren nur zu vertheidigen zu brauchen und nicht angreifen zu müssen. Ich freilich ging dann noch in Einigem Einiges weiter und brachte auch davon noch Manches durch. Es war eine erquickliche Synode: ernst, sicher und in allen Leitenden das Streben nach Verständigung.“ Indessen was half das alles? Der Specialbescheid des Konsistorii fiel schroff abweisend und verweisend aus.

So war dieser Mann die besten und reifsten Jahre seines Lebens hindurch in einen fast ununterbrochenen Kampf gestellt. Und er ist nicht müde geworden, sondern hat treulich ausgehalten und gekämpft, so sauer ihm der Kampf oft geworden ist. Im Jahre 1851 schrieb er uns: „Ich glaube, wir (seine Freunde) sind alle schlachtenmüde, wenn auch nicht in dem Grade wie ich. Wollte Gott, es käme Ablösung oder Succurs. . . . Ich habe schon öfter gedacht, wenn wir sittlicher Weise es möglich machen könnten eine Weile ganz zu verschwinden, es würde nicht ein Jahr dauern, und es hätten sich die anderen ebenso grimmig in den Haaren als sie jetzt gegen uns wüthen. Aber dürfen „wir denn „klüglich“ handeln?“ Und er hat nicht „klüglich“ gehandelt, sondern gekämpft aus Gewissenhaftigkeit um des Gewissens und um des Friedens willen, gekämpft obgleich oder vielmehr gerade weil er ein Mann des Friedens war. Nicht nur in Privatgesprächen, sondern auch öffentlich hat er mehrfach versichert, daß er von Hause aus eine nicht polemische, sondern „durch und durch apologetische Natur“ sei,

*) a. a. D. S. 413.

**) Den inzwischen bereits verstorbenen H. Sultz in Potsdam

und aus seinen Predigten sowohl als namentlich aus seinen „Materialien“ geht dies auch zur Genüge hervor. Daraus erklärt es sich, daß selbst ein Hengstenberg in seiner Erwiderung auf die Erklärung vom 15. August 1845*) S. 9 ihn einen Mann nennt, „den wir mit Schmerz unter unseren Gegnern erblicken, mit dem wir lieber gemeinsam bauen als streiten möchten.“

Desgleichen, daß es ihm mehr als anderen hervorragenden Predigern seiner Richtung gegeben war auch solche um sich sammeln, die derselben durchaus nicht zugethan und sich ihrer Differenz von ihr wohlbewußt waren. Wohl ist es uns bekannt, so gut wie es ihm selbst bekannt war, daß manche Leute der Art seine Predigten nur hörten, „weil sie auf ihn hielten, auf daß sie eine Sache zu ihm hätten;“ aber ebenso sind uns Fälle bekannt, daß Leute anderer Richtung nicht nur seine Predigten gern und fleißig besuchten aus Wohlgefallen an ihnen, sondern ihm auch ihre Kinder zum Katechumenen-Unterricht übergaben. Ritter hat vollkommen Recht wenn er in seiner „Gedächtnispredigt“ S. 9 sagt: „Durch seine Glaubensinnigkeit vermochte er selbst solche dauernd an sich zu ziehen, die sich anfangs von seinem Freisinn abgestoßen fühlten.“ Aus dieser seiner Eigenthümlichkeit heraus begreift man auch seine ebenso treue als freie Stellung zum lutherischen Katechismus, wie sie in den „Materialien“ sich kund gibt. Wie Ritter a. a. O. S. 9 u. 10 richtig bemerkt, „Glaubensmuth und Glaubensnoth und Glaubensdrang wehrten es ihm, sich in Glaubenssachen durch irgend welche menschliche Autorität beengen zu lassen, machten es daß er nichts litt, was sich über seinen Christus stellen wollte.“ Und doch war er „von tiefer Ehrfurcht erfüllt von der Schrift, von dem Glauben unserer Väter, vor Allem, was heilig ist, und nicht nur was ihm heilig — auch was Anderen heilig war, wußte er zu achten und zu schonen.“ Wie wohl er sich durch keine Glaubensschrift gebunden fühlte, war er doch beständig bemüht, sich mit dem Glauben der Vorzeit, insbesondere der Reformatoren, geistig immer inniger in Zusammenhang zu setzen und in Einklang zu erhalten. Seine Materialien legen beredtes Zeugnis davon ab, wie dieser Mann — der keine Furcht vor Verleugung kannte dem Christus hoch über dem Schriftbuchstaben stand — dennoch sich immer tiefer in die Schrift hinein zu gründen sucht, ja oft demüthig sein Urtheil zurückhält, wo die Schlüsse seines Verstandes ihn mit einem klaren Schriftwort in Widerspruch zu setzen drohen.“ Aber freilich — wie das auch in diesen Worten ausgesprochen ist — bei aller Pietät vor dem „Glauben

*) Berlin 1845, bei Demigke.

er Väter“ hat er nicht nur erkannt, sondern auch öffentlich bekannt:*) Was unsere Kirche werden soll, es liegt nicht hinter uns, es liegt vor uns“. Größer als jene Pietät war seine Treue gegen die erkannte Wahrheit, seine Treue in dem Bekenntniß derselben. Eben dabei „kannte er keine Furcht vor Verfeinerung.“ Auf einer im Herbst 1847 zu Frankfurt a. d. D. gehaltenen Pastoral-Konferenz bekannte er sich in einer Debatte über die Lehre vom heil. Abendmahl offen als Zwinglianer, und als dies Bekenntniß bei manchen eine Art von Entsetzen hervorrief, „stellte er der Verwunderung über dasselbe seine Verwunderung entgegen, daß ihm in der Versammlung mehr oder weniger alle etwas zu zwingeln schienen.“**) In einem Predigerkränzchen schauffirte sich ein Kandidat stark für das athanasianische Bekenntniß. Da fragte ihn Eltester mit aller Gemüthlichkeit: „Aber Manneken, liegt Ihnen denn so viel daran, daß Ihre Eltern, Groß- und Urgroßeltern ewig verdammt sein sollen?“ Ja so wenig zurückhaltend war er mit seiner Meinung, daß er sie aussprach, auch wo sie an's Barocke — milde gesagt — anstriefe. Ein anderer, aber ihm befreundeter Kandidat, von dem er allerdings keine Verfeinerung zu befürchten hatte, erzählte ihm einmal, Nitzsch habe ihm — dem Kandidaten — zugeredet über Jakobs Kampf zu predigen. Eltester erwiderte sofort: „Jakob hat sich die Hüfte verrenkt: ich würde mir den Kopf dabei verrenken.“ Diese Schlagfertigkeit und Kampfbereitschaft, von der die eben angeführten Beispiele Zeugniß geben, bewies er, und sie kam ihm zu statten vornehmlich bei Synoden, Pastoral-Konferenzen und ähnlichen Versammlungen. Sein Gehörleiden war ihm da kein Hinderniß. Mit seinem Hörrohr trat er an den jedesmaligen Redner dicht heran, und wenn er das Wort ergriff, redete er, „wie ihm der Schnabel gewachsen war“ und traf in der Regel den Nagel auf den Kopf. Wie für die Rede überhaupt, so war er auch für die Debatte in hohem Grade begabt. Er äußerte einmal: „Wenn einer etwas sagt, was mir nicht scheint, so melde ich mich gleich zum Worte, auch wenn ich noch nicht recht weiß, was ich sagen soll; es findet sich hernach.“ Und es fand sich, und er fand gemeiniglich das rechte Wort.

Dieser allezeit kampfbereite schlagfertige Mann war dennoch — wir wiederholen es — ein Mann des Friedens. In der bei Gelegenheit der General-Kirchen-Visitation gehaltenen Predigt ruft er aus:*) „Friede ach

*) In seiner bei Gelegenheit der General-Kirchen-Visitation gehaltenen Predigt in „Worte der Verständigung“ u. s. w. S. 83.

**) Monatschr. für die unirte evang. Kirche 1847. Heft 12. S. 423 u. 424.

***) In „Worte der Verständigung“ u. s. w. S. 75.

Friede! Wie ihn die Engel verkündet, als der Herr geboren ward, so suchte er in jedes Herz, in dem der Herr geboren ist.“ Und er hat ihn gesuch- den Frieden. Wie die Worte „Verständigung“ und „Friede“ zu seine Lieblingsausdrücken gehörten: so hat er bis ans Ende nach Verständigung und Frieden gerungen, um des Friedens willen den Kampf nicht geschehen ihn nicht ruhen lassen um den Preis eines faulen Friedens, wohl aber als des Kampfes Ziel stets den Frieden im Auge gehabt, die eine Hand an der Arbeit seines Berufes, die andere am Schwerte.

Woher nun in ihm diese friedfertige Streitbarkeit und diese fireitbare Friedensliebe? Aus seiner heißen und heiligen Liebe zu seiner Kirche und ihrem Haupte, aus dem heiligen Mitleid der Liebe mit ihrem Nothstande sowie aus der Hoffnung der Liebe, die er trotz aller ungünstigen Anzeichen für ihre Zukunft in sich trug. Aus jenem Mitleid heraus klagt er in seine Heidelberger Gustav-Adolf-Predigt:*) „Evangelische Kirche, du meine Kirche ich suche dich, aber mein sehrend Auge, so findet es dich nicht. Bruchstücke Theile ohne äußeren Halt, ohne inneren Zug, ja miteinander und gegen einander im Streit.“ Und aus jener Hoffnung heraus weisagt er eben das selbst**) von der „größeren und herrlicheren Gestalt der Dinge, welcher unser Volk wie unsere Kirche in dieser unserer Zeit entgegen sehen und — entgegengehen.“ Aus solchem Mitleid und solcher Hoffnung der Liebe heraus hat er gearbeitet und gekämpft für seine Kirche. Und seine Arbeit ist nicht vergeblich gewesen. Wenngleich es ihm nicht vergönnt war, wie es ihm noch immer nicht vergönnt ist das gelobte Land kirchlicher Einheit und Freiheit zu betreten; doch hat er nicht nur es von Ferne gesehen, sondern auch es andern zeigen und die Wege dahin bahnen helfen. Und seine Arbeit an der Kirche und an der Gemeinde und seine Verdienste um sie haben auch viel seitige Anerkennung gefunden. Von äußeren Zeichen derselben erwähne wir die Verleihung der theologischen Doctorwürde von Seiten der Jenenser theologischen Fakultät — irren wir nicht, im Jahre 1859 — und die des Rothen Adlerordens 4. Kl. bei Gelegenheit seiner Emeritirung. So spät diese letztere Auszeichnung kam: doch hat sie ihm Freude gemacht. Noch mehr Freude allerdings hatte er an den Beweisen der Liebe und Verehrung, die ihm reichlich — besonders reichlich bei seinem 25jährigem Jubiläum im Jahre 1863 und bei seiner Emeritirung — aus seiner Gemein- zugeflossen sind. Es machte ihm Vergnügen besuchenden Freunden G

*) a. a. D. S. 100.

**) a. a. D. S. 91.

nke von Gemeindegliedern zu zeigen, und mit unverkennbarem Behagen regte er dabei zu erwähnen, wie sein „alter Sauer“ — sein Küster, ihm in die Ewigkeit vorangegangen ist — davon sage: „die Leute hätten noch einen christlichen Sinn.“

Indessen so groß seine Liebe zur Kirche war: doch ging in ihr seine Liebe auf. Ebenso groß war seine Vaterlandsliebe, er ein preussischer deutscher Patriot von ächtem Schrot und Korn, ebenso königs- als fassungstreu und entschieden konstitutionell gesinnt, ein Mann, dem das Recht oben an stand, nicht das historische traditionelle, das mit der Zeit oft zum Unrecht wird — obschon er auch dies nicht auf revolutionäre Weise, sondern nur auf dem Wege der Gesetzgebung wollte modifizirt wissen, sondern das wahre der Menschenwürde entsprechende, das Recht, das „in seiner lebendigen Beziehung zur Sittlichkeit“, „als Erscheinung göttlichen Rechtes“ wollte aufgefaßt wissen. In diesem Sinne sah er den Staat „Rechtsordnung“ an, aber eben seinem Begriff des Rechtes gemäß, nicht als „wie einen nackten Schematismus, entleert von sittlichem Inhalt“ oder „wie eine todte Juristerei“*) Auf dem Boden des Rechtes wollte er „Freiheit und Ordnung, keins ohne das andere.“**) Daher war ihm sowohl alles absolutistische wie alles anarchische Wesen gleichermaßen in tiefster Seele zuwider. Daher sein Abscheu vor den revolutionären Ausschreitungen des Jahres 1848, von denen er sich nichts Gutes versprach, und seine Energie, mit der er für die Sache des Rechtes und der Ordnung damals öffentlich auf- und eintrat, daher aber auch die Eindringlichkeit, mit der er schon gleich nach den Märztagen seine aristokratischen Freunde und Bekannten „vor jedem Versuche einer Kontrerevolution“ warnte. Wir haben jener Zeit, in welcher auch manche der besten Männer, von dem Einfluß der Ereignisse benommen, mehr oder weniger den Kopf verloren hatten, nicht genug die Nüchternheit bewundern können, mit welcher er, der Mann der Begeisterung, die damaligen Begebenheiten betrachtete und behandelte. Seine Stellung zu denselben hat er in dem Aufsatze „Christus und die Revolution“***) klar und scharf bezeichnet. Und durch seine Energie, mit der er sich in die damalige Bewegung hineinwarf, hatte er sich ohne es zu wollen auch einen bedeutenden politischen Einfluß an seinem Wohnorte

*) Vorträge über Wesen und Gestaltung der ev. Kirche S. 60.

**) Worte Eltesters aus einer im patriotischen Verein in Potsdam im Herbst 1848 gehaltenen Rede, die nachher als Beilage zum dortigen Wochenblatte im Druck erschienen ist.

***) Zeitschrift für die unirtete ev. Kirche 1848. Nr. 2. S. 17.

errungen. Wollte man ihn doch als Kandidaten für die Berliner National-Versammlung aufstellen. Das hat er allerdings abgelehnt — nicht nur aus Gesundheitsrücksichten, sondern vornehmlich weil er zwar „Sinn für Recht und Ordnung“ hätte, aber „keinen politischen Verstand“; — wohl aber hat er durch seinen Einfluß es bewirkt, daß der von ihm vorgeschlagene Jonas in Potsdam zum Abgeordneten gewählt wurde. Aus dem Eifer und Geschick, mit welchem er zum Vertheidiger „des Rechtes und der Ordnung“ sich aufwarf, erklärt es sich, daß er einerseits „den Demokraten unangenehm“ und von ihnen als Reaktionär verschrien, andererseits von der Reaktionspartei gesucht und geehrt wurde; ja manche weniger scharfblickende Glieder der letzteren mögen ihn anfänglich für einen der Ihrigen gehalten haben. Indessen sollten ihnen bald die Augen aufgehen; er selbst hat sie ihnen schon im Herbst 1848 geöffnet,*) und mit der Zeit kam es dahin, daß, während er noch immer „den Demokraten unangenehm“ war und bei ihnen für einen Reaktionär galt, er der Reaktion ebenso unangenehm und von ihr als Demokrat verlästert wurde. Die Wahrheit ist, daß er ein entschieden monarchisch-konstitutioneller Mann, sein Standpunkt wesentlich der altliberale war. So sehr er die Revolution verabscheute, so wenig hat er verkannt, wo die Schuld an ihr zu suchen sei. — Mit dem tiefsten Mitgefühl der Vaterlandsliebe hat er die Geschicke des Vaterlandes, seine Trauer und Schmach sowohl als seine Freude und Ehre, auf treuem Herzen getragen. Nicht genug konnte er seiner Zeit das Loos Schleswig-Holsteins und Kurhessens bedauern. Nachdem ersteres im Stiche gelassen worden, hat er zu einem ihm befreundeten und der Person des Königs sehr nahe stehenden Manne gesagt: „Fragen sie doch Friedrich Wilhelm, wo er seinen Degen gelassen hat, wohl da, wo er ihn 1848 gelassen hatte.“ Und über die kurhessischen Wirren schrieb er uns von Hāringsdorf im September 1850: „Von Hessen weiß ich nichts . . . als daß man Gott versucht und der Menschen spottet. Sollte nicht aus der Geschichte endlich gelernt werden, wie man's nicht machen muß? Gott bessere es und gebe dem muthwillig gereizten Volke Besonnenheit und unerschütterliche Treue, seinem Fürsten aber wie allen „weisen Rath“; denn nur dann taugt und kommt der „starke Arm“. Im Jahre 1849 äußerte er in Beziehung auf die von Hrn. v. Radowitz im Erfurter Parlamente gehaltene Rede: „Als ich das las, glaubte ich schon den Kanonendonner zu hören; aber es waren nur — Winde.“ Wie tief mag er die Schmach von Olmütz empfunden haben! Näheres darüber wissen

*) Auch in einer im patriotischen Vereine gehaltenen, nachher ebenfalls gedruckten Rede.

nicht. Mit großer Betrübniß erfüllte ihn späterhin die sogenannte Asklitsperiode. Wie sehr vielen Anderen so ging es während derselben ihm, er konnte sich für keine der beiden streitenden Parteien erklären, weil keiner völlig Recht und keiner völlig Unrecht zu geben vermochte. Um größer war andererseits seine Freude zunächst über die Befreiung Schles-Holsteins im Jahre 1864, und noch größer die über die Erfolge und Errungenschaften des Jahres 1866, über die Stiftung des Nordbundes, die ihm die höchste Bewunderung vor der staatsmännischen Weisheit Bismarck's einflößten. Nun sah er etwas verwirklicht von dem, was er elf Jahre zuvor in Heidelberg geweissagt hatte, etwas von der „größeren und edelern Gestalt der Dinge, welcher unser Volk entgegenstehe und — entgegengehe.“ Wie viel mehr noch würde er sich gefreut haben, wenn er die Gestaltung der Dinge, die wir zu sehen bekommen haben, die Erfolge und Errungenschaften der Jahre 1870 und 1871, die Auferstehung und Erneuerung des deutschen Reiches noch erlebt und jene Weissagung — wenigstens soweit sie sich auf „unser Volk“ bezieht — ganz erfüllt gesehen hätte! Menschlich geredet möchte man es bedauern, daß ihm dies hienieden nicht mehr vergönnt war.

Derselbe Mann aber, der sich mit solcher Wärme und solchem Eifer den höchsten Interessen des Staates und der Kirche widmete, war dabei ein großer Freund der Natur. Sehr liebte er Spaziergänge, auch weitere, seiner Gesundheit dienlich waren, und zu denen die von Natur und Kunst gleichermäßen begünstigten Umgebungen Potsdams so großen Anreiz und so reiche Gelegenheit in sich schließen. Und von ihnen ließ er sich nicht durch Wind und Wetter nicht so leicht zurückhalten. Wir haben ihn öfters in seinen — oft nassen und stürmischen — Gängen vielfach begleitet, von Haringssdorf schrieb er uns im Sommer 1850: „So oft ich mit meinen etwas weiter habe gehen wollen, bin ich immer gründlich behindert worden. Allein schlage ich mich eher durch. Hohe Stiefeln, kurze Hosen, dicke Rock und gar keine Amtsforgen! Es geht in der That!“ Und durch den wohlthuenden Einfluß das Leben in und mit der Natur auf ihn, hatte er uns kurz zuvor in einem Briefe aus Neuhoß*) bei Swinebode in folgender Weise geschildert: „Es ist hier . . . prächtig. Die Landschaft ist nicht so großartig als ich sie sonst gesehen, aber häufiger bewegt als anderwärts gefunden . . . dazu der herrliche Wald, in dem ich nicht satt ergehen kann und die ländliche Zurückgezogenheit, die mir mehr als See und Wald überaus wohlthut. Wenn sich der Abend nieder-

*) Von wo er bald darauf nach Haringssdorf übersiedelte.

senkt, und der Wind schweigt, und die Flur beginnt zu nicken, dann wird auch mir in meinem Thal so ruhig, so gesättigt zu Muth, wie ich's lange lange nicht empfunden, und mit Behmuth denke ich an Abreise und Heimkehr in das vielbewegte aufregende Leben. Ich könnte recht lange hier verweilen und würde wenig vermissen. Zumal auch geistige Anregung nicht ganz fehlt“ u. s. w. Auf seinen mehrmaligen Badereisen sowie auf größeren Fußreisen, die er späterhin seiner Gesundheit wegen mit seinen Kindern unternahm, hat er auch manch schönes Stück von Gottes schöner Welt zu sehen bekommen, und sicherlich ist es ihm eine Freude und ein Trost gewesen, daß er noch in der Zeit, in welcher er nicht mehr amtiren konnte, doch, wenn sein Zustand und die Witterung es irgend gestatteten, Spaziergänge machen durfte. Die letzten Monate seines Lebens allerdings war ihm auch diese Freude versagt. Während er aber so für das Naturleben im Großen Sinn und Herz zeigte, interessirte er sich auch für die Einzelheiten desselben. Mit Vorliebe betrieb er Gartenbau und die Pflege von Vögeln. Zuerst hielt er sich Tauben, später, als ihm diese zu viel Mühe und Aerger machten, Singvögel, von denen er Jahre lang eine beträchtliche Anzahl in seinem Zimmer hatte. Auf Spaziergängen konnte er mitten im ernstesten mit seiner Umgebungen in gar keinem Zusammenhange stehenden Gespräche begriffen sein, und doch entging ihm — sein äußerst scharfes Auge unterstützte ihn dabei — nichts von dem, was um ihn her in der Natur vorging.

Hieraus ist schon zu schließen, daß er, der mit seinem Interesse so in's Hohe und Weite ging und den Angelegenheiten der Christenheit und des Vaterlandes zugewandt war, darüber auch den Sinn für die Angelegenheiten und Anliegen des einzelnen Menschenlebens nicht werde verloren haben. Und in Wahrheit hat er auch für sie ein Herz gehabt bis an's Ende.

Wir heben zunächst hervor seinen Sinn für Freundschaft und „brüderliche Gemeinschaft“. Je weniger und seltener seine Gesundheit ihm die Theilnahme an größeren Gesellschaften erlaubte, um so mehr liebte und pflegte er geselligen Verkehr in engeren Kreisen. Eine schmerzliche Entbehrung war es für ihn sich in seinem Freundesumgange beschränkt zu sehen, als während seiner letzten Krankheit d. h. Jahre lang jeder Besucher nur kurze Zeit und immer nur einer auf einmal bei ihm verweilen durfte. Und eine ebenso schmerzliche, daß er an größeren Versammlungen von Gesinnungsgenossen sich nicht mehr theilnehmen konnte und durfte. In diesem Sinne schrieb er uns im Herbst 1868 wenige Tage nach der Schleiermacherfeier mit Beziehung auf dieselbe: „Was ist es für mich weh-

müthig, daß ich von Alle dem habe fern bleiben müssen!“ So fühlte er sich gegen das Ende seines Lebens wohl manchmal vereinsamt. In seinem nächsten Briefe — dem letzten, den wir überhaupt von ihm empfangen haben — sagte: „Ich habe zwar hier treue liebe Freunde, aber die älteren sind keine Theologen, und die Theologen sind junge Leute, die einem doch nicht so nahe stehen und vertraut werden, als mit denen man viele Jahre gearbeitet und gekämpft hat.“ Bis an sein Ende aber ist er seinen Freunden mit Liebe und Treue zugethan gewesen. Den eben erwähnten letzten Brief an uns beginnt er mit den Worten: „Sie verlangen zwar erst einen Brief, wenn die von Ihnen den . . . Blättern zugeschiedten Anzeigen meines Buches in meinen Händen sein würden. So lange kann ich indeß meinen Dank für Ihre treue Liebe nicht aussprechen. Wenn Sie sich nur nicht in Ihrer Zuneigung für mich haben verleiten lassen mich so heraus zu streichen wie“ . . . u. s. w. In diesen Worten gibt sich neben seiner dankbaren Liebe auch seine Demuth zu erkennen. Er war in der That „von Herzen demüthig.“ Freilich hatte er nicht die Spur an sich von jener falschen und gemachten heuchlerischen Demuth, die beim rechten Namen genannt entweder geistlicher Hochmuth oder Kriecherei ist — von der kann niemand weiter entfernt sein als er es war —; im Gegentheil war er sich des Gewichtes seiner Persönlichkeit und der ihm verliehenen Gaben wohl bewußt — „ich meine auch den Geist Gottes zu haben,“ sagte er öfters —, aber eben in aller Demuth, in der Demuth, die sich bewußt ist das, was sie hat, von Gott empfangen zu haben. Haben wir doch auch bereits mehrfache Gelegenheit gehabt zu erwähnen, wie er, weit entfernt sich zu überschätzen, in manchen Stücken sich eher unterschätzt hat. Diese seine Demuth zeigt sich auch darin, „daß er, der mit Hohen und Vornehmen ganz ungenirt umzugehen verstand, es doch auch sehr wohl verstand und es nicht verschmähte „sich herunter zu halten zu den Niedrigen,“ nicht nur zu solchen, die in geistiger, sondern auch zu solchen, die in geselliger oder amtlicher Beziehung unter ihm standen. Wir gedenken hierbei seines gemüthlichen Verkehrs mit seinem „Taubenfaktor“, einem alten ehrsamem, aber ganz schlichten Handwerksmann, und namentlich seiner herzlichen Zuneigung zu seinem alten Küster. Unter den Briefen, die wir im Jahre 1850 aus dem Seebade von Elster empfangen haben, befindet sich nur einer, in welchem unter den Personen, die er zu grüßen bittet, „sein alter lieber Sauer“ nicht mit Namen genannt wird. — Zuletzt zeigte er noch seinen demüthigen Sinn in der Anordnung seines Begräbnißes, das nach seinem Wunsche in den einfachsten Formen stattfinden sollte und stattgefunden hat. Freilich hat er damit nicht

hindern können, daß die Betheiligung eine so große war, wie man sie in Potsdam noch nie oder doch nur selten gesehen hatte.

Mit dieser Demuth in Beziehung auf ihn selbst war gepaart eine große Milde des Urtheils über Andere. Wohl haben wir auch scharfe, zum Theil sehr scharfe Urtheile aus seinem Munde vernommen, solche auch, die uns zu scharf erschienen sind, aber in der Folge haben sie sich stets als richtig und gerecht erwiesen. Wie sein leibliches so besaß auch sein geistiges Auge einen seltenen Scharfblick. Es war noch vor dem Jahre 1848 nach einem Missionsfeste, als er über einen der bei demselben gegenwärtigen Geistlichen, der damals noch Landprediger war, sich zu uns etwa so aussprach: „Glauben sie mir, dieser . . . so freundlich und süßlich er thut mit seinem „lieber Herr Bruder,“ ist dennoch ein Pfaffe durch und durch.“ Das schien uns in dem Augenblick viel zu hart geurtheilt. Der Mann war zu jener Zeit in weiteren Kreisen noch wenig bekannt und galt für einen gutmüthigen missionseifrigen Pietisten. Aber je länger je mehr haben wir einsehen lernen, wie richtig Eltester ihn beurtheilt hatte, und schon längst müssen wir ihm vollständig beistimmen. Jener Mann, nun schon längst nicht mehr Landprediger, ist seit einigen Jahren weit und breit bekannt — populär, möchte man sagen, — als Typus eines zwar aufrichtigen und überzeugungstreuen, aber auch über die Maßen fanatischen und zelotischen Hegers und Denunzianten, kurz eines richtigen „Pfaffen“. Pfaffenthum nebst Unlauterkeit und Unwahrhaftigkeit, Feigheit und Heuchelei waren überhaupt die Dinge, die Eltester nicht scharf genug beurtheilen und verurtheilen konnte, die seine sittliche Entrüstung in dem Grade herausforderten, daß er über sie die Schale seines gerechten Zornes in gewöhnlich höchst drastischen, ja auch höchst unparlamentarischen Ausdrücken auszugießen pflegte. Im übrigen urtheilte er milde und Lauterkeit und Wahrhaftigkeit ehrte und liebte er, wo er sie fand, gleichviel bei welcher politischen und kirchlichen Richtung, z. B. an dem jetzt bereits verstorbenen orthodox-pietistisch gesinnten, von ihm aber trotzdem hochgeschätzten und aufrichtig geliebten Kadettenprediger Bernhardi.

In seinem häuslichen Leben gereichte es ihm oft zu großem Leidwesen, daß er durch seine Kränklichkeit, nicht nur durch seine Parthörigkeit, sondern mehr noch zu Zeiten durch Nervenleiden sich in dem Verkehr mit den Seinen, namentlich mit den Kindern, als sie noch Kinder waren, sich gehemmt und beschränkt sah. Ging er doch mit der zärtlichsten Liebe an Weib und Kind und war von der treuesten oft ängstlichen Sorge für sie erfüllt. Es ist uns noch sehr wohl erinnerlich, wie er um seine zweite Tochter gesorgt und gebangt hat, da sie als Kind fränklich und schwächlich

war und sehr schwer sprechen lernte. Darüber konnte er seinem Herzen nicht oft genug und zwar in fast komischer Weise Luft machen. Und sein erster Brief, den er uns im Sommer 1850 aus dem Seebade schrieb, beginnt mit Klagen darüber, daß zwei seiner Kinder krank gewesen seien, und eins derselben, sein „Junge noch krank“ sei,*) und daß er erst einmal seine „sämmlichen Kinder im Freien gehabt“ habe. Besondere Freude machte es ihm, den Seinen Freude zu machen. So gedenken wir noch daran, mit welchem Vergnügen er im Jahre 1848 kurz vor Weihnachten eines Abends auf den Markt ging, um für seine Kinder noch einige Spielsachen einzukaufen. Seine Liebe zu den Seinen ist ihm aber auch von ihnen redlich und treulich vergolten worden, zumal in den Jahren der Krankheit, und er hat das dankbarlichst anerkannt. In seinem letzten Briefe schreibt er uns: „Wie ich einst um meine Mathilde**) gebangt habe, so müssen die Meinigen jetzt um mich sorgen. Ohne ihre treue Pflege wäre ich schon nicht mehr.“

Endlich müssen wir noch seines kindlichen Sinnes gedenken, der ihm so charakteristisch war, daß, wenn wir ihn unerwähnt ließen, ein wesentlicher Zug in seinem Bilde fehlen würde. Wie dieser kindliche Sinn sowohl in seiner Liebe zur Natur als auch und noch mehr in dem Verkehr mit seinen Kindern sich kund gab: so auch und zwar in der eigentlichen Bedeutung des Wortes in seinem Verhältniß zu seinen Eltern. So lange sie lebten,***) hat er, so oft er nicht zu Badereisen genöthigt war, die Zeit, die ihm zu Ausflügen vergönnt war, dazu benutzt das Elternhaus aufzusuchen. Darin haben ihn weder die gutmüthigen Spöttereien seines Krause noch die von auswärtigen Freunden öfters an ihn ergangenen Einladungen, sie zu besuchen, irre zu machen vermocht. „So lange ich die Eltern noch habe“, pflegte er zu sagen, „sind sie es, denen ich meine freie Zeit widmen muß, ich weiß nicht, wie lange ich sie noch habe.“ Daher hebt auch Ritter in seiner „Gedächtnißpredigt“ S. 8 mit Recht diese kindliche Liebe Eltesters zu seinen — übrigens lange vor ihm verstorbenen — Eltern hervor und sagt von ihr, daß sie „ihn bis ans Ende nicht verlassen“

*) Dieser Sohn, der älteste, das dritte seiner Kinder, dessen Geburt ihn hoch erfreut hatte, ist dem Vater bald nachgefolgt. Als Artillerie-Offizier war er 1870 ins Feld gerückt, mußte aber — schon mit dem eisernen Kreuze geziert — so viel uns erinnerlich ist, noch in demselben Jahre krank in die Heimath zurückkehren, in der er dann trotz sorgfältigster mütterlicher Pflege seinen Leiden erlegen ist.

**) Die zweite Tochter.

***) Früher in Berlin, zuletzt — seit 1848 — in Angermünde.

habe, daß „die Hoffnung daß er Vater und Mutter wiedersehen sollte, ihm ein heller Stern in des Leidens Nacht“ gewesen sei.

Ja wohl, „in des Leidens Nacht“! Er hat müssen „durch Leiden vollendet“ werden, und wiederum richtig bezeichnet ihn Ritter*) als einen Mann, „den Gott leiden und tragen und dadurch Andere trösten gelehrt hat“. Die reichen Schätze und Gaben des Geistes und Herzens, die Gott ihm verliehen, er hat sie gehabt in einem gar schwachen, hinfälligen und gebrechlichen „irdischen Gefäße“. Freilich wer ihn in gesunden Tagen — so weit bei ihm von solchen die Rede sein konnte — gesehen oder gar gehört hat, der hat daran wenig oder gar nichts gemerkt; doch wer ihn näher kannte, der wußte, wie schwer ihm die Arbeit wurde. Seines Gehörleidens — seinen „Pfahl im Fleisch“ pflegte er es zu nennen — haben wir bereits öfters zu erwähnen Gelegenheit gehabt. Es war ein von seinem Vater ererbtes. Glücklicher Weise hat es sich nie bis zu völliger Taubheit gesteigert, ja seitdem er sich des Hörrohrs bedienen mußte, so viel wir wahrnehmen konnten, kaum erheblich verschlimmert. Aber zu diesem einen kamen noch andere, noch schlimmere Leiden. Den Grund zu ihnen hat er seinem eigenen Eingeständnisse nach wohl selbst gelegt durch übergroße geistige Anstrengung in seiner Jugend. Davon ganz abgesehen, daß er im Alter von erst 17 Jahren schon die Universität bezogen: aus seinem Munde wissen wir, daß er als Jüngling zu Zeiten 16 Stunden täglich gearbeitet hat. In Folge dessen stellten sich schon frühe bei ihm Nerven- und Unterleibsleiden ein, beide im Zusammenhange mit einander, die bisweilen in die tiefste nervöse Hypochondrie ausarteten. Die Baderkuren die ihm öfters verordnet wurden, haben ihm keine dauernde Hilfe sondern nur kurze, schnell vorübergehende Erleichterung gebracht, und die völlig gesunden Tage, die er gehabt hat, dürften zu zählen sein. Zu dem allen trat schließlich noch ein Brustleiden hinzu, das zuerst im Sommer 1863 zum Ausbruch kam und ihn schon damals längere Zeit seinem Amte entzogen hat. Doch wurde er demselben noch einmal wiedergegeben, aber nur für kurze Zeit. Im Jahre 1865 kam ein neuer Anfall, nach welchem er unseres Wissens sein Amt nicht wieder verwalten konnte. Von dem Potsdamer Magistrat als dem Patron seiner Kirche wurde ihm nun ein Hilfsprediger angestellt*), wohl in der Erwartung, daß er mit der Zeit seine Funktionen wieder würde übernehmen können; aber diese Erwartung ist nicht in Erfüllung gegangen, und zuletzt — im Jahre 1868 — hielt

*) In der Vorrede zu „Worte der Verständigung“ u. s. w. S. V.

er es für Gewissenssache um seine Emeritirung einzukommen, die er vom 1. Juli desselben Jahres ab bewilligt erhielt, um sie nicht viel über ein halbes Jahr zu überleben. Wenn wir bedenken, wie oft er uns seine Leiden geklagt, wie er uns z. B. im Jahre 1857 geschrieben hat: „Wenn nicht irgend wo und wie unumgängliche Nothwendigkeit zu literarischen Arbeiten kommt, so wird's entschiedene Pflicht für mich zu pausiren und „des Leibes zu warten“, und wie er trotzdem nicht „pausirt“ hat sondern gewirkt, „so lange es Tag“ war für ihn, bis an's Ende, mit aller Kraft, die ihm noch geblieben, so schwach und gering sie zuletzt war: so dürfen, ja müssen wir von ihm bekennen: „der Eifer und des Herrn Haus“ hat ihn verzehrt geistig und leiblich. — Unvergeßlich wird uns unser letzter Besuch bei ihm bleiben. Es war unmittelbar vor der Schleiermacher-Feier im Jahre 1868, also nur wenige Wochen vor seinem Tode, an einem Tage, an dem er sich leidender fühlte als sonst, und er bedauerte, daß wir nicht an einem anderen gekommen wären. Im Laufe des Gesprächs äußerte er mit Beziehung auf Krause's Tod: „Wir haben Jonas verschmerzen müssen; wir werden auch Krause verschmerzen. Wir beide, Krause und ich, sind immer des Glaubens gewesen, daß Gott einen Jeden hier so lange leben läßt, als er ihn brauchen kann.“ Im Uebrigen leuchtete in seiner Rede zwar bisweilen etwas auf von einem Widerscheine der früheren, gesünderen Zeiten; wohl kamen hin und her noch etliche der alten Witz- und Kraftworte aus seinem Munde; aber auf seinem Antlitze war ein Ausdruck des Leidens gelagert, der den wehmüthigsten Eindruck machte, und noch ergreifender war es, als er, im Begriff einen Löffel Arznei zu nehmen, in den Ruf ausbrach: „Ich sehne mich nach meines Leibes Erlösung!“ Es war das ziemlich das Letzte, was wir aus seinem Munde gehört haben. Bald darauf schieden wir vor ihm — wir konnten es uns wohl denken — auf Nimmerwiederssehen in diesem Leben. Dennoch wurden wir auf's schmerzlichste überrascht, als wir die Todesnachricht erfuhren; so nahe hatten wir sein Ende doch nicht geglaubt. Er selbst hat wohl die Nähe desselben schon damals geahnt und gefühlt; denn, wie wir später erfuhren, zu einem anderen Freunde, der ihn ein paar Tage nach uns besuchte, hat er geäußert: „Ich bin ein sterbender Mann.“ So ist ihm seine Sehnsucht bald gestillt worden, ihm zum Heil und Frieden, den Seinigen, Angehörigen und Freunden, zur Trauer. Allerdings, wie Ritter in der Gedächtnißpredigt S. 8 bezeugt, „die die er lieb hatte, Gattin, Töchter, Söhne, Waisen zurücklassen zu müssen, das hat ihm den Tod am bittersten

*) In der Person des jetzigen Predigers Persius an der ref. Heiligen-Geist-Gemeinde.

gemacht.“ Aber eben derselbe bezeugt dort S. 13 auch: „Als schon seine Pulse stockten, da hat er seinen Freunden noch bekannt : „In dem Glauben, in dem ich selig gelebt habe, sterbe ich auch selig.“

Es ist an einem anderen Orte*) und von anderer Seite bereits sehr zutreffend gesagt worden, daß er — wohl ohne sich dessen bewußt zu sein — in seiner Heidelberger Gustav-Adolf-Predigt sich selbst charakterisirt habe. Er schildert da**) den „evangelischen Mann“, der da sei „der Mann der Klarheit und der Innigkeit; des Muthes und der Demuth; der Festigkeit, die um keinen Preis von ihrer Ueberzeugung läßt und liebevoll an jedem die Treue der Gesinnung ehrt; der Mann, der mit heiligem Ernste seine Seele in den Händen trägt und wie ein Kind sich jeder Gabe Gottes freut; der Mann so eng im Gewissen und so weit von Herzen, der lieber stirbt als heuchelt; der auch im heftigsten Streit nur Frieden sucht.“ Und fürwahr, solch ein „evangelischer Mann“ ist er unser Eltester gewesen bis an's Ende. So viele unser ihn gekannt und lieb gehabt haben, die werden ihm dies Zeugniß nicht vorenthalten. Als solchen „evangelischen Mann“ ihn darzustellen ist unser Bestreben gewesen in diesem Nachrufe. Auf Grund vieljähriger genauer Bekanntschaft und Freundschaft, auf Grund mehrjährigen lebendigen persönlichen Umganges und einer zwar nicht regelmäßigen brieflichen Verbindung aber doch ununterbrochener geistiger Gemeinschaft mit ihm haben wir nach bestem Vermögen aus und mit Liebe, aus dem Gedächtniß und, wie wir hoffen, auch aus und mit dem Verständniß der Liebe sein Bild, wie es mit unauslöschlichen Zügen und Farben uns in's Herz eingezeichnet ist, hier abzuzeichnen versucht. Wir bekennen, daß bei unserer Arbeit diese Züge und Farben sammt der Erinnerung an die mit dem Entschlafenen durchlebten vergangenen Zeiten in uns, soweit das möglich war, sind aufgefrischt worden, und schließen mit dem Wunsche, daß seine Freunde, seine Mitarbeiter und Mitsreiter, die älteren sowohl als die jüngeren, überhaupt alle, die ihn gekannt und geliebt haben, in unserer Zeichnung die Züge und Farben, mit denen sein Bild in ihre Herzen gezeichnet ist, wieder erkennen, die aber unter unseren Gesinnungsgegnossen, die ihn nicht gekannt haben, aus denselben ihn kennen lernen und lieb gewinnen mögen — als einen „Unbekannten und doch Wohlbekannten.“ Bleibe sein Gedächtniß bei uns in Ehren und im Segen!

*) In der Protest. Kirchenzeitung zu Anfang des Jahres 1871 in einer Anzeige der „Worte der Verständigung“ u. s. w.

**) In „Worte der Verständigung“ u. s. w. S. 92.

Nachtrag

zu den Aufsätzen über Krause und Eltester.

Es sei mir gestattet, den beiden so sorgsam und gewissenhaft entworfenen Characterbildern von H. Krause und H. Eltester ein kurzes Nachwort anzuknüpfen. Die Arbeiten, wie gesagt, sind sehr dankenswerth, sehr tüchtig. Und doch wer Eltester und Krause persönlich gekannt hat, der wird bei aller Anerkennung ein gewisses Gefühl nicht unterdrücken können, daß er etwas vermißt. Das ist kein Vorwurf gegen die Verfasser, es ist ein Mangel, der sich gar nicht vermeiden läßt, der vielmehr der Nothwendigkeit entspringt. Das besonders Anziehende und Bedeutende an beiden Männern war in hervorragender Weise das Persönliche, das Individuellste, wie es in dem alltäglichen Verkehr, in den gewöhnlichsten Lebensbeziehungen wie reiner, harter Krystall sich abspiegelte. Keiner der für eine solche Arbeit befähigten Freunde hat in langem, unmittelbar persönlichen Umgang mit ihnen gestanden. Noch weniger ist es einem derselben vergönnt gewesen, ihren Entwicklungs- und Bildungsgang beobachtend zu verfolgen. Kamem wir Freunde auch mit beiden öfter zusammen; so nahm in der Regel das Kirchliche, Theologische, auch wohl Politische sofort uns ganz und gar in Anspruch und die lebhafteste Discussion ließ alles Andere fast völlig zurücktreten. Die folgenden Andeutungen aus meiner persönlichen Erinnerung können darum auch nur wenig zur Ergänzung beitragen. Vielleicht ist aber auch das Wenige hier und dort angenehm.

Eltester und Krause waren wohl in ihren Eigenthümlichkeiten nicht wenig verschieden. Eins aber war beiden gemein, ein ur- oder naturwüchsiges Wesen, das sie sich durch alle Bildungsphasen, in allen Verbindungen und unter allen Verhältnissen unverletzt und kraftvoll bewahrten. Daher trug all ihr Thun und Treiben das Gepräge frischer Ursprünglichkeit. Dazu gehörte bei angestrengtester, geistiger Arbeit ihre Liebe zu der Natur und zwar bei jedem in der aus dem elterlichen Hause ererbten Weise. Beide hingen mit tiefer Liebe auch im Mannesalter an ihren Eltern. Die edle, zartgesinnte, tief fromme Mutter war es, der das

Herz Eltesters in stets gleicher Innigkeit entgegenschlug. Der Vater, praktischer Jurist, hatte ein derbes Wesen und heischte stets die Erfüllung seines Willens. In früheren Jahren passionirter Jäger behielt er im Alter wenigstens seine Vorliebe für seinen treuen Begleiter, einen Jagdhund, und sorgte, daß demselben auch im Hause sein bestimmtes Recht werde. Die tiefe Innigkeit der mütterlichen Natur lebte im Innersten unseres Eltester, aber die Kraft und Derbheit des hiebrn Vaters ließ er zu Zeiten auch nicht vermissen. War er von der Arbeit, namentlich vom Studium erschöpft und angegriffen, so galt ihm, wenigstens in jüngeren Jahren, als beste Erholung das keine Beschwerlichkeit scheuende Herumschweifen in tiefster Walbwildniß ohne Weg und Steg. Hier in der Waldeinsamkeit, im Nachspüren des Wildes, suchte der in Abstraktionen ermattete Geist neue Frische, Kraft und Elasticität. So war es ihm auch ein Bedürfniß, das Thierleben in seiner Nähe zu haben und zu beobachten. Eine Sammlung verschiedener Vögel im Zimmer, Hühner und Tauben auf dem Hofe, wurden von ihm regelmäßig gepflegt. Im Jahre 1848 oder 49 besuchte er seine von ihm besonders geliebte, erst kürzlich verheirathete Schwester in Angermünde, welcher er zur Bevöllerung ihres Hofes eine Henne mit Küchlein geschenkt hatte. Damals kam er nebst seinem Schwager, dem Pfarrer Nehms, auch zu mir in meinem Dörflein. Die Wogen der politischen Kämpfe gingen hoch, auf kirchlichem Gebiet wurde viel gehofft und gefürchtet, ersehnt und erstrebt. Im lebendigsten Fluß, in mächtiger Erregung, in ergreifender Begeisterung ergoß sich nach beiden Seiten hin die Rede über seine Lippen. Aber wie gespannt sein Geist war, immer wieder brach er einmal ab, um dem Schwager von Neuem die Sorge für die Küchlein ans Herz zu legen und ihn mit Anweisung zu versehen.

Krauses Eltern, welche beide den Sohn, ihren Stolz und ihre Freude, überlebten, gehörten dem Bauernstande an. Er hat sich dieser Abstammung stets mit besonderem Nachdruck gefreut und gerühmt und behauptete, das ächte, gesunde Wesen eines märkischen Bauers in sich zu tragen. Ihn zog es zur Erholung von der Arbeit auf die Kornfelder und zum schönen See seines Dörfleins. Er hatte seine Freude an den Blumen und Bäumen des väterlichen Gartens. Besonders glücklich war er, wenn er unter einer prächtigen vom Vater gepflanzten Linde im Sommer die Freunde versammeln konnte, um im tiefsten Ernst und heiterm Scherz inhaltvolle Unterredungen zu veranlassen. Das väterliche Haus blieb auch dem Manne wie ein Paradies und wenn der Frühling wiederkehrte mußte er mit Weib und Kind hinaus in sein geliebtes Weißensee. Als seine letzte Krankheit immer ver-

zehrender wirkte, drängte er bei aller Schwachheit zur Uebersiedlung aus der Stadt, um unter dem väterlichen Dache seinen Geist in Frieden auszuhauchen.

Streng sittlichen Geistes und Strebens konnten beide, jeder in seiner Weise, auch wohl rigoristisch erscheinen. In vollem Maaße ist das Geltendmachen der strengsten Wahrhaftigkeit bei Krause hervorgehoben. Er war nach andern Seiten nicht minder streng. Einst wanderte er mit unserm bedeutendsten Dichter der Neuzeit, mit Fritz Reuter, in Mecklenburg von einem Ort zum andern. Letzterer hatte bei dieser Gelegenheit aus Gefälligkeit die Mitnahme eines versiegelten Briefes übernommen. Der Eifer und Nachdruck, mit welchem Krause ihm die Uebertretung des damaligen Gesetzes, die etwa einen Groschen betragende Defraudation gegen den Staat, immer wieder vorgehalten, hat sich ihm aufs Tiefste eingeprägt und bleibt ihm unvergessen. Wer war freier, schärfer, schneidiger in nothwendiger Kritik als Krause? Aber wie manchemal bin ich Zeuge von seinen gewissenhaften, sorgsamten Erwägungen gewesen, ob er auch nicht gegen die bestehenden Gesetze verstoße. In Betreff sehr wackerer Freunde war es ihm ein Schmerz, daß sie nach seiner Meinung nicht der bürgerlichen Gerechtigkeit genügten und er klagte wiederholt, daß sie nicht lernen wollten, Injurien und das einfache Sagen der Wahrheit von einander zu unterscheiden. Bei aller Liebe für eine freie Entwicklung des öffentlichen Geistes und des Volkslebens forderte er aufs Entschiedenste das Innehalten der gesetzlichen Bahnen. Er war von tiefer Enttäuschung erfüllt, als im Jahre 1848 Mitglieder der National-Versammlung das tumultuariische, gewalthätige Auftreten des Pöbels entschuldigten und in Schutz nahmen. Klassisch bleibt sein Brief an seine Wähler in Magdeburg gegen ihre Zumuthung, nach ihrem Belieben seine Haltung und seine Abstimmungen einzurichten. Mit vollster Entschiedenheit macht er auch den Wählern gegenüber das gesetzliche Recht des Abgeordneten geltend, stets auf seine eigene Ueberzeugung und sein Gewissen zurückzugehen, unbekümmert darum, daß es ihm seinen Sitz im Hause kosten werde. Nicht minder hoch hielt Estester vom Gesetz auf kirchlichem und staatlichem Gebiet. Er war mit besonderer Vorliebe ein eben so praktischer, wie geistvoller Ausleger des Dekalogs. Wenn man ihm auf die Behauptung, daß er hier die ganze christliche Ethik in ihrer Fülle habe, einwarf, „doch nur, weil er nicht sowohl auslege, als vielmehr hineinlege“; so erwiderte er: Ich thue dasselbe, was mich der Heiland in der Bergpredigt gelehrt hat. Jedenfalls aber ist schon im Moses, was bei Christus, wenn auch dort im Keim und hier in der vollen

Entwicklung. Im Keim aber ist wesentlich der ganze Baum; so habe ich auch ein Recht, aus Mosi herzuleiten, was allerdings erst in Christo vollkommen entwickelt ist. Wie wenig seiner evangelischen Ueberzeugung nach das bestehende Kirchen-Regiment vielfach in seinem Verhalten dem evangelischen Wesen entsprach; so legte er doch das größte Gewicht darauf, auch ihm gegenüber sich durchaus legal zu verhalten. Als im Jahre 1860 die Gemeindeordnung wieder zur Berathung und Annahme von §. 3 ab dargeboten wurde und die derselben gegenüber zu nehmende Stellung und Haltung besprochen wurde, rief er aus: „Die Vorlagen der Obrigkeit sind als solche zu respektiren. Laßt uns dem Dinge nur die Gistzähne ausziehen, dann kann unter Gottes Hülfe noch etwas ganz Gutes daraus werden.“ Als im Jahre 1848 auch zu Potsdam in Volksversammlungen Irrthümer, welche auf Auflösung der bürgerlichen Ordnung, des Besitzes u. s. w. zielten, gepredigt wurden, scheute sich Eltester nicht diesen Kampfplatz zu betreten. Ebenso drastisch, wie schlagend vertheidigte er namentlich durch Bild und Gleichniß Recht, Gesetz, die festen Grundlagen aller menschlichen Ordnung und seine Rede schlug gewaltig ein in die Herzen der Menge. Als man ihm später im vertraulichen Gespräch vorhielt, seine Rede sei doch wohl zu wenig gewählt und deshalb nicht recht passend, war seine Antwort: „Seid ohne Sorgen, ihr Herren Geheime Rätthe 2c. Mit euch habe ich dort nichts zu thun und kümmere mich nicht um euch. Aber so ein wohlgepflegter Wachmeister und andre rechtlichaffene Leute aus dem Volk liegen mir am Herzen und die verstehen meine Sprache und behalten mit Gottes Hülfe Herz und Gewissen auf dem rechten Fleck.“ Wie sehr ihm die Einigung des deutschen Vaterlandes ein Gegenstand tieffter Sehnsucht war, er konnte sich nach der Vertreibung der Dänen aus Schleswig-Holstein in die von vielen Seiten geforderte Annectirung nicht finden und verwies eine feine, hochgestellte Dame einst einfach auf das siebente Gebot. Wie sein Urtheil bei der späteren Entwicklung, namentlich bei dem Verhalten des Augustenburgers sich gestaltet, darüber habe ich freilich nichts von ihm mehr gehört.

Wie sehr beide aber im Interesse wahrer Freiheit die Gesetze und ihre Geltung hochhielten, so gab es doch Punkte, wo sie wenigstens in erster, lebendiger Aufwallung des Rechtsgefühls geneigt waren, auch über die Gesetze hinauf gleichsam zu ewigen Urrechten zurückzugreifen. Wir gedachten einst, wie der Sohn eines besonders frommen und gewissenhaften Vaters sich so ganz in den Unglauben verloren habe. „Wenn mein Junge mir das anthun könnte“, fuhr Eltester auf, „ich würde ein zweiter Brutus an ihm werden“. Der deutsche Mann, äußerte Krause wiederholt, solle die Wege

des Gesetzes inne halten. Wenn aber seinem Herzlieb, seiner Frau, von irgend einer Seite Beleidigendes oder Beschimpfendes zugefügt würde, dann habe er um menschliche Gesetze sich nicht zu kümmern, sondern frischweg um Faustrecht zu greifen. Mit vielem Behagen gedachte er dann einer Begebenheit aus dem Leben seines Vaters. Kurz vor dem Abzug der Franzosen hatte einer derselben im Krause'schen Hause sich manches Ungebührliche erlaubt. Still wurde Alles getragen. Da ließ der übermüthige Franzose sich auch Unziemliches gegen die Frau oder Braut des Vaters Krause zu Schulden kommen und sofort wich die stille Geduld einem eben so hell aufglühenden Zorne. Der Franzose wurde von deutschen Fäusten und deutschen Hieben gar unsanft verarbeitet. Nach der tollkühnen That wurde ein kühner Entschluß dem Vater unseres Krause zur Rettung. Er lief unverweilt zu dem kommandirenden Officier und es gelang ihm durch eine einfache Darstellung nicht nur das Leben zu retten, sondern auch sich Straflosigkeit zu erwirken. Wenn bei Eltester, nach einer eigenen Aeußerung Krauses, auch im häuslichen Leben noch ein gewisser Calvinischer Zug in einem das Einzelne durchziehenden, allerdings verklärten gesetzlichen Wesen sich ausprägte; so möchte ich fast einen lutherischen Zug in Krause entdecken. Ich meine ein gewisses Erhabenheit über die Sorgen in Bezug auf die Erziehung. Sind die Kinder gesund geboren, so äußerte er sich wohl, dann gebt ihnen Speise und Kleid für den Leib, Unterricht für den Geist; aber pfuscht mit euren Erziehungskünsten nicht dem lieben Gott ins Handwerk und verderbt ihm nicht sein heiliges Werk. Lebt euren Kindern ein rechtschaffen Leben vor und dann überlaßt sie möglichst sich selbst zur reifen Entwicklung. In diesem Sinn ist er besonders ein entschiedener Gegner der Kindergärten geblieben, weil nach seiner Meinung darin viel zu viel an den Kleinen herumgefünstelt werde.

Wenn beide Männer im edelsten Sinn des Wortes sich als Eiferer für das (vaterländische, bürgerliche) Gesetz bezeichnen lassen; so trugen sie zugleich ein gewisses, ich möchte sagen, instinktives Wesen in sich, das sie bei allem Eintreten für Recht und Verfassung von der Fortschrittspartei der damaligen Zeit mehrfach trennte. Wie verhaßt beiden Männern jener Royalismus war, der mit den prahlerischen Reden über Königstreue nur die Sonderinteressen des eigenen Standes, der eigenen Clique zum Nachtheil des Ganzen zu schützen und zu heben suchte, wie widerwärtig sie jeder Anflug eines servilen, kriechenden Wesens nach Oben hin berührte, wie wenig sie je geneigt waren, dem Recht und der Wahrheit auch dem Fürsten gegenüber etwas zu vergeben; sie waren und blieben treueste Anhänger

des Königs und des Königthums. So hörte ich es von Elteſter in den Jahren 1848 und 49. Tief ergriffen war ſein Herz von Hoffnung und Furcht, ſo doch, daß die Hoffnung ſtets das letzte Wort behielt. Nur unter vier Augen ſprach er, wie ängſtlich, daß niemand anders es höre, es aus, daß eine Beſorgniß ihn oft namenlos quäle, nämlich die, ob der König auch ſein gegebenes Wort halten und ſelbſt für Verfaſſung und Recht einſtehen werde. Er wollte im König auch den Erſten ſeines Volkes, der im Hochhalten des Geſetzes allen voranleuchte, verehren. Volle Zuverſicht zu einer heilſamen Entwicklung des Vaterlandes erhielt er ſich oder errang ſie ſich ſchnell von Neuem, wenn ſie einmal wollte wankend werden. Dieſe Zuverſicht wandelte ſich manchmal wie in ein lebendiges Anſchauen um. Im Jahre 1866 zur Zeit des Krieges, ehe die Nachricht von einem Treffen zu uns gelangt war, beſuchte ich eines Tages den ſchon todtkranken Mann. Wie drückende Gewitterschwüle lag damals die Unkunde über unsre in Böhmen eingedrungenen Truppen beängſtigend auf den Gemüthern. Widerwärtige Gerüchte von Ueberfällen, einer verlorenen Schlacht, Gefangenahme bedeutender Truppentheile, ſelbſt eines königlichen Prinzen hielten ihren Umgang und wurde derſelben auch unter uns gedacht. Eine Minute war es, als wolle die ſich meldende Beſorgniß auf dem tief kranken Geſicht Elteſters die letzten Spuren des Lebens vernichten. Da plötzlich ging es wie Wetterleuchten durch ſeine Mienen, das Auge ſtrahlte von Muth und Begeiſterung und mit einer Kraft und Klarheit, wie ſie ihm in geſunden Tagen nur immer zu Gebote ſtand, ſchilderte er das böhmische Gebiet, in dem unsre Truppen ſich befanden, beſchrieb, als wäre er Augenzeuge, wenn nicht gar anordnender Führer, die Stellung der verſchiedenen Heereſtheile, wies daraus die Unmöglichkeit jener Erzählungen nach und rief: Heut, morgen oder übermorgen findet da oder dort (er bezeichnete zwei verſchiedene Punkte) der erſte Zuſammenstoß ſtatt und der Telegraph wird uns ſehr bald das Gegentheil jener albernen Gerüchte verkünden. In der That beſtätigte überaus ſchnell der Erfolg die Richtigkeit ſeines Sehens in die Ferne. In dieſer inſtinktiven Zuverſicht war Krauſe ſeinem Freunde ganz gleich. Als bei dem Beginn des dänischen Krieges einige Freunde die Beſorgniß äußerten, daß das arme Schleswig-Holſtein wieder zum Schimpf des ganzen Vaterlandes ein Gleiches erleben könne wie 1848, war Krauſe ſo unveränderlich guten Muthes, daß er keinen Augenblick an glücklichen Erfolgen zweifelte. Wie aus Inſtinkt ging ſeine innere Stellung zu Bismarck hervor. Er war ſtets über das Manteuffelſche Regiment enpört geweſen und konnte es manchmal nicht bitter und

scharf genug rügen, wie dasselbe der Verfassung und dem Recht durch die Art seiner Verwaltung Hohn spreche. Wenn in der Konfliktzeit dieser oder jener der Freunde aber Bismarck angriff und das damals viel ventilierte „Macht geht vor Recht“ mit in die Rede zog; so ließ sich Krause wohl nicht auf eine Vertheidigung des Ministerpräsidenten ein, sagte aber: „Wenn der liebe Gott seine Absichten nicht mit Männern wie einem Schwerin zu Stande bringen kann, dann holt er sich einen Bismarck und mit dem führt er es hinaus, darauf kannst du dich verlassen.“ Wie er auch theuerste Freunde in der damaligen Fortschrittspartei hatte, er wußte sich doch von denselben getrennt. Niemals hat er denselben bestritten, daß sie in ihren Kämpfen das formale Recht auf ihrer Seite habe, wohl aber klagte er sie des Mangels an politischem Verständniß an. „Vieher will ich noch zehn Jahre geduldig die Reaktion tragen, als das Heft der Regierung in den Händen dieser Männer sehen.“ „Der König hat nach dieser Seite durch angeborenen Instinkt mehr staatsmännische Weisheit in seinem kleinen Finger als viele unsrer trefflichen Abgeordneten in ihrem höherleuchteten Verstande“, das sind Aeußerungen, wie ich sie wiederholt aus seinem Munde vernommen habe. Beiden Männern war Preußens Beruf für Deutschland und die Einigung des deutschen Vaterlandes unter dem Szepter des Preussischen Königs nur eine Frage der Zeit und die Ergebnisse des Jahres 1870/71 standen ihnen schon in der Vergangenheit als unumstößliche Gewißheit fest. Krause behandelte vor einer Reihe von Jahren in einem sehr lebhaften Gespräch mit dem Generalsuperintendenten Dittenberger diesen Gegenstand, als ob er schon in jenem Augenblick das Regiment für seinen König forderte. Dittenberger hob hervor, was an Bestrebungen der Humanität und des thätigen Christenthums von den kleineren Höfen, wie von dem Weimarischen ausgehe. Ach was, rief Krause, der übrigens Dittenberger gegenüber, den er sehr liebte, auch in liebenswürdigster Weise stritt: „Ach was, weder eure Humanität, noch euer thätiges Christenthum, noch euer Hof soll euch genommen werden. Aber euch selbst wollen und müssen wir haben und kommt ihr nicht willig dann brauch' ich Gewalt.“

Die beiden oft arg verkehrten Männer waren tief religiöse, selbst dem Mystischen zugewandte Naturen. Aber ursprünglich und eigenthümlich sollte Alles Religiöse sich aus dem eigensten Innern ihnen entfalten. War die Liebe zur Spekulation bei Eltester, die sich gern mit vollster Anstrengung religions-philosophischen Untersuchungen widmete, war die Uebung scharfer Kritik und Polemik bei Krause selbst im religiösen Bedürfniß und religiösen Triebe begründet, so hielten zugleich beide mit besonderer Innigkeit und Kraft an

dem, was ich das Unmittelbare in der Religion nennen möchte, an dem ungestörten Bleiben des Gemüthes in der Gemeinschaft mit Gott. Unvergessen bleiben mir mehrere Nachmittage und Abende, die ich mit den beiden Freunden allein verleben durfte, an denen selbst lange nach Mitternacht die Trennung uns nicht leicht wurde. Bei allem Freimuth und aller Schärfe in den theologischen Unterredungen brach wieder und wieder unwillkürlich eine Energie, Tiefe und Wärme der Frömmigkeit hervor, von der so mancher Rezerrichter unserer Tage keine Ahnung haben dürfte. Als ich vor vielen Jahren Eltester auf einer Predigerversammlung zum erstenmal sah und hörte, hob er hervor, wie so häufig Gott zwei sehr verschieden geartete Menschenklassen auch im Reiche Gottes neben einander stelle, die einen mit dem unüberwindlichen Bedürfniß kritischer Untersuchung und strenger Spekulation, die Andern mit dem Zuge der unmittelbaren Versenkung des Gemüthes in den Glauben, in die Gottheit selber. Beide wären aufeinander angewiesen von einander zu nehmen, sich gegenseitig zu läutern, sich zu ergänzen und sollten darum am Wenigsten mit einander hadern und sich trennen. In beweglicher Weise drückte er es als sein persönliches Bedürfniß aus, sich, wenn er sich in den kalten Höhen des spekulativen Denkens ergangen habe, wieder an der Glaubensinnigkeit eines einfachen, religiösen Gemüthes zu erquicken. Wie sehr ihn aber selbst lebendigste Glaubensinnigkeit bei Klarheit des Verstandes und Nüchternheit im Handeln erfüllte, davon gab Zeugniß, wie er in der Lehre als Zwinglianer über das heilige Abendmahl sich aussprach oder wie er bei den Festmahlen des Gustav Adolphs-Bereins in eben so praktischer wie tief ergreifender Rede den Festgenossen die heilige Sache ans Herz legte. So manchmal wirkte bei letzteren Gelegenheiten die Tischrede eben so viel, wenn nicht mehr als die vorangegangene Predigt. Daß ihm der Erlöser Ausgangs-, Mittel- und Zielpunkt fürs Denken und Leben blieb, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. Bei Krause ist das Letztere nicht minder der Fall. Hatte dieser schon als Student mit ganzem Herzen einem Verein des „historischen Christus“ angehört; so mögen sich manche Begriffe und Vorstellungen bei ihm geändert haben, der Zug seines Herzens zu dem Erlöser ist derselbe geblieben. Freilich jenes Christenthum, welches den Vater der Weltregierung enthebt, welches nur das Gebet „Herr Jesu“ kennt und den Sohn an Gottes Stelle setzt, hat er wie billig entschieden als dem Geist Christi widersprechend von sich gestoßen. Bei einer Feier des Schleiermacher'schen Geburtstages griff er diese Denkungsweise in einer Tischrede an, aber nicht ganz seine sonstige Präcision innehaltend, erklärte er es für fehlerhaften

Pietismus, beim Gebet zum Vater sich auf Jesum zurückzubeziehen. Unmittelbar wie das Kind zur Mutter müsse der Christ auch ohne Christum unmittelbar sich zum Vater erheben. Als ich in einer Erwiderung für mich das Recht eines solchen Pietisten in Anspruch nahm und erklärte, ich bedürfe wie fürs ganze Leben, so auch fürs Beten der Mittlerschaft des Erlösers, blieb unerwartet eine Antwort von seiner Seite aus. Später aber trat er zu mir heran und rief: „Ich bin ja noch vielmehr Pietist als Du.“ Immer wieder freute er sich dessen, daß seine Frau am Weihnachtsheiligabend, er selbst am ersten Pfingsttage geboren war. Es war ihm das beständige Sinnbild für sein Haus und sein Leben, daß Christus und sein Geist darin walte. Wie sehr Krause das vollste Recht der Freiheit des Denkens anerkannte und übte; es wurde niemals sein Denken der gebietende Herr seines Herzens und Lebens. Gewisse innre Thatsachen und Grundlagen des religiösen, sittlichen und christlichen Lebens standen ihm unerschütterlich fest. Verstießen die Ergebnisse seines Denkens gegen dieselben, dann hatte er, wie er bekannte, einen oder mehrere Rechen- oder Denkfehler begangen. Er stieß Alles um und begann die Untersuchung von Neuem. Sein Verkehr mit Gott war so lebendiger Natur, daß ihm auch das Visionäre nicht fern blieb. Er war fest überzeugt, für alle wichtigen Ereignisse und Wendepunkte seines innern und äußern Lebens besondere Mittheilungen und Weisungen von Gott erhalten zu haben. Als ich das leßtemal kurz vor seinem Tode bei ihm war, faßte er einen Traum der vergangenen Nacht ganz in diesem Sinne auf. Eine himmlische Erscheinung war an ihn herangetreten und hatte ihm eine Fackel mit einem wunderbar hellstrahlenden Licht dargereicht. Die Entscheidung, äußerte er, ist jetzt unmittelbar bevorstehend. Nur bin ich noch nicht ganz sicher, ob mir baldige Genesung bestimmt ist, damit ich mit erneuter Kraft und Klarheit hier noch für die Wahrheit eintrete, oder ob, was mir wahrscheinlicher ist, mein Gott mich baldigst zu dem helleren Licht einer höheren Welt abrufen wird. Aber mein Darniederliegen hat nach Gottes Rathschluß sein Ende.

Doch ich schließe diese Bemerkungen und frage nur noch: Was hat beide Männer von den mehrsten Vertretern der Vermittlungstheologie, oder der sogenannten positiven oder gläubigen Union geschieden? Der Glaube an Gott, an den Erlöser, an die allein bleibende und darum allein mächtige Wirksamkeit des heiligen Geistes? Gewiß nicht, es sei denn, daß einzelne Vermittlungstheologen sie um die Kraft und Lebendigkeit ihres Glaubens beneidet hätten. Sind es die Glaubenslehren gewesen? Gewiß,

Krause und Eltester, am orthodoxen System des 15. und 16. Jahrhunderts gemessen, sind auf das vielfachste von demselben abgewichen. Aber auch das war kein Scheidungsgrund. Wie ich von den besten und positivsten (wie man es ausdrückt) Vertretern der sogenannten gläubigen Theologie aus ihrem eigenen Munde vielfach vernommen habe, sie trugen ebenso ein Nest voll Kegereien in ihrem Kopf und Herzen wie die von ihnen Verworfenen. Was bleibt übrig? Ja nichts Anderes ist den beiden mehr übel genommen als ihr stets so festes und entschiedenes Eintreten für die evangelische Freiheit. Aber auch die Vermittlungstheologen haben, wie hier und dort für die Union, so auch wohl die evangelische Freiheit als ein gutes Recht in Anspruch genommen und vertheidigt, wie denn, um nur Eins zu erwähnen, Julius Müller und Rijsch manch treffliches Wort auf der Generalsynode der vom König berufenen Notabeln ausgesprochen haben. Aber sehen wir davon ab, wie mit dem Hervorheben von den „Grundthatfachen und Grundwahrheiten“ des Heils, die durchaus ihre nähere Bestimmung nicht gefunden hatten, man ein verderbliches Schaukelsystem subjectiver Willkür und Ungerechtigkeit anbahnte; die meisten in diesem Lager wollten die evangelische Freiheit gerade nur so weit gelten lassen, wie ihre Abweichungen von der Orthodorie reichten. Was irgendwie weiter nach links lag, darüber waren sie stets bereit, mit den engherzigsten Konfessionellen das Anathema auszusprechen und freuten sich, so doch wenigstens im Verdammen mit diesen Glaubens- und Zionswächtern Gemeinschaft zu haben. Das ihre armselige Halbheit, ihre klägliche Schwäche, ihre verblendete Ungerechtigkeit, die näher bei Licht besehen, ihrem Schwachglauben an den allein mittelst der Wahrheit ewig herrschenden König im Himmelreich, an das Walten des heiligen Geistes entsprang. Wo man an diesem Glauben Schiffbruch leidet, da verarmt man auch an der Liebe, die allein den klaren Blick des Geistes sich wahr, um auch bei etwas anderer geistiger Richtung im Bruder noch die Gestalt Christi und die Berechtigung in der evangelischen Kirche zu erkennen. Daher ist es eine heilige Gottesstrafe, daß diese positiven Unionisten, wenn es zur näheren Berührung mit den Konfessionellen kommt innerlich und äußerlich als die Halben und Unberechtigten erscheinen und ihnen gegenüber als die wider Willen an Hand und Fuß Gefesselten sich geberden, wie es, um nur ein Beispiel anzuführen, noch neuerdings Baumgarten auf das Schlagendste an den kirchenregimentlichen Eisenacher Konferenzen nachgewiesen hat. Im Gegensatz dazu eine Aeußerung, die im Kreise der Freunde mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde. Es wird sich bald das dritte Jahrzehent seit

nen lichtfreundlichen Bewegungen in unsrer Kirche vollenden. Uhlisch, noch in der Landeskirche, aber schon als Führer in den Röthner Versammlungen bekannt geworden und von manchen Seiten heftig angeklagt, war Gegenstand der Besprechung und Beurtheilung im Freundeskreise. In etwas überherber Weise lautete es: „Es ist wahr, die Dogmatik des Mannes ist die einer Wäscherin, aber die Gesinnung, die er ausspricht, bekundet einen evangelischen Glauben in seinem Herzen. Wehe uns, wenn wir den Frevel und die Schmach auf uns laden wollten, ihm seine Berechtigung in der evangelischen Kirche abzuspochen und ihn dadurch in die Wüste hinauszustoßen.“ Das war die praktische Anwendung dessen, was Krause und Eltester unausgesetzt beseelte und regierte. Ja sie forderten mit aller Kraft die evangelische Freiheit, aber nicht allein für sich und die nächsten Genossen ihrer theologischen Richtung, sondern für alle, welche auf dem Grunde des Evangelii sich stellten und hielten. Sie machten vollen, ganzen Ernst mit dem Paulinischen Wort: „Einen andern Grund kann niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus,“ machten vollen, ganzen Ernst mit dem Gehorsam gegen das Gebot Christi: „Ihr sollt euch nicht lassen Meister nennen, denn Einer ist euer Meister, Christus“, wie es die Verfasser vorstehender Charakterbilder auch hinreichend geltend gemacht haben. Das war der Grund, weshalb man diese Männer anklagte und schmähete. Das war die Bethätigung ihres in der Liebe reichen und starken Glaubens und ihr Ruhm vor Gott und der Welt. Das ist es, weshalb auch uns ihr Gedächtniß in Segen bleibt.

Berlin, den 18. Juli 1872.

Dr. Thomas.

Jahresbericht über den deutschen Protestantenverein.

Der 5. deutsche Protestantentag zu Darmstadt am 3.—5. October 1871, vor welchem unser letzter Jahresbericht stehen geblieben ist, hat sich vor allen andern bisher abgehaltenen Protestantentagen dadurch ausgezeichnet, daß seine Beschlüsse eine unerwartet rasche practische Wirksamkeit erhielten. Die Verhandlungen über „die Stellung des deutschen Protestantismus gegenüber dem Vorgehen Roms“, worüber Geh. Rath Dr. Bluntzschli die Berichterstattung übernommen hatte, haben den Anstoß wenigstens zu einer der tiefgreifenden Maßregeln gegeben, welche das deutsche Reich unterdessen der römischen Kirche gegenüber zu nehmen genöthigt war. Die damals aufgestellten Thesen über dieses Thema spitzten sich in der Forderung des staatlichen Verbots des Jesuitenordens zu, und in der That ist seitdem diese practische Spitze die Spitze des ganzen römisch-deutschen Kampfes geblieben bis zu dem Augenblick, wo die Reichsgesetzgebung durch das Jesuitengesetz der Parole einen gewaltigen Ernst verliehen hat. Daß es der Protestantentag gewesen ist, welcher der nachdrücklichen anti-jesuitischen Bewegung den Anstoß gegeben hat, ist in den Verhandlungen des Reichstags selbst von ultramontaner Seite zugestanden worden. Unmittelbar nach dem Protestantentage, nachdem die dortige Rede des Referenten, mit einem satyrischen Titelbilde versehen, in großen Auflagen verbreitet worden war, erhoben sich eine ganze Reihe von Bischöfen mit Widerlegungsversuchen und Protesten zu Gunsten der Jesuiten in dem richtigen Instincte, wie practisch gefährlich in ihrem Interesse gerade jene Forderung des Protestantentages war. Bald nahm die Bewegung gegen die Jesuiten die Gestalt von zahlreichen Adressen an den Reichstag an, wozu wiederum der Protestantenverein, und zwar der Leipziger Ortsverein, die Anregung gegeben hat, und schneller, als sonst die öffentliche Stimme zu wirken pflegt, und trotz der gewaltigen, dagegen aufgetriebenen klerikalen Petitionenmaschinerie, hat diesmal die Volksstimme den Sieg davongetragen. Freilich ist auch nicht bloß von ultramontaner Seite, sondern auch von liberaler die Forderung mißbilligt worden, und zwar vom Standpunkt eines Freiheitsbegriffes aus, der nach jeder Seite hin, auch nicht nach einer für Cultur und Staat notorisch

schädlichen das Vereinsrecht und das Recht der freien Lehrthätigkeit beeinträchtigt haben möchte. Auch auf dem Protestantentage hat diese Meinung einen Ausdruck gefunden. Aber dieser Freiheitsbegriff ist nicht im Stande gewesen, durchzudringen; die Pflicht, das Culturleben vor offenkundig schädlichen Einflüssen zu schützen, überwog über den theoretischen Begriff einer abstracten Freiheit.

Die Erklärung, welche der Protestantentag beschlossen hat, lautete folgendermaßen:

I. Betreffend das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit.

1. Insofern die von dem Vaticanischen Concil 1870 beschlossene Unfehlbarkeit des Papstes lediglich den Sinn hat, innerhalb der katholischen Kirche die absolute Autorität des Papstes zu begründen, enthält sich der Protestanten-Verein jeder Meinungsäußerung darüber.

2. Insofern aber das neue römische Dogma dazu dienen soll, im Sinne der Jesuiten:

- a. Die Souveränität des modernen Staates überhaupt und des deutschen Reiches sowie der deutschen Staaten insbesondere anzugreifen;
- b. den confessionellen Frieden in Deutschland zu gefährden;
- c. die Geistes- und Gewissensfreiheit und unsere ganze Cultur zu bedrohen;

sind die deutschen Protestanten und das ganze deutsche Volk veranlaßt und verpflichtet, dieser Bedrohung des Staates, des Friedens und des modernen Geisteslebens entschieden entgegen zu treten, und auf Beseitigung dieser ernstesten Gefahren entschlossen und sorgsam hinzuwirken.

II. Bezüglich des Jesuitenordens.

In Anbetracht

- 1) daß der Jesuitenorden durchweg aus Mitgliedern besteht, welche ihrer Familie, der bürgerlichen Gesellschaft und ihrem Vaterlande entfremdet sind und unbedingt den Befehlen ihrer römischen Obern gehorchen;
- 2) daß der Jesuitenorden kein Verein ist von freien Individuen, sondern ein streng disciplinirter geistlicher Heereskörper unter Offizieren und einem Obergeneral;
- 3) daß derselbe seit seiner Wiederherstellung durch den Papst Pius VII (Bulle vom 7. August 1814) wie vor seiner Aufhebung durch den Papst Clemens XIV (Breve vom 21. Juli 1773) nach

einheitlichem Plane daran arbeitet, die mittelalterliche Herrschaft der römischen Hierarchie über die Geister zu erneuern und zu verschärfen, und die Oberhoheit des römischen Papstes über die Fürsten und Völker wieder aufzurichten;

- 4) daß der Jesuitenorden der gesammten weltlichen Geistes-Cultur, dem modernen Recht und der bürgerlichen und politischen Freiheit den Krieg erklärt hat (Päpstliche Encyclika vom 8. Decbr. 1864) und die religiös-sittliche Entwicklung der Menschheit zu hindern sich anstrengt;
- 5) daß er den Frieden der Familien stört und untergräbt, die für den Bestand und die Entwicklung des deutschen Reiches unerläßliche Gleichberechtigung der Confessionen bedroht und bei jeder Gelegenheit die Rechte des deutschen Protestantismus anfeindet;
- 6) daß er die Erziehung der Jugend durch geistliche Dressur, durch Er tödigung der Wahrheitsliebe, durch Vernichtung gewissenhafter Selbstthätigkeit, durch sclavische Unterwerfung unter die Autorität der Hierarchie verdirbt und dadurch die Entwicklung der Charakter- und Geistesbildung der Nation und der Individuen schwer schädigt;
- 7) daß er den Aberglauben fördert und die Schwäche der Menschen zur Vermehrung seiner Reichthümer und zur Befriedigung seiner Herrschsucht frevelhaft ausbeutet;
- 8) daß die Vereinsfreiheit und die Freiheit religiöser Genossenschaften nur insoweit zu Recht bestehen, als Vereine und Genossenschaften die Staats- und Rechtsordnung achten und sich derselben unterordnen;

spricht der deutsche Protestanten-Verein seine Ueberzeugung aus:

Die Sicherheit der Rechtsordnung und der Autorität der Gesetze und der Staatsgewalt, die Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft, die Wahrung des confessionellen Friedens und der Schutz der Geistesfreiheit und Geistescultur erfordern das staatliche Verbot des Jesuitenordens in Deutschland;

und betrachtet es als eine ernste Pflicht der deutschen Protestanten und der ganzen deutschen Nation:

mit aller Kraft dahin zu wirken, daß jede Wirksamkeit in Schule und Kirche den Angehörigen und Affiliirten des Jesuitenordens verschlossen werde.

Aus der Widerlegung, welche der Vorstand des Vereines auf die Proteste der Bischöfe gegen den Protestantentagsbeschluß erlassen hat, heben wir nur folgende Schlußstelle hervor:

„Die Geschichte aller Staaten, worin die Jesuiten wirkten, läßt ferner keinen Zweifel darüber, daß der Orden überall den confessionellen Unfrieden angeregt, überall die freie Entwicklung der Wissenschaft und des Geisteslebens überhaupt gehindert, überall den Aberglauben gefördert, überall die Herrschaft der Hierarchie auch über die Fürsten und Regierungen angestrebt hat. Der Papst Clemens XIV. hat selber für diese geschichtliche Wahrheit ein öffentliches Zeugniß abgelegt, und es ausgesprochen, daß der Friede auch in der Kirche „gar nicht möglich sei, so lange die Gesellschaft Jesu bestehe“.

Wenn neuerlich der Bischof Senestrey von Regensburg die Revolutionen unseres Jahrhunderts wie ein Strafgericht Gottes für die Vertreibung der Jesuiten betrachtet und meint, jede Verfolgung des Jesuiten-Ordens ziehe den Untergang der Throne nach sich, so bezeugt die wirkliche Geschichte so ziemlich das Gegentheil von dieser fingirten, jesuitischen Geschichte.

Der König Karl X. von Frankreich ist 1830 gestürzt worden, nicht weil er die Jesuiten bekämpfte, sondern weil er sich mit ihnen verbündet hatte. Die Sonderbundscantone der Schweiz sind 1847 besiegt worden, weil sie sich für die Jesuiten in's Feld gewagt hatten. Die Fürsten von Modena und Toscana, welche 1859 vertrieben wurden, waren keine Gegner, sondern Freunde der Jesuiten. Der König Franz II. von Neapel folgte gänzlich dem Rathe der Jesuiten und verlor deshalb 1860 sein Reich. Die Königin Isabella von Spanien vertraute Rom und den Jesuiten und küßte ihr Königreich ein 1868. Den schweren Niederlagen Oesterreichs von 1859 und 1866 ging jedes Mal ein jesuitisch gefinntes Ministerium voraus. Auch zu dem Kriege von 1870, der für Frankreich so verhängnißvoll wurde, hatte der Jesuitenorden gereizt. Der Papst selber hatte den Verlust seiner weltlichen Macht zu gutem Theile der Jesuitenpolitik zuzuschreiben, welche jede zeitgemäße Staatsreform und die Versöhnung mit der Einigung des italienischen Volkes bekämpfte und zu hindern suchte. In der That, nicht nur die heutigen Völker ertragen eine jesuitische Staatsleitung nicht mehr, auch die Hand Gottes, die in dem Gange der Weltgeschichte sichtbar wird, deutet nicht auf Schutz der Jesuiten hin, sondern schlägt umgekehrt die, welche sich von den Jesuiten leiten lassen, mit Unglück und Untergang.

Augenscheinlich hat wiederum der Jesuiten-Orden, der im Vatican den größten Einfluß übt und die Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit

auf dem Concil zu Stande gebracht hat, einen neuen Feldzug vorbereitet. Allenthalben bedrohen heute schon seine Organe die ganze Existenz des modernen Staates und alle Regierungen. Der Jesuitenorden ist nicht deshalb ungefährlich, weil er Unvernünftiges und Zeitwidriges anstrebt. Er verfügt über ungeheure Mittel und rechnet dabei auf den Fanatismus der von den Geistlichen aufzuregenden Menge, auf die geheimen Einwirkungen an den Höfen und auf den Wunsch der Mächtigen, einem neuen Kampfe auszuweichen.

Wir halten es daher für eine dringende Pflicht aller Freunde des Rechts, der Freiheit und des Staats und insbesondere aller Protestantenvereine, welche ein aufrichtiges, religiöses Leben in Harmonie mit der Geistesbildung unserer Zeit anstreben, je in ihren Kreisen auf diesen gefährlichen Feind hinzuweisen und auch ihrerseits das Volk auf den Kampf vorzubereiten, der uns nicht erspart werden wird.“

Der andere Gegenstand der Darmstädter Verhandlungen war „die protestantische Aufgabe gegenüber dem Papismus innerhalb der evangelischen Landeskirchen. Professor Baumgarten hatte die Berichterstattung. Auch auf diesem Gebiete ist den Wünschen des 5. Protestantentages allmählig eine Entwicklung der Dinge gefolgt, welche im Allgemeinen als eine günstige Wendung der Verhältnisse bezeichnet werden darf. Obwohl auch dieses Jahr an kleinlichen Glaubensverfolgungen leider nur zu reich gewesen ist, so hat der Gang der Dinge doch gezeigt, wohin der schließlich unaufhaltsame Strom der Entwicklung hintreibt, und schon der 6. Protestantentag konnte mit größerem Vertrauen in die Zukunft blicken als irgend ein früherer. Die in Darmstadt in dieser Beziehung gefasste Resolution lautet so:

„Die enge, kleinliche und die Gewissen bedrückende Handhabung des Kirchenregiments in den deutschen protestantischen Landeskirchen ist unserer Zeit unwürdig und steht im Widerspruch mit der errungenen Einheit des deutschen Volkes und mit den Aufgaben des deutschen Reiches.

Die deutsche Nation verlangt vielmehr eine deutsche Volkskirche, welche in Gewissenssachen auf alle staatliche Zwangshülfe verzichtet, das kirchliche Leben der Gegenwart nicht mit Bekenntnissen der Vergangenheit knechtet, die Berechtigung in den Gemeinden nicht nach äußeren Zeichen der Kirchlichkeit bemisst, den verschiedenen religiösen Ueberzeugungen und der wissenschaftlichen Forschung volle Freiheit gewährt und alle die umfaßt, welche Jesus Christus als das wahre geistige Haupt der Kirche und als das höchste Vorbild des religiösen und sittlichen Lebens verehren.“

Nach der Action gegen die Jesuiten empfing der Protestantenverein keinen Anlaß als Gesamtverein öffentlich aufzutreten. Dagegen entfaltet sich eine mannigfaltige Thätigkeit innerhalb der verschiedenen Zweigvereine.

In Berlin riefen die in den dortigen Vereinsversammlungen abgehaltenen Vorträge über das apostolische Bekenntniß die widerwärtigsten Verfolgungen gegen die Prediger Dr. Sydom und Dr. Bisko hervor; der Verein war in Folge dessen in der Lage, mehrmals mit entschiedenen Erklärungen in die Oeffentlichkeit treten zu müssen.

Der pommersche Protestantenverein, welcher die Vereine zu Stettin und Greifswald, zu welchen nun auch derjenige zu Colberg kam, umfaßt, hat seine erste Generalversammlung am 22. Oct. 1871 abgehalten und im Ausführung der Selbstständigkeit der evangelischen Kirche an den Landtag eine Adresse gerichtet.

In Hannover hat sich eine sehr gehässige Gesinnung gegen den Verein unter den Pastoren und Kirchenregierungen geoffenbart; die Ausschließung der Mitglieder des Vereins aus der Synode zu Osnabrück ist eine schreiende Verletzung des kirchlichen Rechtsgefühls, wie sie in so drastischer Form wirklich noch nirgends vorgekommen ist. Der geschäftsführende Ausschuß hat ein Schreiben an die Betheiligten veröffentlicht. — Ein neuer Verein ist in Emden entstanden, außerdem einige kleinere Landvereine.

Der schlesische Protestantenverein hielt im Frühjahr eine Generalversammlung, auf welcher die Sydom-Bisko'sche Angelegenheit und die Einführung der Civilehe besprochen wurde.

In Leipzig wurde die Adressenagitation gegen die Jesuiten in Bewegung gesetzt.

In Nassau hat der dortige Provincial-Verein in der Schröder'schen Angelegenheit und der Verfassungsfrage nicht ohne Erfolg gewirkt; der Verein hat 1871 nicht weniger als 38,500 Flugblätter verbreitet.

Der hessische Verein hat einen glänzenden Sieg in den kirchlichen Wahlen davongetragen, die fast ausschließlich zu seinen Gunsten ausfielen.

Eine ganz neue Vereinsbewegung hat sich in Bayern in Folge des Darmstädter Protestantentages eröffnet.

Durch Pfarrer Illing in Kitzingen wurde bald nach jenem Tage eine zahlreich besuchte Versammlung berufen, welche einen unterfränkischen Protestantenverein gründete; gleichzeitig wurde auch zu Regensburg ein Verein in's Leben gerufen.

Eine stillere Thätigkeit, welche aber einer tieferen Wirkung doch sicher sein darf, ist die in den einzelnen Ortsvereinen durch Vorträge über Ver-

handlungen ausgeübt. Während in Dresden und Hamburg die eigenthümliche Einrichtung von kleinern Mitgliederversammlungen besteht, in welchen in freier Form interessante Themata der Tagesfragen durchgesprochen werden, sind dagegen an den meisten andern Orten eigentliche Vorträge, und zwar ganz öffentliche, eingeführt, sogar meist ohne darauffolgende Discussion. Manche Vereine, die jetzt noch als Vereine bestehen, haben doch keine eigentliche Thätigkeit entfaltet, gewöhnlich aus rein persönlichen Gründen, aus Mangel an solchen, die sich bereit erklärten, öffentliche Vorträge zu halten. Es wäre wünschenswerth, wenn eine Einrichtung getroffen würde, durch welche es auch solchen Vereinen, die keine und nur wenige eigene Redner besitzen, ermöglicht wird, Vorträge zu veranstalten. Der Gedanke ist schon vielfach in Erwägung gezogen worden. Ein Bild von dieser Art der Vereinsthätigkeit gibt vielleicht eine übersichtliche Zusammenstellung der im vorigen Winter gehaltenen Vorträge, so weit sie zu unserer Kenntniß gekommen sind.

„Vergleichung der Zustände nach den Befreiungskriegen mit denjenigen nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870 und 71 mit Bezug auf kirchliche Verhältnisse“ (Holzmann).

„Dante's göttliche Komödie“ (Schellenberg).

„Ueber die Lieder des alten Testaments“ (Zittel).

„Ueber die römische Petrusfage“ (Holzmann).

„Die Jesuiten im deutschen Reiche“ (Bluntzschli).

„Gleichberechtigung der verschiedenen religiösen Richtungen“ (Kneucker).

„Die biblischen Wunder“ (Engler).

„Die Darwinsche Theorie.“ „Das Constanzer Concil“ (R. Schellenberg.)

„Die Utrechter Kirche“ (Nippold).

„Die Jesuiten und ihre Moral“.

„Recht und Pflicht der liberalen Protestanten in der Kirche“ (Manchot).

„Die heil. Schrift“ (Späth).

„Wie haben wir uns zu unsern Gegnern zu stellen, die unsere Richtung als eine unberechtigte verurtheilen“ (Derselbe).

„Christus unser Vorbild“ (Schwalb).

„Ueber das Leben Jesu“.

„Bekenntnißzwang und Bekenntnißfreiheit“.

„Das theologische Studium und seine Verachtung“

„Ueber die Volkskirche“ (Haase).

- „Ueber die Stellung der Protestanten zum tridentiner Concil.“
 „Ueber den Kampf zwischen der weltlichen und geistlichen Macht unter
 Saul und David.“
 „Das apostolische Glaubensbekenntniß“ (Lisko).
 „Die wunderbare Geburt Jesu“ (Sydow).
 „Die Entwicklung Jesu“ (Späth).
 „Jesus als Erlöser“ (Nemy).
 „Das Wunder“ (Müller).
 „Das Gebet“ (Hosbach).
 „Der Tod Jesu“ (Ghlers).
 „Auferstehung und Himmelfahrt Jesu“ (Thomas).
 „Jesus und die Gemeinde“ (Richter).
 „Der deutschen Kirche Gefahr und Rettung“ (Baumgarten).
 „Ueber die Bedeutung des christl. Sonntags (Harries).
 „Protestantentag und Kirchentag“ (Späth).
 „Ueber das Verhältniß der Moral Jesu zur modernen Cultur“ (Kra-
 uolfer.)
 „Das Büchlein von der Nachfolge Christi“ (Schmalh).
 „Der Gottesdienst in der Familie, Schule und Kirche (Gläsfche).
 „Ein indischer Reformator“ (Krenkel).
 „Die kirchliche Union der Zukunft“ (Baumgarten).
 „Christenthum und moderne Bildung“ (Hohlfeld).
 „Ueber Sittenlehre“ (vers.).
 „Ursachen der Unkirchlichkeit.“
 „Philipp von Hessen.“
 „Ueber Synodalverfassung.“
 „Das christlich = protestantische Recht der Gemeinde auf Selbst-
 verwaltung“.
 „Die religiösen Kämpfe der Gegenwart“ (Schulze).
 Diese Uebersicht gibt Zeugniß von der reichen Thätigkeit des Vereins
 im Einzelnen.

Die wichtigste Action, welche dem Gesamtverein zunächst oblag, war
 die Vorbereitung des sechsten Protestantentags, welcher in Leipzig ab-
 gehalten werden sollte, und außer der Bekenntnißfrage noch die sociale
 Frage behandeln sollte. Aber der Ausführung der Leipziger Versammlung
 traten durch die Beschränkung des einer Versammlung zugemessenen Zeit-
 raums durch die Leipziger Messe, durch die Cumulation von Versammlun-
 gen nach dieser Stadt, so große Schwierigkeiten entgegen, daß sie für

dieses Jahr aufgegeben werden mußte. Eine Einladung nach Osnabrück rief den Entschluß hervor, der nun bereits in der Ausführung vorliegt, es wurde der 6. deutsche Protestantentag, nur mit Wegfall der socialen Frage nach dieser Stadt verlegt.

Am 1. und 2. October tagte der sechste deutsche Protestantentag in Osnabrück, dem wir eine etwas ausführlichere Darstellung geben wollen.

Es war ein historisch-bedeutungsvoller Boden, auf den die Einladung einer in protestantischer Gesinnung festgegründeten Gemeinde mit ihrem freisinnigen und tüchtigen Geistlichen an der Spitze den Protestantentag gerufen hatte. Hier war jener Friede geschlossen worden, welcher dem dreißigjährigen Religionskampf, dem Kampf um die Lebensfrage der Nation, ob der Protestantismus die Grundlage für die Zukunft Deutschlands bilden sollte oder der Katholicismus, ein Ende machte, wenn auch ein unfertiges Ende, daß den Anfang neuer Kämpfe in seinem Schooß trug. Dieser historische Boden war um so bedeutungsvoller, als die Gegenwart so auffällig an jene Epoche der Culturgeschichte Deutschlands die Erinnerung wachruft, als gerade die letzten Jahre den Anschein trugen, als ob sie die Vollendung des Werkes waren, welches damals unvollendet geblieben ist. Ja, auch der Protestantentag selbst durfte von dem Bewußtsein erfüllt sein, an der Vollendung des Friedenswerkes mitzuarbeiten, welches dort vor 200 Jahren unvollendet geblieben ist. Während dort der religiöse Friede äußerlich hergestellt wurde, der innere Kampf dagegen fortwüthete, hat es sich der Protestantentag zur Aufgabe gestellt, die Grundlage auch des innern religiösen Friedens für das nationale Leben des deutschen Volkes zu finden, und den geistigen Antagonismus zu beseitigen, welcher Jahrhunderte lang Deutschland zerrüttet und zerstört hat. Wenn er zu diesem Zwecke die Beseitigung des Dogmatismus aus der Religion begehrt, wenn er die Religion wieder auf ihre ursprüngliche ethisch-religiöse Grundlage zurückführen will, so hat er sicherlich den vielseitigen Störefried ausfindig gemacht. Der Dogmatismus war von jeher das trennende Element in der Religion, er hat den Kampf zwischen Katholicismus und Protestantismus zum unveröhnlichen gemacht, er hat die Reformation in sich gespalten und zur fortschreitenden Thätigkeit unfähig gemacht. Sowohl die Beschlüsse in der Bekenntnißfrage als die Erklärungen in Beziehung auf die Altkatholiken sind daher wahre Friedensbeschlüsse, die ihren richtigen historischen Boden in Osnabrück gefunden haben.

Am ersten October fanden die Berathungen der Ausschüsse statt, und

var Vormittags des engern, und Nachmittags des weiteren. Die Verhandlungen waren in dem denkwürdigen Friedenssaale, und die Portraits der Friedensgesandten, welche ringsherum den Saal schmückten, sahen mit erstaunten Augen auf die neue Friedensgesandtschaft hernieder, welche öhner Weise den Frieden nicht durch diplomatische Actenstücke bauen will, sondern auf die Freiheit, auf diese Freiheit, die so gefährlich dreinschaut, wenn man sie nur aus der Ferne betrachtet. Es waren vom engern Ausschusse anwesend: der Präsident des Vereins Geh. Rath Dr. Bluntschli und der Schriftführer Pfarrer Hönig aus Heidelberg, Dr. Schmidt aus Berlin, Professor Dr. Baumgarten aus Rostock, Prediger Schiffmann aus Stettin, Prediger Dr. Manchot aus Bremen, Senator Dr. Schläger aus Hannover, Walter Simons aus Elberfeld, Professor Dr. Rübiger und Justizrath Dr. Fischer aus Breslau, Professor Dr. Seydel und Diafon Dr. Binkau aus Leipzig, Hofhofprediger Dr. Schwarz aus Gotha, Dr. Creuznacher aus Eisenach, Geh. Hofrath Dr. Fresenius aus Wiesbaden, Hofgerichtsanwalt Ohly aus Darmstadt, Abgeordneter Erter aus Neustadt a. d. H., Senior Dr. Haase aus Oesterreich. Der weitere Ausschuss besteht aus den Delegirten der Ortsvereine in Gemeinschaft mit den Mitgliedern des engern Ausschusses. Von solchen waren vertreten: Karlsruhe, Heidelberg, Pforzheim in Baden, der Pfälzer Protestantenverein, der Unterfränkische Verein in Bayern, München, Darmstadt, Offenbach, Worms, Wörrstadt in Hessen, der Nassauische Landesverein, Wiesbaden, Leipzig, Gotha, Ohrdruff, Buttelfeldt, Eisenach, Altenburg, Elberfeld, Barmen, Osnabrück, Hannover, Seriem, Bramsche, Bieftermünde, Badbergen, Quackenbrück, Menslage, Emden, Jeverland, Oldenburg, Bremen, Hamburg, Stettin, Berlin, Thorn, der Schlesische Protestantenverein, endlich der Niederländische Protestantenverein. Unter den Gegenständen, welche hier zur Sprache kamen, ist hervorzuheben, einmal die Frage nach dem Sitze des geschäftsführenden Ausschusses. Schon früher hatte der bisherige Ausschuss in Heidelberg erklärt, daß er es den übrigen Verhältnissen entsprechend für richtiger halte, daß der Sitz des Ausschusses mehr nach dem Norden verlegt werde, wo möglich nach Berlin, allein der Vorschlag stieß auf entschiedenen Widerspruch, namentlich von Seiten der Berliner Parteigenossen selbst, welche sich bei der Ueberlastung der Einzelnen mit Arbeit außer Stand erklärten, der an Sie gestellten Aufgabe gerecht zu werden. Es wurde fast einstimmig der Beschluß gefaßt, den geschäftsführenden Ausschuss auch weiterhin noch in Heidelberg zu lassen. Eine andere Frage, die vielfach erörtert wurde, bezog sich auf die Anstellung eines Generalsecretärs für den Verein. Der Gegenstand war

schon mehrmals erörtert worden, weil sich immer wieder das dringende Bedürfniß nach einem Mann herausstellte, der dem Verein ganz zur Verfügung steht, der überall, wo es Noth thut, mit Rath und That, nicht bloß schriftlich sondern auch persönlich eingreift, aber die Lösung der Frage war fortwährend an der andern gescheitert, woher das Geld für diesen Zweck zu beschaffen sei. Es wurden verschiedene Wünsche laut, von einer Seite wünschte man statt eines Secretairs, Wanderprediger, von einer andern einen bloßen Geschäftsführer. Die Diskussion zeigte, daß die Sache in allen Fällen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, namentlich blieb auch die Geldfrage eine noch ungelöste, gleichwohl wurde dem geschäftsführenden Ausschuß die Anstellung eines Generalsecretärs dringend anempfohlen und zum Abschluß von dazu erforderlichen Unterhandlungen ermächtigt. Dr. Schmidt von Berlin berichtet über eine von ihm und Professor von Holzendorf unter Mitwirkung der hervorragendsten freisinnigen Theologen Deutschlands herausgegebenen Protestantischen Bibel, mit verbesserter Uebersetzung, Erklärung und Einleitung in die heil. Schriften. Die Versammlung beschließt, daß das Unternehmen dem Protestantentage empfohlen werden solle. Im Anschluß daran theilt der Präsident mit, daß auch für die Herausgabe eines Erbauungsbuches gesorgt werden solle, daß dahin gewirkt wird, entweder das Pfälzer Andachtsbuch durch irgend ein Abkommen mit dem Pfälzer Protestantenverein in die Hände des Vereins zu bekommen oder ein Neues zu schaffen; endlich daß auch für die Herausgabe eines Kalenders im Sinne des Vereins Schritte gethan werden, daß die Bremer Vereinsfreunde, insbesondere Pastor Kradolfer mit diesem Projecte sich zu beschäftigen, den Auftrag übernommen haben. Eine Mittheilung des Präsidenten interessanter Art, war die Mittheilung über seine Anwesenheit bei dem Alt-katholikencongreß in Köln, wozu er in der Eigenschaft als Protestantenvereinspräsident eingeladen war. Er schildert den günstigen Eindruck, den er empfangen habe, den Eindruck von innerlicher Erstarkung der Bewegung, von kühnerem und freierem Vorgehen. Eine Verständigung, welche angestrebt werde, zwischen Alt-katholiken und Protestantenverein sei aber weder auf dem Gebiete des Dogmas, noch der Verfassung, noch des Cultus denkbar, sondern nur auf ethisch-religiösem Boden. Wie die Alt-katholiken eine interconфессионаlle Commission zur Verständigung mit verwandten Richtungen niedergesetzt hätten, so habe nun auch der engere Ausschuß dadurch die Hand entgegengebracht, daß er den geschäftsführenden Ausschuß mit dem gleichen Auftrag den Alt-katholiken gegenüber versehen habe. Nachdem nun noch die Wahlen in den engern Ausschuß vorgenommen waren, welche die

Wiederwahl sämmtlicher bisherigen Mitglieder mit Ausnahme des ablehnenden Herrn von Bunsen, an dessen Stelle Dr. Spiegel von Osnabrück und des Ersakmannes des Herrn Dr. Doffer, an dessen Stelle Herr Dr. Meyer von Thorn gewählt wurde, ergaben, wurde die übrige Zeit der Redaction der Thesen über die Bekenntnißfrage gewidmet, welche zur öffentlichen Verhandlung des andern Tags bestimmt war. Es galt die schwierige Aufgabe zu lösen, nicht bloß die negativen Seiten des Protestantenvereinsprogramms aufzustellen, sondern auch die positiv-christliche und protestantische Grundlage desselben kurz zu formuliren, in der weitauseinergehenden Verschiedenheit der dogmatischen Ansichten die gemeinsam geschichtliche Unterlage und den gemeinsamen ethisch-religiösen Kern darzustellen. Die Frucht dieser eingehenden Berathungen waren folgende Sätze:

Erklärung.

1) Alle kirchlichen Lehrformeln sind menschliche Sagen. Trotzdem sind die hergebrachten Bekenntnißschriften zur Bedingung der Seligkeit und der Zugehörigkeit zur Kirche und damit zur kirchengesetzlichen Geltung erhoben worden. Dies ist ein entschiedener Abfall von den Grundsätzen der Reformation und eine Verletzung des Rechtsbestandes der evangelischen Kirche.

2) Der christlichen Frömmigkeit und der theologischen Wissenschaft wird dadurch ein unchristlicher Zwang auferlegt. Dieser Zwang schädigt den sittlichen Einfluß des Christenthums und entfremdet einen großen Theil des deutschen Volkes der Kirche. Er ist um so verwerflicher, als alle, auch die sogenannten bekennnißtreuen Theologen erwiesenermaßen wesentliche Abweichungen von dem ursprünglichen Sinn der Bekenntnißschriften sich gestatten.

3) Unter Berufung auf seine Beschlüsse von Eisenach, Berlin und Darmstadt, erklärt daher der deutsche Protestantenverein:

1. Der alleinige Grund der evangelischen Kirche ist Christi Person, seine Lehre und sein Werk. Das einzige Merkmal des Christen ist die Aufnahme des Evangeliums von Christo in freier Uebersetzung und ihre Bethätigung durch die Liebe.
2. Die nothwendigen, aber auch allein zulässigen Schranken der evangelischen Freiheit ergeben sich aus der gewissenhaften Anwendung dieser christlich-evangelischen Grundsätze.
- 4) Demgemäß fordert der deutsche Protestantenverein zur Wahrung der evangelischen Bekenntnißfreiheit insbesondere:

1. Wegfall der Declarationen über lutherischen oder reformirten Bekenntnißstand einzelner Gemeinden und ganzer Kirchenkörper.

2. Aufhebung der eidlischen Verpflichtung der Geistlichen, Kirchenvorsteher und Synodalmitglieder auf die Bekenntnisschriften und Ersetzung derselben durch ein einfaches Gelöbniß der Treue gegen die vorher ausgesprochenen evangelischen Grundsätze.
3. Einführung der Parallelformulare bei Taufe, Confirmation, Abendmahl und anderen kirchlichen Handlungen zur Befriedigung der verschiedenen in den evangelischen Gemeinden vorhandenen religiösen Bedürfnisse.

Zur Einleitung in die Verhandlungen waren wie gewöhnlich Gottesdienste in das Programm aufgenommen. Aber sie sollten diesmal nicht abgehalten werden dürfen, ohne daß der unchristliche Geist der Verfolgungssucht seine Gelüste an ihnen geküßt hatte.

Das Consistorium verbot die Benutzung der Kirche für diese Gottesdienste, wie seltsam! Während die Verhandlungen des Protestantentages ganz ungehindert in der Kirche stattfanden, weil das Consistorium zum Verbot derselben sich keine Competenz zuschrieb, waren dagegen die der Verehrung Gottes geweihten Acte aus der Kirche verbannt! Ein größerer Widerspruch der Thatfachen ist schwerlich denkbar, zugleich ein merkwürdiges Symbol des inneren Widerspruchs und der Unhaltbarkeit der Theologie und des ganzen Kirchenthums, von welchem dieses Verbot ausgegangen ist. Es lohnt sich der Mühe, diesen denkwürdigen Erlaß der Nachwelt aufzubewahren.

„Die Frage, bemerkt das Consistorium, ob dem Protestantentag die Benutzung der dortigen Kirchen zu gestatten sei, fällt, als die kirchliche Vermögensverwaltung betreffend an sich nicht in das Gebiet unserer Zuständigkeit, wird vielmehr in höchster Instanz von Sr. Exc. dem Herrn Minister der geistlichen u. Angelegenheiten zu entscheiden sein. Wir haben deshalb Anlaß genommen, demselben behufs seiner weitem Entschließung von dem uns Bekanntgewordenen Kunde zu geben. Sofern es aber um Veranstaltung eines außerordentlichen Gottesdienstes, mithin um eine Angelegenheit des Kultus sich handelt, ist nach §. 3 der fgl. Verordnung vom 17. April 1866, die Errichtung eines ev.-luth. Landesconsistoriums betr., unsere Zuständigkeit begründet, es müßte denn der fragliche Gottesdienst den Charakter eines der ev.-luth. Kirche in jeder Beziehung fremden Kultusactes annehmen und damit die Bedeutung einer Kultusangelegenheit dieser Kirche verlieren. Da wir nun nach dem bisher Ermittelten nur annehmen können, daß diese letztere Voraussetzung für den vorliegenden Fall nicht

zutrifft, so finden wir auf Grund der hiernach uns zustehenden Competenz und in Erwägung der feindlichen Stellung, die der Protestantenverein als solcher — abgesehen von der persönlichen Haltung mancher seiner Mitglieder — in seinen öffentlichen Kundgebungen zu den Ordnungen der ev.-luth. Kirche je länger je mehr eingenommen hat, und welche voraussichtlich gerade in der jetzt bevorstehenden Versammlung besonders scharfen Ausdruck finden wird, auch im Hinblick auf die Persönlichkeit der für diese noch unwiderlegt gebliebenen Zeitungsnachrichten ausersehenen Festprediger uns bewogen: die Abhaltung außerordentlicher Gottesdienste aus Anlaß des bevorstehenden Protestantentages in den dortigen Kirchen hiermit zu verbieten. Den Geistlichen und Kirchenvorständen dieser Kirchen ist solches in unserem Namen zu eröffnen und jedes Zuwiderhandeln zu verhindern. Sollte jedoch der Magistrat zu der Ansicht gelangen, daß die beabsichtigten gottesdienstlichen Feiern lediglich den Charakter eines der ev.-luth. Kirche in jeder Beziehung fremden Kultusaktes annehmen werden, so ist darüber unter genauer Darlegung der ermittelten Thatsachen behufs unserer weiteren Entschließung zu berichten. Uebrigens wollen wir hiervon unabhängig auf Grund der uns durch §. 3 der erwähnten egl. Verordnung für Angelegenheiten, welche die Amtsführung und den Wandel der Geistlichen betreffen, beigelegten Zuständigkeit den dortigen Geistlichen unserer Kirche jede geistliche Funktion bei einer in Anlaß des Protestantentages vorzunehmenden gottesdienstlichen Feier, welchen Charakter diese auch tragen und an welchem Orte sie auch stattfinden möge, untersagen und veranlassen den Magistrat, dieselben hiervon in unserem Namen in Kenntniß zu setzen.“

Die Gottesdienste fanden gleichwohl, wenn auch in der Aula einer Realschule, mit aller Würdigkeit und Feierlichkeit und bei überfüllten Räumen statt. Am Abend des 1. October hatte Pfarrer Schröder von Freirachsdorf (Nassau), der wegen seiner Umgehung der Verpflichtung auf den Wortlaut des Apostolicum gemäßregelte Nassauische Pfarrer, die Predigt, und zwar über Matth. 9, 35 bis 38, in welcher er mit Anknüpfung an das Bild der Wirklichkeit Jesu die Wirklichkeit des Protestantenvereins darlegt, der, wenn er auch in keiner Weise sein Werk mit demjenigen Jesu, was die Größe desselben betrifft, vergleichen wolle, doch von der gleichen Liebe zum Volke bewegt werde, und im letzten Grunde dasselbe Ziel vor Augen habe, wie Jesus. Er schildert den vorhandenen kirchlichen Nothstand, die Zerklüftung zwischen Geistlichen und Gemeinde, den Mangel an billiger Beurtheilung der beiden durcheinander, die Entfremdung der Massen von der Kirche, diesem Nothstande gegenüber

die Unentbehrlichkeit eines gesunden religiösen Lebens für den gesammten Umfang des sittlichen Lebens und die darin liegende Mahnung für Alle, für die Sache des Protestantens-Vereins, welche mit der Religion Eins sei, einzutreten. Weiter beweist R. dann die kirchliche Berechtigung dieses Strebens, welche bestritten werde, aber vom christlichen Standpunkt unzweifelhaft sei, da, was wir fordern, nichts Anderes sei, als was schon ein Paulus, was schon die Reformation verlangt habe. Die Rede schließt mit einem Aufruf an die Gemeinden, sich dem Werke des Vereins anzuschließen.

Am zweiten Tage eröffnete an gleichem Orte ein Gottesdienst die Verhandlungen, wobei Pfarrer Lang von Zürich die Predigt übernommen hatte. Der Redner sprach im Anschluß an Gal. 5, 13 über die christliche Freiheit. Das Wort des Apostels, „Brüder, ihr seid zur Freiheit berufen,“ welches dieser den in jüdische Satzungen zurücksinkenden Galatern zuruft, gibt ihm Anlaß zu zeigen: im Christenthum hat nichts äußerliches, kein Priester, keine Satzung, keine Ceremonie einen unbedingten Werth, sondern nur der Glaube, d. h. die glaubende, von Gott erfüllte Persönlichkeit. Von diesem Gesichtspunkt aus läßt er den Apostel eine Wanderung machen durch die christlichen Kirchen und zeigt an der Hand seiner Freiheitsidee, in welchem Widerspruch damit hier so Vieles steht, wie sich das meiste Interesse, der meiste Streit um Dinge drehe, welche gar nicht wesentlich sind, und wie gerade die Hauptsache, das sittlich-religiöse Leben, dadurch vernachlässigt werde. Was würde er sagen zu der Veräußerlichung und dem Glaubenszwang der katholischen Kirche? was zu den Abendmahls- und Taufstreitigkeiten der Reformationszeit? was zu den Zänkereien unserer Theologen? was zu den Ängsten, mit denen der Einführung der Civiltrauung entgegen gesehen wird? Liegt das Wesen des Christenthums in einer Kirchenform, oder nicht vielmehr in seinem ethischen Inhalte? Die Freiheit sei nicht umsonst mit Strömen Bluts erkaufte worden. Aber auch das Andere gibt Redner zu bedenken, „gebt nicht Raum dem Fleische;“ er schildert die Gefahr der Freiheit für den innerlich Unfreien und Unreifen, dem freie Religiosität leicht zur Religionslosigkeit wird, aber auch die Höhe des sittlichen Lebens, wo der Mensch aufgehört hat, ein Kind zu sein, das der Zucht bedarf, und ein Mann geworden ist, der das Gesetz in sich selbst trägt. R. zeigt am religiösen, wie am socialen und politischen Leben, wie eine äußerliche Freiheit ohne diese innere sittliche eine Scheinfreiheit ist, die den eigenen Untergang schon in sich selbst trägt; wie aber die wahre Freiheit auch die Grundlage bilde aller Entwicklung.

Die Predigten wurden mit der größten Andacht vernommen und ein tiefer Eindruck blieb in aller Herzen zurück.

Um 10 Uhr begannen die eigentlichen Verhandlungen über die Bekenntnißfrage. Nachdem die Herren Dr. Bluntschli und Baumgarten zu Präsidenten gewählt worden waren, eröffnete der erste Präsident die Verhandlungen mit einer Rede; dann traten die beiden Referenten auf, Professor Näbiger aus Breslau und Professor Lipsius aus Jena um den ihnen zugefallenen Bericht zu erstatten.

Wir theilen hierüber das Wesentlichste mit.

Der Präsident Bluntschli eröffnet den Protestantentag, indem er einen Rückblick auf die bisherige Wirksamkeit des Vereins und auf dessen Früchte wirft. Es sind im letzten Jahre große Fortschritte gemacht worden. Das Ministerium Mühler ist durch das Ministerium Falk ersetzt. Bischof Ketteler in Mainz beherrscht nicht mehr die hessische Regierung. Dagegen ist der Protestantenverein dort eine Macht geworden und wird sich geltend machen bei der bevorstehenden Verfassungsreform, und in Worms wird gleichfalls heute ein schönes protestantisches Fest gefeiert. Die 50jährige Jubelfeier der Union. Der Altkatholikenverein hat in Köln getagt unter günstigen Auspicien; Die Jesuiten sind aus Deutschland entfernt; aber leider ist der Jesuitismus noch vorhanden, nicht bloß in der katholischen, sondern auch in der protestantischen Kirche. Doch das Volk ist aufmerksam geworden; der Wahn, als sei der Jesuitismus eine Stütze für die Ordnung, ist geschwunden. Gegen diese finstre Macht kämpft unser Protestantenverein, und vergebens sind die Bestrebungen einzelner Consistorien, gegen die freiere Richtung vorzugehen, denn die Geschichte lehrt, daß alle solche Verfolgungen immer die verfolgte Partei fördern. Redner bespricht dann in längerer Auseinandersetzung das Verfahren des hannov. Landes-Consistoriums und vertheidigt den Protestantenverein gegen die Verdächtigung, als ob der Verein die weltbewegende Kraft des Christenthums verkenne und den Protestantismus untergrabe. Er wünschte, daß die Mitglieder des hannov. Landes-Consistoriums hier gegenwärtig wären, um eine bessere Ansicht über den Protestantenverein zu gewinnen, den sie als einen Feind der Kirche bezeichnet haben. Die ganze Versammlung der gefüllten Kirche giebt den Erklärungen des Redners ihren Beifall durch Erhebung von den Sitzen zu erkennen. Auch die Kirchenbehörden werden sich entschließen müssen, einzusehen, daß die Zeit der Ausschließungen vorbei sind, daß den verschiedenen religiösen Bedürfnissen Rechnung getragen werden müsse und daß insbesondere der wissenschaftlichen Richtung des Protestantenvereins die volle Heimathberechtigung in der Kirche zukommt.

Manchot beantragt und die Versammlung beschließt einen telegra-

phischen Gruß zu senden den Männern, die zu Worms das 50jährige Unionsfest feiern. (Abends gelangte ein Gruß von Worms an den Protestantentag zu Osnabrück).

Dr. Schmidt empfiehlt gleichfalls der großen Versammlung die neu erscheinende Protestantenbibel Neuen Testaments, welche die Ergebnisse der bibl. Wissenschaft den Gemeinden mittheilen und das geschichtliche Werden des Neuen Testaments nachweisen will.

Nunmehr beginnt Prof. Rübiger aus Breslau seinen Vortrag über das Thema, welches auf der Tagesordnung steht, über die Bekenntnißfrage. — Diese Frage wurde seit Decennien vielfach verhandelt. Viele, theologische, kirchliche, politische Interessen sind daran betheiligt. Unfre Zeit charakterisirt sich als eine Zeit des Uebergangs vom abgelebten Alten zu noch nicht vollendetem Neuen, besonders in kirchlicher Beziehung. Auf kirchlichem Gebiete treffen wir die schroffsten Gegensätze: päpstliche Unfehlbarkeit auf der einen Seite den Widerspruch des Ultrakatholicismus auf der andern: im Protestantismus die herrschende Richtung des alten Kirchenthums, im Gegensatz dagegen den Protestantenverein, der sich entschieden für vollberechtigt hält, für die evang. Kirche zu arbeiten. Allen Bekenntnissen und Bekenntnißkirchen ist eigenthümlich und gemeinsam der Dogmatismus; und nur gegen diesen protestiren wir als einen Abfall vom ursprünglichen Wesen des Christenthums, einen Abfall, der dem Christenthum unendlich Viel geschadet hat. Christus vertraute allein der Macht seines Wortes, das auf die Geister wirken und in ihnen eine freie Ueberzeugung hervorbringen würde. Und er hat sich nicht getäuscht: es ist eine neue Gemeinde entstanden. Für diese urchristliche Gemeinde war Christus und sein Wort der Mittelpunkt des Glaubens. — Im Kampfe mit dem Judenthum und Heidenthum entwickelte sich dann eine christliche Theologie, welche die Fragen, die in dem unmittelbar frommen Bewußtsein des christlich glaubenden Gemüthes lebendig waren, auch zu verstandsmäßiger, begrifflicher Klarheit zu erheben und zu beantworten suchte. So entstanden die Dogmen über Christus und sein Verhältniß zur Gottheit und Menschheit, über den hl. Geist und die Dreieinigkeit, über Sünde und Erlösung, theol. Formulierungen und Sätze, welche die tiefsten Ideen des Christenthums aussprechen sollten. Bald aber dekretirten Concilien die Glaubenssätze mit staatlicher, ja mit göttlicher Autorität und schlossen Andersdenkende aus der Kirchengemeinschaft aus. Dagegen machte der christliche Geist wieder seine Freiheit geltend; die heftigsten Geisteskämpfe wurden geführt, bis zuletzt die kirchliche Hierarchie den Sieg davon trug mit Hülfe der Macht des Staates.

Den Niederschlag von diesen theol. Kämpfen in den 6 ersten christlichen Jahrhunderten haben wir überkommen in den drei sog. ökumenischen Symbolen: dem sog. apostolischen, Chalcedonensischen und athanasianischen Bekenntniß. Die in diesen Symbolen ausgesprochenen Dogmen wurden, trotz des ihnen anhaftenden zeitlichen Charakters, zur Autorität für alle Zeit erhoben. Das ist der kirchliche Dogmatismus. Seitdem gab's keine Freiheit des Geistes und des Glaubens mehr, immer schärfer prägte sich aus der kirchliche Gegensatz von Orthodoxie und Heterodoxie, Rechtgläubigkeit und Irrgläubigkeit. Der mittelalterliche Scholasticismus erkannte seinen höchsten und einzigen Zweck darin, die kirchlich geltenden Lehren hintendrein nun auch wissenschaftlich d. h. durch den falschen Schein von wissenschaftlicher Beweisführung zu rechtfertigen und zu begründen. Freie wissenschaftliche Verständigung, die etwa auch einmal zu widersprechen wagt, war ausgeschlossen. Ketzer wurden verdammt und verbrannt. Damit hatte der Proceß der kirchlichen Krankheit begonnen, und diese trat so recht offenbar hervor in der Trennung zwischen der morgen- und abendländischen Kirche. In der abendländischen, römischen Kirche setzte sich der Krankheitsproceß fort. Die lautesten und edelsten Elemente wurden aus der Kirche gewiesen: Feuer und Schwert dienten, in Ermangelung eines Bessern, als Ueberzeugungsgründe gegen die Ketzer. Wurde auf solche Weise aller Werth auf die Lehre der Kirche gelegt, so begreift es sich, wie mit der Herrschaft dieses Dogmatismus der sittliche Verfall im Leben Hand in Hand gehen konnte, ja gehen mußte. Kein Wunder, daß sich jetzt der Nothschrei nach einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern erhebt, und doch lange Zeit nicht erhört wird! — Derselbe Dogmatismus trägt auch die Schuld an der Spaltung der abendländischen Kirche in die katholische und Reformationskirche. Das sittliche Bewußtsein der Christenheit protestirte gegen diesen Dogmenzwang, und, als es immer mehr mit Füßen getreten werden sollte, da durchbrach es die Fesseln. Das Recht der Reformation ist nichts Anders als das urchristliche Grundrecht der Freiheit in Christo. Nicht Menschenfagung, nur die göttliche Wahrheit darf gelten in der christlichen Kirche; nicht das Annehmen von Kirchensätzen, nur der Glaube an Christus führt den Menschen zum Heil! Aber so schön und frei die Reformatoren begonnen hatten, der Dogmatismus drang auch wieder in die protestantische Kirche, theils in Folge der Leidenschaftlichkeit der Theologen, theils und hauptsächlich durch den Charakter jener Zeit. Man mußte sich mit der alten dogmatischen Kirche auseinandersetzen über die einzelnen christ-

lichen Lehren; da schien es nahe gelegen und praktisch, der römischen Kirchenautorität die Autorität des göttlichen Wortes entgegenzusetzen, und die Vertheidigungsschriften, die man ursprünglich der kathol. Kirche entgegensetzte, wurden gar leicht auch wieder Glaubensbekenntnisse und Glaubensfesseln den Angehörigen der eigenen (protest.) Kirche gegenüber. Um zudem den Zusammenhang mit der alten Kirche aufrecht zu erhalten, glaubte man zu den neuen auch noch jene 3 alten ökumenischen Symbole in die prot. Kirche mit herübernehmen zu sollen. Auf Grund dieses neuen Dogmatismus innerhalb des Protestantismus, welcher zuletzt in der sog. Concordienformel seinen strengsten Ausdruck fand, wiederholte sich, aufs Neue die Spaltung in eine luther. und reformirte Kirche, und zwar dies um so mehr, da schon bei den Reformatoren selbst unlösliche Differenzen hervorgetreten waren. Dieser Dogmatismus wurde besonders in der lutherischen Kirche gepflegt und großgezogen; und hier sehen wir seitdem ganz dieselben Erscheinungen, wie einst in der mittelalterlichen Kirche, sich wiederholen: Scholasticismus der Orthodorie auf Grund der inspirirten hl. Schrift, Unduldsamkeit und Verfolgungssucht, dabei kaum ein lebendiges Interesse für Förderung des sittlichen Lebens. — Aber die Reformation ist der principielle Widerspruch gegen allen Dogmatismus. Hat der röm. Katholicismus mit dem Unfehlbarkeitsdogma seinem ganzem System die letzte consequente Zuspitzung gegeben, so muß der prot. Dogmatismus gerade im Gegensatz dazu als Abfall von den Principien der Reformation und der Religion überhaupt erklärt werden. — Der Pietismus eines Spener war es, der zuerst zurückkehrt vom Dogma zum einfachen Schriftwort. Ihm folgte die Kulturarbeit der Philosophie und der ihre Wiedergeburt feiernden deutschen Literatur, zuletzt die freie Theologie, welche, unbeengt durch die Symbole, alle Dogmen einer rücksichtslosen Kritik unterwarf, einer Kritik, aus welcher endlich als Resultat in schwerer Zeit die jetzt feststehende Ueberzeugung hervorging: das alte dogmat. Kirchenthum hat sich überlebt, die luth. und reformirten Dogmen sind in ihrer wissenschaftlichen Unmöglichkeit erwiesen und haben nicht den Anspruch auf volle Wahrheit. Diese Ergebnisse der freien Theologie, sind allmählich geistiges Gemeingut des gebildeten evang. Volkes geworden, und Glaubens- und Gewissenszwang, welcher Art er auch immer sei, wird von jedem gebildeten evang. Christen als widerwärtig empfunden. Und wenn man auch in neuester Zeit glaubte, der in den 30er und 40er Jahren auftretenden „Philosophie des freien Menschenthums“ gegenüber sich der Vergangenheit und ihren Sätzen wieder zuwenden zu müssen, so ist eben das

Mittel ein Verfehltes. Und wenn man seit 1848 ganz besonders von Preußen aus in Staat und Kirche die Autorität des Alten wieder zur Geltung bringen wollte, und von der wieder zu Macht gekommenen confessionellen Richtung die alte Unduldsamkeit und Verläumdungsfucht planvoll gegen alle freieren Geister in Scene gesetzt werden will; wenn man einer dogmatischen Bekenntniskirche zu Liebe der wahren Union den Wechselbalg einer sog. positiven oder Consensus- oder Sakraments- oder Kirchenregiments-Union unterschieben will und dabei ziemlich gleichgültig bleibt gegen das sittliche Leben des Volkes: so charakterisirt sich dies Alles als katholisirendes Wesen und richtet sich selbst.

Woher denn nimmt der protestantische Dogmatismus sein Recht und seine Autorität? Nirgends anders woher als aus der Tradition, aus dem geschichtlichen Herkommen! Das aber ist unprotestantisch, protestantisch ist nur die Wahrheit. Und diese lutherische Theologie, die für bekennnistreu gelten will, hat ja selber in allen wesentlichen Punkten das alte Luthethum durchbrochen und zerlegt, und ihre Vertreter weichen selber wieder unter einander vielfach ab und gerathen zuweilen sogar in Streit gegen einander über ihre verschiedenen theologischen Anschauungen, zum kräftigsten Beweise dafür, daß der Dogmatismus in unsrer Zeit geistig unmöglich geworden ist: eine Thatsache, die durch keinerlei künstliche Mittel, durch keinerlei exegetische Fächterstreiche und andern Schwindel wieder verfleistert werden kann. Nein, die Entfremdung von der Kirche und Religion soll und darf durch solche frömmelnde Unwahrhaftigkeit nicht noch größer werden! Der große Riß zwischen der Kirche und der Bildung der Gegenwart muß geheilt werden! Und darum protestiren wir gegen den Dogmatismus innerhalb des Protestantismus, protestiren dagegen auf Grund der christlichen und reformatorischen Principien; auf Grund der geschichtlichen Erfahrungen, und der wissenschaftlichen Ergebnisse, auf Grund der neuesten kirchlichen Ereignisse.

Es geht ein reformatorischer Zug durch unsre Zeit. Aber es bedarf der freien Vereinigung der Gleichgesinnten, um diesem Zug der Zeit auch praktische Folge zu geben. Darum ist unser Protestantenverein zusammengetreten. Die Reformation hat frei gemacht von der Hierarchie, wir sollen und wollen frei machen vom Dogmatismus. Aber ein Recht niederzureißen hat nur wer die Befähigung hat, auch aufzubauen. Der Grund, auf welchem unser Verein steht, ist das Evangelium und seine Grundsätze. In Christus und seinem Evangelium bekennet sich auch heute wieder unser Verein in seinen Resolutionen. Auf diesem Grunde stehend streben wir als positives Ziel an den Neubau der protestantischen Kirche.

Nach einer $\frac{3}{4}$ stündigen Pause begann Professor Dr. Lipsius aus Jena seinen Vortrag, welcher sich besonders durch seine scharfe Dialektik auszeichnete, die die Gegner in allen Schlupfwinkeln aufsuchte und ihnen eine Position um die andere unmöglich machte. Hat die freie wissenschaftliche Richtung der Theologie noch ein Recht auf Existenz in der protestantischen Kirche? Das ist eigentlich die brennende Frage für den Protestantenverein. Diese Frage aber hängt zusammen mit der andern: hat die Wissenschaft noch ein Recht auf Existenz? Hat die heutige Kultur noch ein Recht in der Kirche, um darin religiös zu leben? Worauf gründen wir unser Recht, in der evangelischen Kirche zu bleiben? und sollte nicht etwa eine Verständigung mit unsern Gegnern möglich sein? Wenigstens mit den billiger Denkenden unter den Vermittelnden? Oder, wenn noch keine Verständigung, so doch vorerst eine Annäherung, die eine künftige Verständigung hoffen läßt? — Wir können die Hoffnung nicht aufgeben.

Um unsre Gleichberechtigung handelt es sich für uns. Nicht um weniger, etwa um bloße Duldung; aber auch nicht um mehr, etwa um Alleinberechtigung und Herrschaft.

Eine Kirche scheint wirklich dazu berechtigt, ja, um ihrer Selbsterhaltung dazu verpflichtet zu sein, solche Glieder auszuschließen, welche von ihrem Glauben abgefallen sind. Und das Leptere wird uns ja immer wieder vorgeworfen. In der That, wir müssen selber sagen: eine absolute Lehrfreiheit für eine gegebene Kirchengemeinschaft ist nicht möglich. Soviel ist wahr an der Behauptung unsrer Gegner. Aber jeder allgemeine Satz, der wahr ist, kann, wenn er falsch angewendet wird, eine große Unwahrheit werden und aufs Verderblichste wirken. Eigentlich handelt es sich hier um das Wesen, den rechten Gehalt des Glaubens. Die Gegner nun machen sich einen Maßstab für das evangelische Christenthum zurecht, den wir für das Gegentheil davon ansehen müssen. Denn die Bekenntnisse und ihre Dogmen können diesen Maßstab nimmermehr abgeben. Vielmehr behaupten wir: Das Recht einer freieren Stellung zu den kirchlichen Bekenntnissen ergibt sich

- 1) aus dem Wesen und den Grundsätzen der evangelischen Kirche selbst,
- 2) aus ihrer Geschichte, und
- 3) aus ihren sittlichen Aufgaben in der Gegenwart.

1) Unsre Gegner geben sich als die Wahrer der kirchlichen Ordnung und sprechen von den Bekenntnissen als von „zu Recht bestehenden“ Gesetzbüchern. Für sich selbst freilich nehmen sie die Unterscheidung von Substanz

und Form in Anspruch, für uns den Wortlaut der Bekenntnisse. Sind aber die Bekenntnisse wie staatliche Gesetzbücher anzusehen und zu gebrauchen, dann müssen sie auch wie diese behandelt, müssen von Zeit zu Zeit von ihren zeitlichen Mängeln gereinigt und verbessert werden. Daran jedoch will Niemand, am wenigsten unsre Gegner denken. Es liegt hier also ein großartiger Widerspruch vor, der es offenbar macht: Der juristische Maßstab kann gar nicht bei den Bekenntnissen angewendet werden.

Aber, so wenden unsre Gegner ein, es handelt sich um religiöse Gesetzbücher; das Bekenntniß ist der unantastbare Inbegriff göttlicher Wahrheit. Wir sagen dagegen: das wäre gut katholische Anschauung. Sind die Bekenntnisse unantastbar, dann sind die darin niedergelegten Lehren unfehlbar. Aber gegen menschliche und kirchliche Unfehlbarkeit hat ja die Reformation protestirt. Die Reformation hat grundsätzlich ausgesprochen, daß keine Periode des Christenthums für das Wesen desselben genommen werden dürfe. Dasselbe Recht, welches die Reformatoren gegen die altkatholische Kirche geltend machten, haben und üben die Erben der Reformation gegen die altprotestantische Kirche. Ist das Christenthum ewige Religion, dann kann sein Wesen nicht an eine zeitliche Form desselben gebunden werden. Die Reformation fordert, nach dem Wesen des Christenthums zu forschen; so sind also diejenigen die echten Kinder der Reformation, welche dieses Wesen immer besser zu ergründen suchen, ohne bei einer zeitlichen Form als der für alle Zeiten gültigen stehen zu bleiben. Haben aber wir dieses Recht nicht, dann hatten es auch die Reformatoren nicht, dann war die Reformation keine Reformation, sondern Revolution. — Doch, es wagt es auch Niemand, die Unfehlbarkeit der lutherischen Kirchenlehre zu behaupten. Gibt man aber davon ein Jota auf, dann fällt sie ganz dahin. Freilich, wenn unsre Gegner, die Freunde der Bekenntnisse, sich eine Abweichung erlauben, dann wird diese Abweichung gar rasch für eine berechtigte, ja nothwendige Fortbildung der christlichen Lehre erklärt; wenn aber Andre ein Gleiches thun, dann ist's sträflicher Abfall! — —

Die Bekenntnisse drücken, sagt man, den gemeinsamen Glauben der evangelischen Kirche aus, und können also nicht übersprungen werden. Auch in dieser Behauptung ist wieder Wahres und Falsches durch einander gemischt. Es fragt sich ja eben, wie weit diese Bekenntnisse der Ausdruck des gemeinsamen Glaubens sind. Jede neue bessere Erkenntniß hat das Recht, an Stelle der alten Anschauungen zu treten. Nach besserer Erkenntniß zu streben, ist aber nicht bloß protestantisches Recht, sondern auch Pflicht. Die Darstellung des gemeinsamen Glaubens hat eine Geschichte; nicht was einst

einmal, sondern was jetzt als gemeinsamer Glaube vorhanden ist, kann vernünftiger Weise auf Berücksichtigung Anspruch haben. Die Fortbildung des Glaubens hat also ihre Grenze an den protestantischen Grundsätzen, nicht an dem Buchstaben der Bekenntnisse, und die bindende Kraft der Bekenntnisse reicht nur soweit, als jedesmal das Bewußtsein über den gemeinsamen Glaubensgehalt. Dies ist aber das bleibende Wesen des Protestantismus, des Christenthums. Dieses bleibende Wesen liegt nun aber nicht auf der Oberfläche, sondern kann nur aus der ganzen Reihe der Erscheinungen erkannt werden, und kann darum auch nicht zu einer Zeit erschöpft werden, sondern geht in infinitum, immer neue Erscheinungen, Auffassungen und Darstellungen des Glaubens erzeugend.

2) Neben dem geschriebenen Recht macht sich auch ein Gewohnheitsrecht geltend im Leben. In die Verpflichtung auf die Bekenntnisse ist eingeschlossen die Verpflichtung auf den Geist, die Grundsätze der evangelischen Kirche; und eine solche Verpflichtung auf die evang. Grundsätze ist auch thatsächlich schon dagewesen und wird gewöhnlich verstanden unter der Symbolverpflichtung. Dieses Gewohnheitsrecht ist auch ein Gesetz, und ihm gegenüber fordern wir gesetzliche Sicherung.

Der Bruch mit den Bekenntnissen ist aus der Entwicklung des evang. Christenthums selbst hervorgegangen. Oder sollte diese Entwicklung lauter Abfall sein? Das wäre Unglaube gegen den ewigen Charakter des Christenthums. Oder läßt sich ein ganzes Jahrhundert aus der Geschichte streichen? — In der alten Dogmatik gibt es nicht ein Lehrstück, das nicht umgebildet worden wäre, sogar von Seiten der Bekenntnißgläubigen selbst; und zwar haben mit die wichtigsten Stücke Umbildungen erfahren, welche die altprotestant. Väter als gräßliche Häresien verwünscht haben: Beweis genug, daß das unbedingte Festhalten am Buchstaben der Bekenntnisse eine geschichtliche Unmöglichkeit geworden ist (vgl. die Irrlehren der Lutherischen Kirchenzeitung). Auch die gewöhnliche Ausflucht unterscheiden zu wollen zwischen Substanz der Bekenntnisse und Formulirung, hält durchaus nicht Stich, denn wo sind auch nur zwei gläubige Theologen, die darüber einig wären? sind aber die Confessionen darüber nicht einmal einig, wie kann und darf man uns diese Unterscheidung aufbürden wollen?

Man geht etwa auch zurück auf die drei ganz alten, ökumenischen Bekenntnisse. Aber eine Verpflichtung auf diese ist einerseits zu weit und drückt den eigenthümlich evang. Glauben nicht aus im Gegensatz zu dem katholischen; andererseits auch wieder zu eng gegenüber der Umbildung der protestantischen Kirchenlehre.

Die heilige Schrift ist die Erkenntnißquelle für die christliche Religion. Aber diese ist eine ewige Religion, die heilige Schrift dagegen als solche hat einen zeitlichen Charakter. Ein Binden an den Buchstaben derselben ist deshalb auch nicht möglich. Zudem liegt in derselben nicht eine einheitliche Lehre vor, sondern sie enthält verschiedene Lehrbegriffe; und wie vielfachen Deutungen ist das Schriftwort schon unterworfen worden. Dem älteren Protestantismus fielen Schrift und Wort Gottes in Eins zusammen. Diese Anschauung beruhte aber auf der Voraussetzung von der unmittelbaren Eingebung der heiligen Schrift, einer Lehre, die heutzutage selbst von den treuesten Lutheranern nicht mehr aufrecht erhalten werden kann. Hat aber die Schrift auch eine menschliche Seite, dann muß stets zwischen menschlichem und Gotteswort unterschieden werden, zwischen menschlicher Auffassung und göttlicher Wahrheit. Es kann und muß jederzeit allein bei den Grundwahrheiten und Grundthatfachen der Religion verblieben werden. Bei jenen muß immer die wissenschaftliche Darstellung gelten, bei diesen ist immer zu unterscheiden, was dazu gehört. Grundthatfachen des Christenthums können nimmermehr äußere Thatfachen sein, sondern Erfahrungen in der unsichtbaren Welt des Geistes. Nur diese sind Gegenstand des Glaubens. Dieser hat auch keine Kritik zu fürchten, das ist der seligmachende Glaube, den die Reformatoren betonten. Und das ist die hohe heilige Aufgabe, die die freie Theologie in der protestantischen Kirche zu erfüllen hat: die Grenze zwischen äußeren und inneren Thatfachen aufzuzeigen.

3) Es handelt sich nicht bloß um Lehrfreiheit für die Geistlichen, sondern um eine evangelische Volkskirche. Es handelt sich darum: entweder Bekenntnißkirche oder Volkskirche: Jene löst diese in Secten auf. Dieser Sectengeist kann aber niemals den Geist des Volkes beherrschen. Daraus folgt: wer eine festbestimmte Lehre will, muß auf die Volkskirche, verzichten; und umgekehrt: wer in der Kirche die Organisation eines religiösen Lebens sieht, muß auf das formulirte Bekenntniß verzichten! Und dies wird geradezu eine hl. Pflicht gegen unser Volk, welches die religiösen Bedürfnisse gepflegt wissen will im Einklang mit seinem sittlichen Interesse.

Also eine Volkskirche haben wir anzustreben. Wo aber, so fragt man, bleibt die Abgrenzung für diese Volkskirche? Es ist eine „christliche“, „evangelische“, „protestantische“ Kirche: Die Grenzen gegen den Unglauben ergeben sich demgemäß aus dem Geist und Wesen des Christenthums, aus dem bleibenden Grundverhältniß der christlichen Frömmigkeit, aus den religiösen Principien des Christenthums, wie diese in Christus verwirklicht erscheinen. Sie ergeben sich ferner aus dem evangelischen

Princip, welches fordert stets zurückzugehen auf den ursprünglichen Geist des Christenthums und dessen Bezeugung in der hl. Schrift als den Geschichtsurkunden des Christenthums, und als Bedingung des Christenthums Buße und Glaube. Und sie ergeben sich endlich aus dem protestantischen Princip, welches fordert, das ewige Wesen des Christenthums stets zu unterscheiden von seiner jedesmaligen geschichtlichen Erscheinung, fortgesetzte Forschung in und über die Schrift, christliches Denken, um den geistigen Gehalt des Christenthums immer treffender darzustellen. — Das ist nun freilich keine buchstäbliche Grenzlinie zwischen Glauben und Unglauben. Aber eine solche gibt es auch nicht innerhalb des Protestantismus, sondern nur im röm. Katholicismus. Die evangelische Volkskirche öffnet ihre Thore weit für eine große Mannigfaltigkeit von Richtungen und Anschauungen. Diese Mannigfaltigkeit hat aber auch immer schon bestanden; auch die rationale Richtung. Diese, wie sie heute unter uns vorhanden ist, bekennt sich zur größten Thatfache der Weltgeschichte, zu Jesus Christus, welcher Gott als den Vater den Menschen offenbarte und durch den hl. Geist in der Menschheit fortwirkt. Das ist aber der alte Christenglaube, ein Zeugniß von den persönlichen Thatfachen des Christenthums im Geiste des einzelnen Menschen und der ganzen Christenheit. Eine allgemein gültige und einigende Glaubensformel wird sich kaum finden lassen, ist aber auch nicht nöthig.

Auch für die Lehrer und Prediger der Kirche kann und darf nur eine Uebereinstimmung mit den christlichen Grundsätzen gefordert werden. Wie diese praktisch zur Geltung zu bringen seien, das muß der seelsorglichen Weisheit der Einzelnen überlassen werden und hängt ab von dem Bildungsgrad und vom Bedürfniß der Gemeinde, welche in einzelnen Fällen selbst zu entscheiden hat. Andere, gesetzliche Garantien in negativer Weise deuten unsere Resolutionen.

Wir glauben das Recht des Daseins für unsere wissenschaftlich freie Richtung innerhalb der prot. Kirche erwiesen zu haben. Letztlich und hauptsächlich beruht jedes Recht, und so auch das unsrige auf der Kraft, sich geltend zu machen, und nicht bloß einzureißen, sondern auch aufzubauen.

Die Discussion eröffnet Pastor Dr. Spiegel von Osnabrück, welcher den Gang der Entwicklung mittheilt, welche die Bekenntnißfrage in Hannover bisher genommen, dabei insbesondere zeigt, daß in dieser einen Provinz nicht weniger als sechs verschiedene Bekenntniß-Verpflichtungsformeln vorhanden seien, die sich zum Theil entschieden widersprechen,

und die sittliche Corruption schildert, welche durch den Bekenntnißzwang bereits erzeugt worden.

Dr. Meyer von Thorn, Mitglied des deutschen Reichstags, betont: Die Grundsätze des Protestantenvereins müssen vom deutschen Staat angeeignet werden, wenn sein Kampf gegen die ultramontanen Auswüchse des Katholicismus zum Siege führen soll. Die Thatsache, daß ein echt-lutherischer Orthodoxer, Herr von Gerlach, jetzt bei der Vertheidigung der Jesuiten angekommen ist, ist ein memento für die Staatsregierung: nur in diesem Zeichen — mit den echtprot. Grundsätzen unsers Vereins — werdet ihr siegen! —

Prof. Baumgarten erkennt, wie er auch bedauern muß, daß der Protestantenverein noch nicht so entschieden auftritt als er sollte, gleichwohl mit Freuden an, daß derselbe doch bereits mächtig wirkt. Zweier Erscheinungen freut er sich von Herzen im neuen deutschen Reich: des Altkatholikenvereins, der eine Zukunft haben wird, und des Protestantenvereins, der sich auch heute wieder zu Christus bekannt hat.

Dhly aus Darmstadt spricht dem Protestantenverein für seinen telegraph. Gruß an die heffischen Brüder den Dank der Union feiernden Hessen aus, die heute im Geiste auch Eins mit uns sind in unsern Freiheitsbestrebungen.

Meyier, Pfarrer aus Holland, beglückwünscht in holländischer Rede, welche Hauptpastor Hirsche aus Hamburg deutsch wiedergibt, das Freiheitsstreben des deutschen Protestantenvereins und kommt, die vorgelegten Resolutionen besprechend und ihre Fassung etwas zu eng findend, zu dem Schluß: Wer mit Christi Wort Ernst macht: „Liebe Gott über Alles, und deinen Nächsten wie dich selbst!“ — der gehört nach holländischen Freiheitsbegriffen zum Christenthum.

Pfarrer Jlling aus Rizingen bringt herzliche Grüße von 4—500 bayrischen Männern, welche mit ganzer Seele für die Sache unsers Vereins sich entschlossen haben. Er weist hin auf die unsichtbare Kirche, die schon die Reformatoren verkündigten und die für ihn ein reicher Trost ist. Dazu gehören alle die, welche die Grundsätze der evang. Kirche aufrichtig anerkennen. Diese werden auch noch in immer größerer Zahl hervortreten zu einer sichtbaren Gemeinde, in Folge der heutigen Reden, die weithin tönen und wirken werden. Thue nur ein Jeder an seinem Ort das Seine! —

Zum Schluß wird die vorgelegte Erklärung von der Versammlung einstimmig angenommen. Bluntzschli zeigt an, daß der nächste Protestantentag zu Leipzig stattfinden solle, dankt den Osnabrücker Behörden und Vereins-

freunden und schließt den 6. deutschen Protestantentag mit dem Ausdruck des vollen Vertrauens auf den völligen Sieg unser Sache in Bälde. —

Damit schloß dieser 6. Protestantentag, der von ebenso gemüthlicher Stimmung als fester Zuversicht von Entschlossenheit erfüllt, ebenso versöhnlich als entschieden in seinen Reden und Thaten, nicht ohne bedeutungsvolle Wirkung bleiben wird.

Verein s t a t i s t i k.

1. Der engere Ausschuß

besteht aus dem geschäftsführenden Ausschuß, dessen Sitz in Heidelberg ist: Dr. Bluntschli, Präsident; Kirchenrath Dr. Schenkel, Vicepräsident Professor Dr. Holkmann und dem Schriftführer Pfarrer Hönig in Heidelberg und den beigezogenen Mitgliedern: Decan Dr. Schellenberg in Mannheim, Hofgerichtsadvocat Ohly in Darmstadt. Außerdem aus den Mitgliedern (in alphabetischer Ordnung): Dr. Baumgarten, Professor in Rostock; Dr. Binkau, Diakonus in Leipzig; Dr. Creuznacher, Anwalt in Eisenach; Jak. Erter, Abgeordneter in Neustadt a. d. H.; Dr. Fischer, Justizrath in Breslau; Dr. Fresenius, Geh. Hofrath in Wiesbaden; Dr. Haase, Senior in Bielitz (österr. Schlef.); Dr. von Holkenborff, Professor in Berlin; Dr. Krenkel in Dresden (Ersatzm. für Binkau); Dr. Lipsius, Professor in Jena; Dr. Manhot, Prediger in Bremen; Dr. Meyer, Justizrath in Thorn (Ersatzm. für Dr. Detker); Dr. Fr. Detker in Kassel; Dr. Näbiger, Professor in Breslau; Dr. Schiffmann, Prediger in Stettin; Dr. Schmidt, Redacteur der Prot. Rztg. in Berlin; Schulze-Delitzsch ebenda; Dr. Seydel, Professor in Leipzig; Dr. Schwarz, Oberhofprediger in Gotha; Dr. Schläger, Senator in Hannover; W. Simons, Kaufmann in Elberfeld; Dr. Sydow, Prediger; Dr. Thomas, Prediger in Berlin.

2. Zweigvereine:

Vereine im östlichen Preußen.

1) Unionsverein in Berlin. Vorstand: Justizrath Ulfert, Vorsitzender, Prediger Lic. Hoppbach, Secr. und Kassirer. Die vom Verein wöchentlich veranstalteten Vorträge gaben Anlaß zu dem bekannten Vorgehen gegen Lisko und Sydow.

2) Der Verein von Magdeburg. Vorstand: Rektor Löw.

3) Der Verein von Thorn. Vorstand: Justizrath Dr. Meyer, Professor Dr. Hirsch, Prediger Gessel.

Der Pommerische Protestantenverein hielt eine General-Versammlung am 22. Oktober 1871, aus welcher eine Petition an den preussischen Landtag hervorging, um Ausführung des Art. 15 der Verfassung, die Selbstständigkeit der evang. Kirche betreffend; er umfaßt:

4) Den Verein zu Stettin. Vorstand: Geh. Regierungsr. Schallehn, Secretär: Redacteur Wiemann, Kassirer: Ernst Rabbow.

5) Den Verein zu Greifswald: Vorstand: Kreisrichter Eccius, Secretär: Pastor Woltersdorf, Kassirer: Kaufmann C. Koch. Im Winter fanden monatliche Versammlungen statt mit Vorträgen auch von auswärtigen Rednern; eine Adresse wurde an den wegen seines Vortrages über das apost. Glaubensbekenntniß angegriffenen Dr. Visco, eine andere an Fürst Bismarck wegen des Schulaufsichtsgesetzes gerichtet.

6) Den Verein zu Colberg-germünde. Vorstand: Justizrath Plato, Schriftführer: Rendant Horn.

Der Schlesische Protestantenverein umfaßt: 7) Breslau, 8) Bernstadt, 9) Brieg, 10) Creuzburg, 11) Dyhernfurth, 12) Frau-
stadt, 13) Friedeberg a. Du., 14) Grünberg, 15) Haynau, 16) Kattowitz, 17) Langenbielau, 18) Leutmannsdorf, 19) Rams-
lau, 20) Neustadt in Oberschl., 21) Ohlau, 22) Reichenbach, 23) Riembach, 24) Silberberg, 25) Striegau, 26) Strehlen, 27) Trebnitz, 28) Waldburg, 29) Wüstewaltersdorf, 30) Zobten.
Vorstand: Professor Rabiger; Kassirer: Director Bued. Der Schlesische Protestantentag beschäftigte sich im Frühjahr 1872 mit der Visco-Sydowschen Angelegenheit und mit der Civilehe.

Vereine in Nordwestdeutschland.

31) Bremen. Vorstand: Pastor Nonweiler, Sekretär: Dr. Wilkens, Kassirer: G. H. Clausen.

32) Bieftermünde: F. Damasch.

33) Hamburg. Vorstand: Pastor zu St. Katharinen Gliza. Kassirer: Robert L. Siordet, Firma Lutteroth u. Comp.

34) Hannover. Vorstand: Senator Dr. Schläger, Schriftführer: Dr. William von der Hellen, Obergerichtsanwalt.

35) Hildesheim. Vorstand: Obergerichtsanwalt Dr. Götting.

36) Göttingen. Pastor Brandes. Dr. Ellissen.

37) Osnabrück. Vorstand: Pastor Dr. Spiegel.

- 38) Badbergen. Mibdenborf.
 39) Brahmſche. Fabrik. Boſche, Fabrik. Rud. Bieſbergen.
 40) Menſlage. Hofbeſitzer Schlingmann.
 41) Quakenbrück. Stadthyndicus Lange, Senator Schröder,
 Schriftführer: Eichmeyer.
 42) Celler. Paſtor Dr. Greiling.
 43) Lühſow. Vorſtand: Fabrikant Schwarz.
 44) Seriem (Oſtfrieſland). Vorſtand: Rector Gittermann in
 Eſens, Kaſſirer: Kaufmann Tiardsen in Seriem.
 45) Burhafe. Vorſtand: Rector Gittermann, Zimmermeiſter
 Collers.
 46) Neugarmſſyhl (in FEVERSLAND, Oldenburg). Vorſtand: Rector
 Gittermann, Secretär: Kaufmann Tyedmers.
 47) Emden. Vorſtand: D. Swartte, Kaufmann, Schriftführer:
 W. Schwarze, Kaſſirer: J. Smeding. Der neue Verein veranlaßt
 Vorträge auswärtiger Redner, z. B. Dr. Manſhot und Dr. Schwalb
 aus Bremen und Paſtor Späth aus Oldenburg.
 48) Wolfenbüttel. Vorſtand: Gymnaſial-Director Dr. Schütte.

Vereine im weſtlichen Preußen.

- 49) Elberfeld. Vorſtand: Walter Simons, Anw. Zurbellen.
 Der Raſſaniſche Proteſtantenverein umfaßt:
 50) Wiſſbaden (mit Diebrich und Bierſtadt). Vorſtand: Geh.
 Rath Dr. Freſenius, Secret.: Dr. Schirm, Kaſſir.: C. Schweighöfer.
 51) Weilburg. Vorſtand: Juſtizrath Raht.
 52) Grenzhaufen. Vorſtand: Dr. Bolland, Schriftführer: Jul.
 Schröder.
 53) Herborn. Vorſtand: J. D. Treupel.
 54) Runkel. Vorſtand: Decan Schröder in Seelbach, Schriftführer:
 Pf. Endres in R.
 55) Limburg. Vorſtand: Pfarrer Helff in Staffel bei L.
 56) Dauborn. Vorſteher: Joh. Wilh. Wagner, Schriftführer:
 J. J. Schäfer.
 57) St. Goarshauſen. Vorſteher: W. Hermanni, Apotheker
 Hofmann.

Sächſiſche Vereine.

- 58) Dresden. Vorſtand: Gläſche, Director des Waiſenhausens am
 Georgsplatz 5. Schriftführer: Dr. Hohlfeld, Oberlehrer, Gr. Kloſterg. 7.
 Kaſſirer: C. Weiſke, Buchhändler.

59) Leipzig. Vorstand: Subdiakon Dr. Vinkau. Schriftführer Advokat Dr. Gensel. Kassirer: Emil Penda.

Weimarische Vereine.

60) Weimar. Vorstand: Stiftsprediger Förtsch. Schriftführer: Bürgerschullehrer Bräunlich.

61) Eisenach. Vorstand: Dr. Schmidt. Kassirer: Photograph Keller.

62) Jena: Professor Hilgenfeld.

63) Buttstedt. Vorstand: Pfarrer Steinacker.

64) Stotternheim. Vorstand: Pfarrer Andrea.

65) Triptis. Pastor Sattler in Stelzendorf.

66) Rohra (11 Gemeinden umfassend). Vorstand: Pfarrer Schreckenbach in Ulla bei Weimar. Pfarrer Dr. Billig in Uberg.

Roburg-Gothaische Vereine.

67) Gotha. Staatsrath: Dr. Brückner. Secretair: Assessor Beber. Kassirer: Finanzrath Hopf.

68) Gräfenonna. Oberpfarrer Schwerdt.

69) Ohrdruf. Superintendent Dr. Schulze.

70) Waltershausen. Landrath W. Regel auf Schloß Tanneberg.

71) Roburg. Pfarrer Prager.

72) Pößneck (Reiningen). Kirchenrath Hölbe.

Altenburgischer Verein

umfaßt folgende Vereine:

73) Altenburg. 74) Eisenberg. 75) Kahla. 76) Lufa. 77) Meuselwitz. 78) Roda. 79) Ronneburg. 80) Schmölle. 81) Gößlich. — Vorstand: Appellationsgerichtsvizepräsident Dr. Wagner. Schuldirector Döleke. Secretär: Notar Hammer. Kassirer: Chemiker Henny.

Hessischer Verein.

Derselbe umfaßt folgende Vereine.

82) Darmstadt. Vorstand: Fabrikant Carl Merk. Schriftführer: Advokat Ohly.

83) Groß-Umstadt. Vorstand: Bernh. Mai. Schriftführer: J. Laug.

84) Odenwälder Protestantenverein. Vorstand: Fabrikant W. Mülberger in Erbach. Schriftführer: Gutsbes. von Wedekind in Hiltersklingen. Kassirer: Sparcassenr. Kredel in G.

85) Affolterbach, Wald-Michelbach. Apotheker Bernher in W. M., Jacob Trautman in A. Kassirer: Joh. Bidel.

86) Trebur. Vorstand: Christian Fudcl I. Secretair: Friedrich Haas III. Kassirer: Johannes Roth I.

87) Königsstätten. Vorstand: Balthasar Schneider.

88) Rüßelsheim. Vorstand: Engelhardt, Fabrikant. Secretair: Dr. Gilmer, Fabrikant.

89) Raunheim. Vorstand: Dekonom Diefenbach von Mönchhof.

90) Kelfterbach. Vorstand: Andreas Becker.

91) Offenbach. Vorstand: Advokat Dr. Weber. Secretair: Aug. André. Rechner: Jul. Kiefer.

Worms. Vorstand: Dr. Schröder. Secretair: J. H. Mayer. Kassirer: C. Wergcr.

93) Wörrstadt. Vorstand: Pfarrer Schlich in Eichloch.

94) Mainz. Vorstand: Kaufmann Konweiler.

95) Rierstein. Vorstand: Jacob Schlamp.

96) Selzen (Mommenheim). Vorstand: Georg Kessel III. Secretair: Paul Seemann. Kassirer: Jacob Zimmermann II.

97) Ober-Ingelheim. Vorstand: Dr. Thudichum.

98) Gießen. Vorstand: Fabrikant Hanstein.

99) Buzbach. Vorstand: Gastwirth Kalbfleisch.

100) Wetterauer Verein. Vorstand: H. Knöpp. Secretair: Lehrer Jung.

101) Grünberg. Vorstand: Färbermeister Kullmann.

102) Nidda. Vorstand: A. Mantel.

103) Friedberg. Vorstand: Advokat Trapp.

Ueber einige andere Vereine in Landorten, wie Bischofsheim, Reichelsheim im Odenwald, Groß-Liebenau fehlen uns alle Nachrichten.

Badische Vereine.

104) Heidelberg. Vorstand: Stadtpfarrer Schellenberg.

105) Mannheim. Vorstand: Decan Dr. Schellenberg.

106) Eberbach. Vorstand: Stadtpfarrer Höchstetter. Kassirer L. Bohrmann.

107) Werthheim. Vorstand: Professor Plaz. Kassirer: Adam Frischmuth, Kaufmann.

108) Sinsheim. Vorstand: Stadtpfarrer Rippmann.

109) Weinheim. Vorstand: Stadtpfarrer Zäringer.

- 110) Neckargemünd. Vorstand: Bezirksförster Schabinger.
 111) Karlsruhe. Vorstand: Stadtpfarrer Zittel. Kassirer: Hof-
 buchhändler Knittel.
 112) Pforzheim. Vorstand: Director Provence.
 113) Freiburg. Vorstand: Hofrath Dr. Behagel. Secretair:
 Kaufmann D. H. Meier.
 114) Lörrach. Vorstand: R. Schellenberg, Decan. Kassirer:
 Ernst Herbstler.

Bayerische Vereine.

- 115) Unterfränkischer Verein. Vorsteher: Pfarrer Illing in
 Kitzingen. Secretair: Kaufmann Bachmann. Kassirer: Kaufmann Ammann
 116) Regensburg. Vorstand: Pfarrer Dr. Krafft.
 117) Der große Pfälzer protestantische Verein. Vorstand:
 Jacob Erter in Neustadt a. d. S.
 118) Ilbesheim bei Landau. Vorstand: Adjunct Stübinger.
-

Seite.

.	3
.	14
.	79
.	109
.	120
orf	140
.	169
.	213
3	239
.	250
.	276

Der
Deutsche Protestantenverein

und seine
Bedeutung in der Gegenwart

nach den Akten dargestellt

von

Dr. Daniel Schenkel.

„Mehr Licht, mehr Licht!“
Goethe.

Neue Ausgabe.

Wiesbaden.
C. W. Kreidel's Verlag.
1871.

V o r w o r t.

Die wiederholten und immer maßloser sich hervorstuckenden Angriffe gegen den deutschen Protestantenverein, die vor Kurzem in der „Metropole der deutschen Intelligenz“ ihren rücksichtslosesten Ausdruck in einem pastoralen Exkommunikationsinstrumente gefunden haben, erheischen dringend eine eingehendere, quellenmäßige Beleuchtung. Der Protestantenverein ist allzusehr Gegenstand öffentlicher Besprechung geworden, als daß Schweigen von seiner Seite noch länger gestattet wäre. Er hat in einem kurzen Manifeste an „die deutschen Protestanten“ geantwortet. Allein in einem solchen konnten die Angriffe nur summarisch zurückgewiesen, es konnte das Wesen des Vereins nicht umfassender dargelegt, und seine ganze Bedeutung unmöglich gründlich und eingehend erörtert werden. Die vorliegende Schrift, für deren Inhalt der Verfasser allein die Verantwortlichkeit übernimmt, hat den Zweck, die Bedeutung des deutschen Protestantenvereins allseitig darzustellen. Dadurch, daß sie durchaus auf quellenmäßigen Studien ruht und alle wichtigeren Aktenstücke des Vereins zur allgemeinen Kenntniß bringt, macht sie es jedem Leser möglich, sich ein selbstständiges Urtheil über den Verein, seine Geschichte, seine Leistungen und seine Zwecke zu verschaffen. Sie dürfte überdies ein bequemes Hand- und Hülfsbuch für die Vereinsmitglieder selbst werden. Möchte es mir gelungen sein, auszusprechen, was zur Kennzeichnung unseres Vereins gegenwärtig Noth thut und demselben recht viele neue Freunde und Mitarbeiter zu gewinnen.

Heidelberg, im Juli 1868.

Dr. D. Schenkel.

I.

Die Entstehung des deutschen Protestantenvereins.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung unserer Zeit, daß die Kirche den größten Theil des Einflusses eingebüßt hat, den sie zu andern Zeiten auf Menschen und Völker auszuüben pflegte. Die Einen freuen sich über diese Thatsache; sie erblicken in derselben einen Sieg der Geistesfreiheit. Die Andern seufzen darüber; sie nehmen darin ein Zeichen religiöser und sittlicher Verwilderung wahr. Wir wollen dagegen versuchen, uns dieselbe zu erklären. Die Religion ist unstreitig die mächtigste geistige Kraft im Menschen; sie erhebt ihn über das bloß sinnliche Dasein; sie giebt ihm das Bewußtsein, der Bürger einer höheren ewigen Ordnung der Dinge zu sein. Wenn die Menschen religiös sind, so ist das der Menschennatur angemessen; wenn sie sich um die religiösen Angelegenheiten nicht kümmern, so ist das nicht in der Ordnung. Nun hat sich aber die Religion immer eine äußere bestimmte Gestalt gegeben in dem Cultus oder der Kirche, und in diesem Umstande liegt der Schlüssel zu der eigenthümlichen Erscheinung, daß die Religion den Menschen bisweilen verloren zu gehen scheint, daß sie anscheinend kein Herz mehr zu den religiösen Angelegenheiten fassen, und daß, wie es gegenwärtig unter uns der Fall ist, ein großer, namentlich der gebildetere Theil der Nation keine lebendige Theilnahme mehr für die Kirche und ihre Schicksale zeigt. Es geht hier augenscheinlich eine Verwechslung der Begriffe vor sich.

Gegen die Religion selbst kann das menschliche Gemüth niemals gleichgültig werden; dasselbe ist mit dem Ewigen unauflöslich verwachsen, und wenn es von Gott lassen wollte, so würde gleichwohl Gott nicht von ihm lassen. Mit der Kirche verhält es sich anders. Diese ist in vielen Fällen eine sehr mangelhafte Erscheinungsform der Religion, und es kann so weit mit ihr kommen, daß sie sogar ein Hinderniß der Religion und ein wesentlicher Nachtheil für das religiöse Leben wird. Zum Beweise dafür berufen wir uns auf die Reformation. Die römische Kirche hatte im Mittelalter die Lebensadern der Religion unterbunden; sie war ein ganz verweltlichter Priesterstaat geworden. Sie hatte die Gewissen erstickt, die freien Geister gelähmt, in ihrer eigenen Mitte alle bösen Leidenschaften entfesselt. Wenn die deutsche Nation sich von dieser Kirche abwandte und die Reform mit Begeisterung aufnahm, so war das keineswegs ein Abfall von der Religion, sondern eine Rückkehr zu den Quellen der wahren Frömmigkeit. Man kann, wie dieses Beispiel zeigt, der Kirche, ihren Lehren, Gottesdiensten und Einrichtungen den Rücken kehren — gerade aus Religion.

Man ist gegenwärtig bald mit dem Vorwurfe bereit, daß unsere Zeit eine „irreligiöse“ sei. Der herrschende Zeitgeist wird als ein Geist des Abfalls von Gott, der sittlichen Verwilderung dargestellt, und fromme Seelen wiegen sich in der Erinnerung an die „guten alten Zeiten“, in denen der Kirchenbesuch im Allgemeinen untadelhaft, der Katechismusglaube bei Hoch und Niedrig unverfälscht gewesen sei. Wenn man nun freilich diese „guten alten“ Zeiten in der Nähe etwas genauer betrachtet, so erscheinen sie in einem sehr wenig glänzenden Lichte. Wer den bekannten Sittenroman „Simplicissimus“ aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs durchblättert, die trefflichen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ von Gustav Freitag sich vor das Auge führt, durch einen tadellosen Gewährsmann aus der rechtgläubigen Schule, Dr. Tholuk in Halle, die geistigen und sittlichen Zustände auf den deutschen Universitäten während der Blüthenperiode der

orthodoxen Bekenntnißherrschaft sich schildern läßt, der erblickt gerade in dieser Periode, was, größtentheils mit Unrecht, unserer Zeit zum Vorwurfe gemacht wird: religiösen Stumpfsinn und sittliche Verwilderung.

Wir denken unsere Zeit nicht schön zu färben; wir kennen ihre Mängel und Gebrechen; wir wissen, daß es in ihr erschreckende Gleichgültigkeit gegen das Ewige, eine maßlose Genuß- und Gewinnsucht giebt, die jedoch nicht selten mit der correctesten äußeren Kirchlichkeit sich verbündet hat. Aber wir glauben auch, ohne jede Uebertreibung, versichern zu können, daß unsere Zeit an wahrer innerlicher Frömmigkeit, an gediegener geistiger und sittlicher Bildung dem Zeitalter der Rechtgläubigkeit im 17. Jahrhundert um ein Namhaftes voraus ist, und daß unsere kirchlichen Eiferer selbst ein Entsetzen befiele, wenn sie plötzlich in die gepriesenen Zustände der „guten alten“ Zeit sich zurückversetzt sähen.

Daß im Uebrigen die religiösen, und genauer ausgedrückt, die kirchlichen Zustände unserer Zeit unbefriedigend sind, daß sie einer gründlichen Erneuerung und Verbesserung bedürfen, darüber besteht auch für uns kein Zweifel. Wir reden zunächst nur von der deutschen Nation. Wenn eine Nation mit ihrer Kirche zerfallen ist, dann droht dem nationalen Leben eine große Gefahr. Indem es sich von der Kirche lössagt, wird es sich entweder zugleich auch von der Religion, die so leicht mit der Kirche verwechselt wird, lössagen, und mit der Religion den ächt sittlichen Gehalt, seine Kraft und Weihe verlieren; oder es wird sich religiös in eine Anzahl von Sekten und Sonderparteien zerpalten, und dann einer der ergiebigsten Quellen seiner Einheit und Zusammengehörigkeit verlustig gehen. Ihr werdet sagen: die religiöse Einheit ist seit der Reformation für uns Deutsche ohnedies nicht mehr vorhanden. Wir leugnen das nicht. Aber der Protestantismus war immerhin eine nationale Schöpfung. Das deutsche Volk ist, trotz seiner confessionellen Spaltung, das Volk der Reformation; die nicht römisch, sondern national gesinnten deutschen Katholiken

hatten bisher an dem Protestantismus einen schützenden Wall gegen römische Uebergriffe. Die Auflösung des Protestantismus wäre für das deutsche Volk nicht nur eine unermessliche religiöse, sondern auch eine furchtbare nationale und politische Gefahr. Wir sind gegen den Katholicismus, so weit er nicht culturwidrige Zwecke verfolgt, und die Gräuel jesuitischer Unduldsamkeit und pfäffischer Verfolgungssucht nicht zu erneuern versucht, lediglich wohlwollend gestimmt; er mag seine religiöse und culturhistorische Mission unbehindert fortsetzen, wenn er uns Protestanten nur an der unsrigen nicht hindert. Allein die Religion der modernen Welt ist immerhin der Protestantismus; nur er hat das Christenthum so aufgefaßt, wie die mündig gewordenen Völker es auf die Dauer noch zu verstehen und sich anzueignen im Stande sind; ihm gehört, nach unserer Ueberzeugung, in eben dem Maße die Zukunft, als es ihm gelingt, seine Grundsätze im Völker- und Staatenleben zu verwirklichen und die theologischen Fesseln abzustreifen, mit denen er, der jugendliche Riese, schon vor drei Jahrhunderten seine ohnedies noch ungelenkten Glieder eingeschnürt hat.

Damit sind wir bereits an dem Punkte angelangt, von dem aus wir die Entstehung unseres Vereins näher zu begründen vermögen. Der Protestantismus ist das Christenthum in der Form der religiösen Wahrheit und der sittlichen Freiheit. Er kann, seinen Grundüberzeugungen nach, sich nur zufriedengeben mit der höchsten und mit der ganzen Wahrheit, und er bedarf, um zu diesem Ziele zu gelangen, unbedingte, vor keinen Ergebnissen erschreckende Freiheit. In dreifacher Beziehung hat er mit der mittelalterlichen Form des Christenthums gebrochen. Erstens weist er alle priesterliche Vermittelung, alles Pfäffenthum zurück. Zweitens fordert er selbstständige Glaubenserkenntniß, eigene Gewissensüberzeugung; ein bloß überlieferter und angenommener Glaube hat für ihn keinen Werth. Drittens legt er kein Gewicht auf äußere Formen; der Frieden der Seele, die Gemeinschaft mit Gott ist ihm unabhängig von denselben. So wenig es dem Christenthum selbst möglich gewesen war,

mit seinen neuen Ideen sofort in der Welt durchzudringen, so wenig gelang es dem Protestantismus, seine Grundsätze unverzüglich in voller Reinheit und Stärke zu verwirklichen. Der katholische Sauerteig, der noch in ihm zurückgeblieben war, durchsäuerte die von ihm gegründete Gemeinschaft wieder. An die Stelle der katholischen Priesterherrschaft trat eine protestantische Theologenherrschaft; an die Stelle der selbstständigen Glaubensüberzeugungen ein unselbstständiger Ueberlieferungs- oder Bekenntniß-Glaube; an die Stelle der katholischen Satzungen und Ceremonien protestantische Dogmen und Formeln, die, wie z. B. beim Abendmahle, sogar ein unheilbares Zermürfniß unter den Protestanten selbst veranlaßten; an die Stelle des lebendigen Papstes in Rom ein papierner Papst, die für schlechthin inspirirt und darum unfehlbar erklärte Bibel.

Daher gingen die Erwartungen, die man von dem Protestantismus anfänglich hegte, größtentheils nicht in Erfüllung. So lange das deutsche Culturleben im Ganzen und Großen die Durchschnittslinie der Bildungshöhe des sechszehnten Jahrhunderts nicht überschritt, fühlte die Nation sich durch die neuen kirchlichen Zustände ziemlich befriedigt. Sie waren immerhin besser als diejenigen des vom Jesuitismus beherrschten römischen Kirchenthums. Als aber seit der Mitte des 18. Jahrhunderts der allgemeine Umschwung der Wissenschaften den herkömmlichen geistigen Vorstellungskreis auflöste und die unfehlbare Autorität der Bibel sich gegenüber den bahnbrechenden neuen naturwissenschaftlichen Entdeckungen und philosophischen Ideen nicht mehr halten konnte, da gerieth auch die protestantische Kirche mit der Wissenschaft und Bildung in ein Zermürfniß, das nur deshalb einstweilen keine übleren Folgen hatte, weil im 18. Jahrhundert die Theologen die Fahne der Aufklärung aufpflanzten, die Selbstständigkeit der Religion, die Unfehlbarkeit der Bibel, die Autorität des kirchlichen Bekenntnisses preisgaben, und die unbedingte Herrschaft der Vernunft auch auf dem religiösen Gebiete anerkannten.

Diese Entwerthung der Religion war allerdings beklagenswerth,

und ein Mann, der wahrhaft reformatorisch auf unser Jahrhundert gewirkt, Fr. Schleiermacher, hat sie in seinen „Reden über die Religion an die gebildeten unter ihren Verächtern“ siegreich und erfolgreich bekämpft. Die Cultur, getrennt von der Religion, besitzt keine Wärme, wie die Religion, entfremdet von der Cultur, kein Licht. Das deutsche Volk sehnte sich beim Beginne dieses Jahrhunderts auch wieder nach religiöser Erhebung und Erfrischung; furchtbare Prüfungen, die eiserne Noth führten zu religiöser Vertiefung und sittlicher Läuterung zurück; es schien eine Zeit anbrechen zu wollen, in welcher eine schwingvolle Religiosität mit einer gediegenen nationalen Bildung Hand in Hand gehen würde.

Es ist anders geworden. Mit der politischen Restauration im Jahre 1815 verband sich die religiöse. Mit den Jesuiten in der katholischen Kirche kehrten die Buchstäbler in der protestantischen zurück. Wie der Papst auf Wiederherstellung seiner Macht und seines Einflusses mit Hülfe des Abschlusses von Concordaten drang, so drang der protestantische Klerus durch Wiederaufrichtung der Autorität der Bekenntnißschriften auf Erneuerung seiner Macht und seines Einflusses. Wir haben wieder erlebt, was noch zwanzig Jahre früher Niemand mehr für möglich gehalten hätte. Seit dem Jahre 1830 hat die kirchliche Reaction von Jahr zu Jahr wie ein wachsender Krebschaden um sich gegriffen, und das Jahr 1848 hat sie zu ihrer vollen Blüthe entwickelt. In der römisch-katholischen Kirche herrscht gegenwärtig unbedingt die sogenannte ultramontane Partei, die Partei, welche jeden Fortschritt in der religiösen Erkenntniß und im kirchlichen Leben leugnet, die moderne Cultur, so weit sie den überlieferten kirchlichen Dogmen und Einrichtungen widerspricht, für eine Ausgeburt der Hölle erklärt und dem Klerus zur unbedingten Herrschaft über Schule und Haus, über Geister und Gewissen verhelfen will. Es giebt gegenwärtig keine liberale Partei mehr in der katholischen Kirche. Alle Regungen wissenschaftlicher oder individueller Freiheit sind erstickt; aller Widerstand ist gebrochen; er würde auch augenblicklich von den

kirchlichen Organen niedergeschlagen. Eine päpstliche Bulle vom 8. Dezember 1864 hat die gesammte moderne Wissenschaft und Bildung der Verdammung geweiht und in einem sogenannten „Syllabus“, einer Aufzählung aller angeblichen Irrlehren unseres Zeitalters, nebst dem Protestantismus auch alles freie philosophische Denken, alle selbstständige Forschung, alle politischen und gesellschaftlichen Freiheitsbestrebungen mit dem kirchlichen Banne belegt. Statt der Befreiung von den Dogmen, welche der Geist unseres Jahrhunderts nicht mehr ertragen kann, ist den „Gläubigen“ ein neues Dogma aufgebürdet worden, das ihnen befiehlt, an die unbesleckte Empfängniß der Jungfrau Maria zu glauben. Der Nothschrei der ganzen gebildeten Welt hat nicht verhindern können, daß ein Judenknabe von Bologna, der achtjährige Mortara, aus den Armen seiner Eltern gerissen, und daß von der Kirche über ihn als ihr Eigenthum verfügt worden ist, weil eine christliche Wärterin einige Jahre früher ihm die Nothtaufe heimlich ertheilt hatte. Der römische Stuhl setzt allen berechtigten Anforderungen der Zeit ein kaltes: „Wir können nicht mitgehen“ entgegen. Die römische Hierarchie ist von dem Wahne ergriffen, daß die Zeiten ihrer Weltherrschaft wiedergekehrt seien, und noch einmal hofft der Papst, Fürsten und Völker zu den Füßen seines Thrones nieder gebeugt zu sehen.

Die große Restauration innerhalb der römisch-katholischen Welt hat diejenige im Schooße des deutschen Protestantismus bis jetzt mitgetragen. Seit 1815 hat unter dem Aushängeschild der sogenannten conservativen Interessen eine Partei in der protestantischen Kirche allmählich die fast durchgängige Herrschaft an sich gerissen, die mit der modernen Cultur auf dem gespanntesten Fuße lebt, und deren Bestrebungen auf nichts Geringeres ausgehen, als die deutsche Theologie und Kirche von ihrem culturgeschichtlichen Zusammenhange mit den großen Errungenschaften der modernen Wissenschaft zu lösen und sie der Autorität des Bibel-Buchstabens und der aus dem Reformations-Zeitalter überlieferten Bekenntnißschriften unbedingt zu unterwerfen. Die Partei, welche dieses Ziel anstrebt, nennt sich „gläubig“; aber

sie glaubt nicht an den lebendigen Gott, der sich in der Geschichte offenbart und eben deshalb die Wahrheit nicht an den todtten Buchstaben bindet, sondern sie glaubt an ihre vermeintliche Alleinberechtigung, an ihr Privilegium unbedingter Gewissensherrschaft. Eben damit hat sie aber den Boden des Protestantismus thatsächlich verlassen. Dieser schöpft seine Lebenskraft nicht aus dem kirchlich überlieferten Dogma und nicht aus den herkömmlichen kirchlichen Institutionen. Er schöpft sie aus dem Geiste der evangelischen Wahrheit und Freiheit. Wer die Ueberlieferung, das Dogma, das Herkommen in der protestantischen Kirche zur maßgebenden Autorität erhebt, der kehrt damit auf den römisch-katholischen Standpunkt zurück. Ihr redet von gegenwärtig innerhalb der protestantischen Kirche sich vollziehendem Abfall. Greift doch einmal in die eigene Brust! Wenn ihr die protestantischen Gewissen auf den angeblich unfehlbaren biblischen Buchstaben verpflichten, wenn ihr sie in die Artikel des Augsburger Bekenntnisses gefangen nehmen, wenn ihr jüngere Forscher durch Einschüchterung und Bedrohung an der gewissenhaften Prüfung der Urkunden des Christenthums hindern wollt: — dann zeigt ihr euch mit solchem Gebahren als Abgefallene von den Grundtügen der Reformation, welche aus dem Geiste der freiesten Prüfung hervorgegangen ist; dann habt ihr selbst die Grundlagen verleugnet, auf denen seit mehr als drei Jahrhunderten die Kirche, der ihr angehört, sich erbaut hat.

Der gegenwärtige Streit der Parteien innerhalb des Protestantismus ist nicht ein Streit über die Prinzipien des Protestantismus selbst und ihre mögliche verschiedenartige Anwendung. Nein: er ist ein Streit darüber, ob der Protestantismus seinem ursprünglichen Geiste treu bleiben, oder ob er von sich selbst abfallen, ob er aus seinem eigenen Wesen und seiner eigenthümlichen Grundrichtung sich weiter entwickeln, oder ob er zu den Anschauungen des römischen Katholicismus zurückkehren soll. Er ist ein Streit zwischen Katholicismus und Protestantismus in der Mitte der deutsch-protestantischen

Kirche. Wir verstehen das Bündniß, welches in neuerer Zeit die orthodoxen Protestanten hin und wieder mit den ultramontanen Katholiken abgeschlossen haben, das gegenseitige Zuwinken, Händedrücken, die gemüthlichen Versicherungen, daß man im Wesentlichen doch eigentlich dasselbe Ziel verfolge, den Kern und die Substanz des christlichen Glaubens gegen den modernen Unglauben gemeinsam bewahre. Wir kennen diese Anklage. Die Römlinge haben sie seiner Zeit gegen die Reformatoren geführt, und führen sie heute noch gegen die ächten Protestanten. Als ungläubig gilt dieser Partei ein Jeder, der nicht mit denselben Worten seinen Glauben bekennt wie sie, der einen lebendigen, nicht einen todten, einen selbsterrungenen, nicht einen klerikal erlernten Glauben hat. Die frömmsten Christen sind dieser Partei immer als die ungläubigsten vorgekommen; denn gerade die frömmsten haben das regste Bedürfniß, sich von ihrem Glauben Rechenschaft abzulegen und es ernst und gründlich damit zu nehmen. Einer Partei, welche dem Protestantismus, unter dem Deckmantel seines Namens, an das Leben geht; welche mit dem Ultramontanismus, ihrer letzten Ziele bewußt oder unbewußt, zum Verderben der eigenen Kirchengemeinschaft sich verbrüdert; welche an der großen Verschwörung gegen die moderne Culturentwicklung theilnimmt und dem Andringen der Barbarei und materialistischer Versunkenheit die Wege bereitet — einer solchen Partei keinen Widerstand leisten, hieße mehr als einen Abfall, es hieße einen Verrath an der eigenen Kirche begehen, es hieße: sich mit Schande bedecken.

In Zeiten nahe bevorstehender weltgeschichtlicher Erschütterungen und Umbildungen, namentlich in den Regionen des geistigen Lebens, stellt sich eine ähnliche Empfindung ein, wie in schwülen Sommertagen, wenn Gewitter sich vorbereiten. Aber nur einzelne Wenige haben zunächst das Vorgefühl, daß bald ein Unwetter heraufziehen wird, und erst, wenn der Himmel sich in dunkle Wolken hüllt und der Donner zu rollen beginnt, werden Mehrere aufmerksam auf das, was kommen wird. Wohl haben in den verfloffenen Jahrzehnten von Zeit

zu Zeit Einzelne gegen den zunehmenden Druck sich zu wehren angefangen; aber weil die unsere Zeit beherrschenden Interessen aus einleuchtenden Gründen zunächst nicht kirchliche, sondern allgemein menschliche sind, deshalb wandte sich die öffentliche Aufmerksamkeit den kirchlichen Angelegenheiten niemals gründlich und auf die Dauer zu, und es war ziemlich allgemein der Irrwahn verbreitet, daß die Kirche eigentlich nichts mehr bedeute, daß von ihr weder Gutes zu hoffen, noch Uebles zu besorgen sei. Schon die französische Revolution, indem sie politisch und social mit den Einrichtungen der Vergangenheit aufräumte, hatte das schlimme Beispiel gegeben, daß sie nach dem unseligen Versuche, die Religion abzuschaffen, sich um dieselbe nichts mehr kümmerte, die so nothwendige religiöse Reform dadurch verhinderte und der katholischen Restauration die bequemsten Bahnen öffnete. Dieser verderbliche Irrthum der Doktrinäer der französischen Revolution schleppt sich noch immer von Generation zu Generation in dem Wahne fort: man brauche nur gegen die Religion gleichgültig zu sein, sie als einen Zeitvertreib der Frauen und ein Spielzeug für Kinder zu betrachten, dann sei man ein für alle Male mit ihr fertig!

Ein kleiner Kreis von protestantischen Männern im Großherzogthum Baden war längst anderer Ansicht. Dieser deutsche Mittelstaat an der Südwestgrenze, mit einer geistig begabten und regsam, überwiegend katholischen Bevölkerung, hatte in Folge der unglücklichen Katastrophe des Jahres 1849 der politischen und kirchlichen Restauration den erwünschtesten Tummelplatz für ihre Großthaten gewährt. Die orthodoxe Partei in der evangelischen Kirche wußte die Gunst der Umstände zur Eroberung des längst verlorenen Terrains geschickt zu benutzen. Auf der Generalsynode des Jahres 1855 war die freie kirchliche Richtung in eine fast verschwindende Minderheit gedrängt. Auch den Ultramontanen gelang es, den Staat in die Nehe eines seine Existenz bedrohenden Concordates einzufangen, und Baden schien auf dem Gebiete beider Confectionen eine gesicherte Beute klerikaler Herrschsucht. Jener kleine Kreis von protestantischen Männern sah

das Heiligthum des persönlichen Gewissens und der nationalen Ehre gleichzeitig bedroht und entschloß sich, einen Kampf auf Leben und Tod mit dem übermächtigen Gegner zu wagen. In solchen entscheidenden Augenblicken fehlt die Zeit zu berechnender Ueberlegung, da hilft nur rasches und kühnes Handeln. Es gelang, das finstere Gewebe zu zerreißen. Allein das half nur für den Augenblick, und die noch immer drohende Gefahr forderte Schutzwehren für die Zukunft. Diese waren einstweilen nur in der protestantischen Kirche, wenn auch nicht in den protestantischen Theologen, zu finden. In dieser Beziehung waren den Einsichtigen längst die Augen darüber geöffnet, daß, wie einer der vorzüglichsten und frömmsten Theologen unserer Zeit gesagt hat, „unsere Geistlichkeit, wie sie jetzt durchschnittlich ist, der Aufgabe unserer Kirche in der Gegenwart durchaus nicht gewachsen ist, und daß die Leitung der Kirche schlechterdings nicht vorwiegend ihren Händen überlassen bleiben darf.“ *)

Die kirchlich freigesinnte Partei in Baden mußte daher darauf bedacht sein, dem sogenannten Laienelemente wenigstens einigermaßen zu einer berechtigten Stellung und Wirksamkeit in der kirchlichen Gemeinschaft zu verhelfen, zumal dessen Gemüth und Gewissen so eben durch ein katholisirendes, mit einem mehr als dreihundertjährigen geschichtlichen Herkommen im Widerspruche stehendes, Kirchenbuch aufs Tiefste verletzt worden war. Hier trat nun bald der hohle Unterbau der kirchlichen Restauration in eine schlagende Beleuchtung. Was die theologischen Restauratoren im Jahre 1855 auf die Dauer hingestellt zu haben glaubten, das zerfiel in wenigen Tagen. Der liberalen Partei gelang es, eine Kirchenverfassung ins Leben zu rufen, die, thörichter Weise als eine Ausgeburt demokratischer Wühlerei verschrieen, auf den Grundlagen selbstständiger Gemeindeverwaltung ruht, aber so rücksichtsvoll gegen den geistlichen Stand ist, daß sie ihm den Vorsitz in den Kirchengemeinderäthen und auf den Diöcesansynoden, und

*) R. R o t h e, i. dessen nachgelassene Predigten, Bd. I, Lebensbild, S. LXVIII.

die Hälfte der Abgeordneten in der Generalsynode einräumt. Zugleich wurde die von den Orthodoxen bedrohte Lehrfreiheit gesichert. Hatte die klerikale Restaurationspartei beabsichtigt, die freiere kirchliche Richtung als rechtlos zu behandeln, so faßte dagegen schon die Generalsynode von 1861 einen Beschluß, welcher die Gleichberechtigung der freien mit der sogenannten bekennnistreuen Theologie förmlich proclimirte.

Geistige Bewegungen bedürfen glücklicherweise zu ihrem Erfolge keiner imponirenden äußeren Mittel und Kräfte. Das Christenthum ist von einem Gefreuzigten gestiftet; die Reformation ist von einem Bauernsohn aus Eisleben ausgegangen. Drei Städte, Wittenberg, Zürich und Genf sind lange Zeit die Brennpunkte aller reformatorischen Thätigkeit geblieben. Es war für die Sache der protestantischen Freiheit in Deutschland von ungemeiner Bedeutung, daß sie endlich in Baden festen Ankerboden gefunden, daß ihr eine Zufluchtsstätte gesichert war, wo sie vorläufig ihre Kräfte sammeln konnte. Allein es war nicht minder wichtig, daß den in Baden zum Siege gelangten Grundsätzen einer freieren kirchlichen Entwicklung eine breitere Grundlage geschaffen, daß allmählich der Widerstand gebrochen werde, der ihr in dem übrigen deutschen Kirchengebiete seit den Jahren der Reaction planmäßig und fast durchgängig im Wege stand. Die Befreiung der badischen evangel. protestantischen Landeskirche von dem Joche der kirchlichen Reaction konnte nicht das letzte Ziel der siegreich begonnenen Bewegung bleiben; dieselbe mußte so lange fortschreiten, bis sie sich über alle deutschen Landeskirchen ausgedehnt und die Theilnahme der Nation selbst für sich gewonnen hatte.

Die deutsche Nation muß ihre kirchliche Erneuerung selbst an die Hand nehmen: das ist der Kern der ganzen Frage. Würde das Schicksal der deutsch-protestantischen Kirche gegenwärtig von den Theologen – wir verstehen darunter zunächst die Mitglieder der theologischen Fakultäten – und den Geistlichen abhängen, so wäre eine Erneuerung derselben im Geiste evangelischer Freiheit eine Un-

möglichkeit. So wenig im 16. Jahrhundert die Reformation von den Theologen bewirkt werden konnte, eben so wenig wird im 19. die unentbehrlich gewordene kirchliche Reform vorzugsweise von theologischer Seite ausgehen. In den Reformatoren lebte nicht der theologische, sondern der Laien-Geist ihres Jahrhunderts, und ihre besten Stützen waren die klassisch gebildeten Humanisten, der unabhängig gefinnte Theil des Adels, vor Allem aber die freiheitsliebenden Bürger in den Städten, nebst den aufgeklärteren Fürsten auf dem Thron. Die theologischen Fakultäten dagegen verbrannten Luthers Schriften, und der große Haufen der Mönche und Priester forderte unter wildem Geschrei seine schleunigste Unterdrückung. Es ist sicher von großem Werthe für die Sache der protestantischen Freiheit, wenn eine möglichst beträchtliche Anzahl von Geistlichen sich dem Druck der klerikalen Restauration entzieht, und wenn namentlich die heranreifende theologische Generation den Autoritätspanzer, in den man ihren Geist künstlich einzuschnüren sucht, durchbricht. Die Hauptsache müssen aber die sogenannten „Laien“ thun; sie müssen beweisen, daß sie nicht nur politisch, sondern auch kirchlich mündig geworden sind; daß sie sich in den heiligsten Angelegenheiten ihres Gewissens und Gemüthes nicht von solchen gängeln lassen, die an Gediegenheit der Bildung und Umfang der Lebenserfahrung meist unter ihnen, ja der modernen Cultur überhaupt feindselig gegenüber stehen. Sie müssen jetzt das entscheidende Wort mit bewußtem Selbstgeföhle und entschlossenem Muth ausprechen: Wir wollen unsere kirchlichen Angelegenheiten, wie uns das nach den Grundsätzen der Reformation von Gottes- und Rechtswegen zusteht, nun endlich einmal frei und selbstständig ordnen und verwalten.

Seit dem Siege über das Concordat im Herbst des Jahres 1859 hatte die kirchlich freie Partei in Baden sich auf Conferenzen in Durlach gesammelt; dieselben zählten überwiegend gebildete „Laien“ unter ihren Theilnehmern, Männer, welche seit Jahren der Kirche ferner gestanden und ihre Erstarrung in theologischen und klerikalen

Formendienst tief beklagt hatten. Sie waren für die Aufgaben der Kirche aufs Neue erwärmt worden, und ein erfreulicher Aufschwung des religiösen Lebens ließ sich nicht verkennen. Die geschlagenen Gegner waren ihrerseits ebenfalls nicht müßig geblieben. Auch sie hatten sich gesammelt, die dargebotene Hand zur Verständigung zurückgewiesen, und es war eine Agitation von ihren Hauptquartieren, Pastoralconferenzen und Conventikeln, aus in's Werk gesetzt worden, welche nichts Geringeres als den gänzlichen Umsturz des glücklich gelungenen kirchlichen Reformwerkes bezweckte. Unerhörte und bodenlose Verdächtigungen der neuen Kirchenverfassung und ihrer Wirkungen wurden in den Partei-Organen ausgestreut, und auswärts von der Kopflosigkeit geglaubt, von der Gewissenlosigkeit ausgebeutet. Die orthodoxen und pietistischen Parteiblätter namentlich in Preußen, die evangelische und neue evangel. Kirchenzeitung, das rheinisch-westfälische Gemeindeblatt, damals unter dem Einflusse von J. Peter Lange, läuteten die Sturmglocke gegen Baden. Der Lärmruf fand einen erfolgreichen Widerhall bei hochgestellten kirchlichen Würdenträgern, welche eine Fortpflanzung der Bewegung auf die evangelische Kirche Preußens, und eine Förderung der in ihr so berechtigten, verfassungsmäßig begründeten Bestrebungen nach einer selbstständigen synodalen Kirchenverfassung besorgten. Die großherzoglich badischen Gesetze vom 9. Oktober 1860 in Betreff der Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche hatten zugleich eine Auseinandersetzung des Staates mit der Kirche in Betreff der Schule nöthig gemacht, und der dadurch entzündete Schulstreit war schon im Jahre 1863, im Interesse des Ultramontanismus und der protestantischen Orthodoxie, zu einem geschickt ausgebeuteten Agitationsmittel geworden, mit Hülfe dessen man in einem Schlage die liberale Staatsregierung und das liberale Kirchenregiment zu stürzen hoffte.

Unter diesen Umständen schien den Führern der kirchlich freien Partei der Zeitpunkt eingetreten, in welchem gezeigt werden mußte, daß der in Baden entbrannte Kirchenstreit kein auf die engen Gren-

zen eines Mittelstaates beschränkter, vereinzelter Streithandel, sondern eine zeitgeschichtliche Nothwendigkeit sei, und daß bei demselben das Wesen und die Zukunft des deutschen Protestantismus überhaupt in Frage komme. Ich hatte auf der Durlacher Conferenz am 3. August 1863 die Begründung von fünf Thesen zum Zwecke der Gründung eines Vereins von deutschen Protestanten übernommen. *) Die ungetheilte Zustimmung von Seiten der zahlreichen Versammlung zeigte, daß der Gedanke einer Sammlung der liberalen Kräfte in der deutsch-protestantischen Kirche zu gemeinsamem Wirken auf kein unfruchtbares Feld gefallen war. Es war allen Theilnehmern einleuchtend, daß der Protestantismus in seiner gegenwärtigen Zerfahrenheit und Schutzlosigkeit, von äußeren und inneren Feinden bedroht und umringt, den größten Gefahren ausgesetzt wäre, wenn nicht die Nation selbst sich zu seiner Vertheidigung erhöhe. Das Bild, welches der Versammlung von unsern gegenwärtigen kirchlichen Zuständen vor das Auge geführt wurde, rief die ernsteste Stimmung und Erwägung hervor. Die Reformatoren hatten einst den stolzen Traum eines durchgreifenden Siegs über alle ihre Gegner, des Aufbaus einer von Irrthum und Wahn gereinigten Weltkirche, geträumt. Der Sieg verwandelte sich, leider zum Theil durch ihre eigene Schuld in Folge ihrer dogmatischen Streitereien, in eine Reihe verderblicher Niederlagen, und nur aus furchtbaren, die Existenz des Protestantismus bedrohenden Kämpfen ging die protestantische Kirche endlich als eine staatsrechtlich anerkannte Institution hervor, welcher das Papstthum freilich bis auf den heutigen Tag das Recht des Daseins bestreitet.

Umringt von hundert Gefahren, schloß sich gleichwohl nicht einmal der deutsche Protestantismus einheitlich zusammen. Die deutschen Protestanten entbehrten schon in Folge des landesherrlichen Kirchenregimentes eines Einheitspunktes. Dafür war das sogenannte „Corpus Evangelicorum“, eine Conferenz von Delegirten der evan-

*) S. VI, Aktenstücke, A.

gelischen Stände des deutschen Reiches, ein zurückgebliebener Rest der deutschen Reichstage, auf denen die Evangelischen ihre religiöse Selbstständigkeit gemeinsam zu verfechten gewohnt gewesen, seit dem westfälischen Frieden, d. h. seit dem 22. Juli 1653, ein bei dem Mangel eines gemeinsamen Kirchenregimentes ohnmächtiger Ersatz, geworden. Immerhin war es das Scheinbild einer Interessenvertretung des deutschen Protestantismus gegenüber dem Kaiser und Reiche, so wie im Verkehr mit einzelnen Reichsständen und den auswärtigen Mächten. Allein seit das sächsische Kurhaus, dem das Directorium der Conferenz zustand, zum Katholicismus übergegangen, gleichwohl das Präsidium im „Corpus Evangelicorum“ in der Hand behielt, war der Protestantismus darin vollends verrathen, trotz der Bestimmung, daß das Directorium nicht von der Person des katholischen Kurfürsten ausgeübt werden sollte. Das „Corpus Evangelicorum“ ward sang- und klanglos mit der alten deutschen Reichsverfassung im Jahre 1806 begraben.

Von jetzt an hatte der deutsche Protestantismus den letzten Schatzen einer äußeren staatsrechtlichen, einheitlichen Spitze eingebüßt. Der 16. Artikel der deutschen Bundesakte enthielt lediglich den Grundsatz der modernen Toleranz, wonach die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien keinen Unterschied in den politischen und bürgerlichen Rechten begründen sollte. Seit der Auflösung des deutschen Bundes im Jahre 1866 hat auch dieses Princip in Deutschland keine allgemein verbindliche Rechtsgrundlage mehr. Preußen ist zwar, nach seiner geschichtlichen Entwicklung und der Anlage seines Volksgeistes, ein protestantischer Staat; allein nach §. 15 seiner Staatsverfassung haben die Kirchen ihre Angelegenheiten selbstständig zu ordnen und zu verwalten, und die römische Kirche erfreut sich auch unter dem schützenden Flügel des preußischen Adlers einer Machtentfaltung, wie sie sich seit dem Mittelalter einer ähnlichen nicht mehr rühmen konnte. Die protestantische Kirche dagegen sieht noch nicht einmal die Grundlagen zu einer selbstständigen Verfassung gelegt; sie fristet ihre äußere Exi-

stenz kümmerlich von den ihr gebliebenen Resten des verfassungsgemäß aufgegebenen landesherrlichen Kirchenregimentes. Zwar hat sich eine sogenannte deutsche evangelische Kirchenconferenz gebildet, die, einem weltgeschichtlichen Humor zufolge, am Fuße der Wartburg, von welcher Luther seine flammenden Schriften gegen Messe und Papsithum in die Welt schleuderte, von Zeit zu Zeit zu tagen pflegt. Allein diese Conferenz gewährt nicht einmal das Scheinbild einer Vertretung der deutschen protestantischen Landeskirche. Sie ist lediglich eine Delegirtenversammlung der vereinzelter Landeskonsistorien, ohne gemeindlichen Auftrag und ohne Entscheidungsrecht. Sie ist eine bloß kirchenbehördliche Conferenz, von der das protestantische Volk nicht die mindeste Notiz nimmt, deren sogenannte Beschlüsse, die sich ohnedies von den brennenden Fragen klüglich fern halten, spurlos an ihm vorübergehen, die bis jetzt noch nicht das mindeste Erkleckliche zu Tage gefördert hat, mit Ausnahme ihres guten Willens, der klerikalen und confessionellen Restauration mit unbedingter Hingebung zu dienen. Sie hat dafür es freilich erleben müssen, daß ihr einziges Werk, eine Sammlung von 150 angeblichen Kernliedern, in der selbst Gellert wegen mangelnder „reiner Lehre“ keine Stelle fand, die jedoch das Mustergesangbuch der restaurirten deutschen protestantischen Kirche bilden sollte, von den protestantischen Gemeinden, wo man ihr Eingang zu verschaffen suchte, mit Unwillen und Entrüstung zurückgewiesen worden ist.

Der deutsche Protestantismus ist gegenwärtig in eine durchgängige landeskirchliche Zerklüftung aufgelöst. Seine Mitglieder im Südwesten dießseits des Rhains und in Oesterreich sind auch staatsrechtlich von den Brüdern im Norden geschieden; der mächtigste überwiegend protestantische Staat im Norden besitzt eine verfassungsgemäß organisirte protestantische Kirche noch nicht. Diese Zustände sind tief betrübend, ernst bedrohlich; sie ermutigen die römisch-katholische Anmaßung zu den exorbitantesten Hoffnungen und den festesten Angriffen; der Bischof Martin von Paderborn, der den verloren gegangenen prote-

stantischen Schafen seinen Schafstall geöffnet, hat die innersten Herzensgedanken des vom Jesuitismus beherrschten deutschen Episcopates verrathen. Pfäffischer Uebermuth hält die „Rückkehr“ der deutschen Protestanten nur noch für eine Frage der Zeit. Die Durlacher Conferenz hat daher nur einem tiefen Bedürfnisse Ausdruck gegeben, wenn sie am 3. August 1863 in der dritten These des angeführten Referates die sofortige Einberufung einer deutschen Protestanten-Versammlung beschlossen hat, damit dieselbe vorbereitende Schritte zur Gründung eines deutschen Protestantentages, oder genauer ausgedrückt, eines deutschen Protestantenvereins thue. Ihr fragt: warum habt ihr diesen Verein gestiftet? Wenn wir nicht geredet hätten, so hätten die Steine reden müssen. Wir haben den deutschen Protestantenverein gestiftet im Drange der Noth, von Gewissenswegen, weil uns des armen Volkes jammerte, das, wenn es so fortgeht, in den Heiligthümern seines Geistes und Gemüthes verkümmert. Der an eine beschränkte Anzahl hervorragender deutscher Männer erlassene Aufruf fand auch einen kräftigen Widerhall. Hundertundzwanzig protestantische Männer waren auf den 30. September 1863 nach Frankfurt a. M. eingeladen worden*); beinahe keiner der Eingeladenen blieb aus. Es befanden sich unter den Theilnehmern 58 höhere Kirchenbeamte und Geistliche, 16 akademische Lehrer, 15 höhere Staatsbeamte und Advokaten, 14 Gutsbesitzer und Kaufleute, 8 Lehrer an höheren Lehranstalten, mehrere Aerzte und Privatgelehrte, eine größere Anzahl unabhängiger Bürger. Professor Häußler in Heidelberg, der deutsche Geschichtsschreiber und unermüdliche Vorkämpfer für deutsches Recht, deutsche Freiheit und nationale Ehre, hatte, verhindert persönlich zu erscheinen, ein theilnehmendes Schreiben an die Versammlung gerichtet, worin es unter Anderem heißt: „Daß die Landeskirchen befreit werden von den Banden unserer Duodezhierarchen, daß die Gemeinden ein selbstständiges Leben

*) S. VI, Aktenstücke, B.

gewinnen und die nicht-geistlichen Elemente der protestantischen Kirche wieder zugeführt werden, das ist die erste und unumgängliche Bedingung alles weiteren Gelingens auf der Bahn, die nun betreten werden soll." *)

Die Verhandlungen waren eben so bewegt als würdig. Man einigte sich leicht über die Grundlagen. Namentlich wollte man nicht den sog. „deutschen Kirchentag“ zum Vorbilde nehmen. Gegen augenblicklich zusammengetrommelte Massenversammlungen, die nur zusammenkommen, um kopfnickend den Vorlagen ihrer Führer zuzustimmen und sich dann wieder in das Dunkel, aus dem sie aufgetaucht, verlieren, die als bloße Instrumente vorübergehender Partei-Agitationen zu dienen bestimmt sind, sprach sich die allgemeine Stimme aufs Entschiedenste aus. Statt dessen sollte ein Verein gegründet werden, dessen Mitglieder statutenmäßig bestimmte Rechte besitzen, aber auch feste Verpflichtungen übernehmen sollten. Nur über die Frage, ob der Verein auch die Fortbildung in der Lehre sich zum Zwecke setzen solle, traten Meinungsverschiedenheiten in der Debatte hervor. Man vereinigte sich jedoch bald zu der Ansicht, daß die Fortbildung in der Lehre der freien theologischen Arbeit der Vereinsmitglieder überlassen, dagegen der Dogmatismus, d. h. die Herrschaft einer bestimmten theologischen Lehrart, vom Verein ausgeschlossen sein solle. Ein vorläufiges Statut wurde entworfen, ein vorläufiger engerer leitender Ausschuß gewählt und diesem die weitere Förderung der Vereinsache, sowie die Einberufung eines ersten deutschen Protestantentages, auf welchem die Statuten endgiltig festgestellt werden sollten, übertragen. Daß bis zur Abhaltung des ersten Protestantentages noch anderthalb Jahre verliefen, das war die Folge von, im September 1863 zu Frankfurt a. M. noch nicht vorauszu sehenden Ereignissen.

*) Das Schreiben ist abgedruckt: Allgem. Kirchl. Zeitschrift, IV. Bd., S. 614 f.

Die Vereins-Grundsätze.

Zur Zeit der vorbereitenden Versammlung in Frankfurt a. M. hatten bereits drohende Wolken den politischen Himmel Deutschlands umzogen. Der bald nachher ausbrechende schleswig-holsteinische Krieg lenkte die öffentliche Theilnahme von den kirchlichen Dingen ab, und es war unmöglich, im Frühjahr des Jahres 1864, wie beabsichtigt worden, den ersten Protestantentag einzuberufen. Ueberdies hatte die Gründung eines deutschen Protestantenvereins die gegnerische Partei zu verdoppelter Thätigkeit angespornt. Mein Buch über das „Charakterbild Jesu“, ein „biblischer Versuch“, war Anfangs 1864 im Druck erschienen. Obwohl es die einzigartige erlöserische Würde Jesu und die unerreichbare Höhe seines sittlichen Charakters entschieden hervorhob, auf lediglich wissenschaftliche Untersuchungen sich stützte und nicht als eine Arbeit mit fertigen Ergebnissen, sondern als ein bescheidener „Versuch“ sich ankündigte, so ward es dennoch von der klerikalen Partei dazu benützt, um mich des Abfalls von den Grundlagen des Christenthums zu bezichtigen und die verwerflichsten Hebel zu meiner persönlichen und amtlichen Vernichtung in's Werk zu setzen. *) Da die gegnerische Partei nicht mit wissenschaftlichen Argumenten gegen mein Buch ankämpfte, sondern in Bannsprüchen, Flugblättern und Adressen, vor Conventikeln und dem urtheilslosen Haufen Voreingenommener, der mein Buch gar nicht kannte, mich als einen „Ungläubigen“ verdächtigte und brandmarkte, so ward eine augenblickliche Aufregung in fanatisirten Kreisen gegen mich zu Stande gebracht, und es erschien dem leitenden Ausschusse des Vereins deshalb angemessen, vor Einberufung des ersten Protestantentages die Fluthen der

*) Vergl. meine eingehende Zurückweisung und umfassende Widerlegung des Attentats in meiner Schrift: „Die protestantische Freiheit in ihrem gegenwärtigen Kampfe mit der kirchlichen Reaction. Eine Schutzschrift u. s. w.“, 2. Aufl., 1865.

Agitation sich verlaufen zu lassen und den erregten Gemüthern Zeit zur Beruhigung zu lassen. Außerdem schien es ihm wünschenswerth, den jungen Verein in den dogmatischen Streit nicht hineinzuziehen, damit die üble Nachrede, daß er theologischen Parteizwecken diene, auch nicht einmal mit scheinbarem Rechte gegen ihn aufkommen könne.

Noch eine Schwierigkeit war vor dem Zusammentritte zu überwinden. Den Berliner Freunden, welche die Sache der freien Theologie und Kirche bereits seit Jahren mit bewunderungswürdiger Hingebung und Ausdauer in der „Prot. Kirchenzeitung“ und dem Berliner Unionsverein verfochten hatten, war es aus verschiedenen Gründen nicht möglich gewesen, die Frankfurter constituirende Versammlung zu besuchen. An dem in Frankfurt a. M. vereinbarten vorläufigen Statut hatten sie insofern einigen Anstoß genommen, als darin der Schwerpunkt der Vereinsthätigkeit mehr in die Beschlüsse der Generalversammlungen, als in die Entscheidungen der Ausschüsse gelegt schien. Sie hatten demzufolge darauf gedrungen, daß der weitere Ausschuß, als der natürliche Vertreter der Einzel-Vereine, auch die eigentlich beschlußfassende und entscheidunggebende Versammlung sein solle. Darüber waren zwischen Abgeordneten des Heidelberger geschäftsführenden Ausschusses und des Berliner Unionsvereins theils schriftliche, theils mündliche Unterhandlungen geführt worden, und in einer Conferenz in Gotha kam es zur erfreulichsten Verständigung über diesen streitigen Punkt. Die Hauptversammlungen sollten allerdings bestimmte Meinungsäußerungen abgeben können, die förmlichen Beschlüsse dagegen sollten von den vereinigten Ausschüssen gefaßt werden. Unter diesen Umständen nahm der Berliner Unionsverein, in dessen vordersten Reihen damals noch der uns leider seither durch den Tod entriffene unvergeßliche Dr. H. Krause stand, keinen Anstand mehr, am 13. Mai 1865 dem Protestantenverein ohne Vorbehalt beizutreten, und im Allgemeinen auch dem am 4. Oktober 1864 zu Heidelberg vom engeren Ausschusse revidirten und vorläufig angenommenen Statutenentwurf sich anzuschließen. Die, zwar niemals

ernstlich drohende Gefahr einer Spaltung im Schooße der freien kirchlichen Partei war glücklich und vollständig beseitigt, und der Abhaltung des ersten Protestantentages am 7. und 8. Juni 1865 zu Eisenach am Fuße der Wartburg stand weder ein äußeres, noch ein inneres Hinderniß mehr entgegen. Nicht also, wie Herr Oberconsistorialrath Dr. Dörner in seiner „durch die historische Commission bei der k. Akademie der Wissenschaften in München“ herausgegebenen „Geschichte der protestantischen Theologie, besonders in Deutschland“, S. 826 mitgetheilt hat, ist der deutsche Protestantenverein im Jahre 1861 gegründet, sondern er ist im Jahre 1863 zu Frankfurt a. M. vorbereitet und im Jahre 1865 zu Eisenach förmlich gestiftet worden. Den Freunden in Frankfurt gebührt das Verdienst, zur Gründung des Vereins zuerst Handreichung geboten, den Freunden in Eisenach, dem Vereine selbst zum ersten Male die gastlichen Thore geöffnet zu haben.

Zu Eisenach mußte es sich entscheiden, ob in Frankfurt a. M. der Grund zu einem lebensfähigen Vereine gelegt worden, ob die freie kirchliche Richtung wirklich die Kraft in sich trage, die Köpfe und Gemüther, die im deutschen protestantischen Volke ihr angehörten, unter ein Banner zu sammeln. Mit fröhlichen Hoffnungen waren wir nach Eisenach gezogen; sie wurden während der dortigen Festtage übertroffen. Es waren Weihetage des zu seiner Geburtsfeier versammelten Vereins. Bereits hatten sich gegen 30, durch Abgeordnete vertretene Zweigvereine gebildet, beinahe aus allen Theilen Deutschlands, vom äußersten Norden (Greifswalde), vom entfernten Osten (Breslau), bis an den äußersten Südwesten (die badischen Städte). Die Zahl der Theilnehmer an den Verhandlungen betrug am ersten Versammlungstage gegen 500; es mochte ein Drittel der Mitglieder aus Geistlichen bestehen, und ohne Zweifel würden sich noch mehrere eingefunden haben, wenn nicht einigen, zumal preussischen Predigern, der erbetene Urlaub verweigert worden wäre. Die Festpredigt in der Nicolaikirche von Generalsuperintendent Meyer in Koburg über Joh. 16, 12 u. 13 trug wesentlich zu der gehobenen Stimmung bei; sie

war ein lebenskräftiges Zeugniß dafür, daß auch der Protestantenverein ein Werk des h. Geistes ist.

Die Verhandlungen dieses ersten Protestantentages waren von entscheidendem Erfolge. Das nächste Geschäft war die endgiltige Feststellung der Vereinsstatuten.

Der neueste Darsteller der Geschichte der protestantischen Theologie, Dr. Dorner, unterhält seine Leser mit der Nachricht, daß der Protestantenverein „im Anfang für eine kirchliche Organisation auf breiter, demokratischer Basis habe agitiren wollen“. Wir kennen die Adresse, an welche diese Verdächtigung gerichtet ist, aber wir sind nicht so glücklich, die Quellen zu kennen, aus welchen Herr Dorner seine Mittheilung geschöpft hat; wahrscheinlich sind es dieselben, denen er entnommen hat, daß der Protestantenverein im Jahre 1861 gegründet worden sei. In diesem Jahre haben die badischen Mitglieder des Protestantenvereins zu der Herstellung einer Kirchenverfassung mitgewirkt, welche nicht „auf breiter demokratischer Grundlage“ ruhte, sondern vielmehr dem geistlichen Stande eine bedeutende Bevorzugung einräumte und das Gewicht der Entscheidungen in die gewählten Kirchengemeindeversammlungen, nicht aber in die Gesamtzahl der stimmbfähigen Gemeindemitglieder legte. Die Stich- und Schlagwörter „demokratisch und agitatorisch“ waren nun aber einmal gegen den Verein losgelassen, diese Trümpfe wurden bei jeder Gelegenheit ausgespielt, und Herr Dorner nahm keinen Anstand, in den allgemeinen Chorus einzustimmen.

Die Verhandlungen in Eisenach führten rasch zu einer vollständigen Einigung über die Vereinsgrundsätze. *) Der Protestantenverein steht hiernach auf dem Grunde des evangelischen Christenthums. Dieser Grund ist durch Jesus Christus selbst gelegt, und wird eben deshalb nicht durch das traditionelle Dogma oder Bekenntniß gebildet; denn Christus hat weder Dogmen aufgestellt,

*) S. VI, Aktenstücke, C.

noch seine Jünger auf irgend eine Bekenntnißformel verpflichtet. Das Christenthum ist ein Glaubens- und Lebensprincip in der Welt, eine Quelle des Geistes und der Kraft, eine geschichtliche Offenbarung der unmittelbaren Lebensgemeinschaft des Menschen mit Gott. Der Protestantenverein bekennt sich zu den Prinzipien des christlichen Glaubens und Lebens, und darum zu der Person Jesu Christi selbst, der die Wahrheit und das Leben aus Gott in für immer maßgebender Weise geoffenbart und durch seinen heiligen Geist der Menschheit eingepflanzt hat. Die Feststellung der Lehren und Sagenen, in denen diese Prinzipien einen doctrinellen Ausdruck erhalten, überläßt unser Verein den Theologen; sie mögen darüber streiten oder auch sich verständigen; das ist nicht seine Sache. Was er anstrebt, ist nicht Einigung in irgend einer Dogmatik; wie eine vielhundertjährige Erfahrung lehrt, hat auch ein solches Streben stets zu nur immer größerer Spaltung und Zerklüftung von Glaubensgenossen geführt. Er beabsichtigt „die Erneuerung der protestantischen Kirche im Geiste evangelischer Freiheit und im Einklang mit der gesammten Culturentwicklung unserer Zeit“.

Eine kirchliche Erneuerung; denn darüber kann kein Streit sein, daß unsere Kirche einer solchen bedarf. Sie ist in jeder Beziehung hinter der Zeit zurückgeblieben. Wenn ihre behördlichen Organe noch immer den kirchlichen Schwerpunkt in der überlieferten Lehre, dem sog. „Bekenntnisse“, suchen, so hat die neuere Wissenschaft längst dargethan, daß der Glaube und nicht die Lehre, das Leben und nicht die theologische Formel das Wesen des Protestantismus bildet, und daß der überlieferte Lehrbegriff außerdem vor dem Richterstuhle der strengen Prüfung nicht mehr Stich hält, weil er auf durchaus unhaltbar gewordene Voraussetzungen gebaut ist. Er hat seine wesentlichen Stützen: an der Inspirationslehre des 17. Jahrhunderts, und diese ist wissenschaftlich auf allen Punkten durchbrochen; an der Christuslehre der altkatholischen Kirchenversammlungen im 4. und 5. Jahrhundert, und diese steht mit der richtig verstandenen Evangelienlitteratur und mit

einer ächt geschichtlichen Auffassung der Person Christi in unauflösllichem Widerspruche; an dem sogenannten athanasianischen Glaubensbekenntniß, welches die Lehre von drei göttlichen Personen innerhalb eines göttlichen Wesens, bei Strafe des ewigen Feuers, jedem zur unerläßlichen Pflicht macht, und dieses muß, um angenommen zu werden, den Anspruch auf völlige Unterdrückung des vernünftigen Denkens erheben; an der Vorstellung, daß die Theologen den Glauben der Gemeinde zu bestimmen und als die Mündigen die unmündigen Laien zu regieren hätten, und diese Vorstellung ist nicht nur unprotestantisch, sondern sie streitet auch mit dem großen neutestamentlichen Grundsatz, daß alle Christen priesterliche Rechte und freie Gewissen haben sollen. Darum bedarf die evangelische Kirche gegenwärtig dringend einer Erneuerung „im Geiste evangelischer Freiheit“. Niemand darf gehindert sein, das Evangelium nach seinem eigenen besten Wissen und Gewissen zu verstehen und zu bekennen; Niemand, namentlich keine Kirchenbehörde, soll eine einzige Form, das Evangelium zu verstehen und zu bekennen, für die ausschließlich berechtigte erklären, und alle übrigen verurtheilen und unterdrücken dürfen. Das wäre ein Gewissens- und Glaubenszwang, der vor dem römisch-katholischen Geistesdrucke nicht nur nichts voraus hätte, sondern noch schlimmer als dieser, weil er eine Verläugnung der protestantischen Prinzipien unter dem Aushängeschild des Protestantismus selbst wäre.

Der Protestantenverein strebt die Erneuerung der protestantischen Kirche „im Einklang mit der gesammten Culturentwicklung unserer Zeit“ an. Eben deshalb, weil er keine fertige Dogmatik und kein abgeschlossenes Kirchenthum kennt, sondern die Form der Lehre und die Einrichtungen der Kirche als das Erzeugniß einer bestimmten Zeit und der innerhalb dieser sie beherrschenden Ideen betrachtet, kann er auch nicht zugeben, daß die Lehrentwicklung und Verfassungsbildung der Kirche an einem bestimmten Punkt abschließen und mit der darauf gefolgten Zeitbildung in Widerspruch trete. Die herkömmliche Theologie geht zwar von der Voraussetzung aus, daß

die Kirche einen übernatürlichen Ursprung habe, wogegen die Cultur etwas Natürliches sei. Die aus dieser Voraussetzung gezogene Schlussfolgerung ist sehr einfach. Das Natürliche hat sich dem Uebernatürlichen unterzuordnen; die Cultur ist nur so weit berechtigt, als die Theologen mit ihr einverstanden sind; wenn daher die Theologie in Gemäßheit ihrer übernatürlichen Erleuchtung und der Theorie von der göttlichen Autorität der Bibel zufolge sich zu der Annahme genöthigt sieht, daß die Erde stille steht und die Sonne sich um sie bewegt, so ist es das Merkmal einer falschen Bildung, wenn das Gegentheil behauptet wird. Der Protestantenverein anerkennt seinerseits die volle Berechtigung der modernen Wissenschaft, ihre eignen Bahnen zu gehen, und ist der Meinung, daß die religiösen Wahrheiten ganz unabhängig sind von den wissenschaftlichen Ergebnissen. So wie dieser Satz einmal in der Kirche Anerkennung gefunden hat, so ist auch der Friede zwischen dem Christenthum und der Cultur geschlossen. Wenn die Cultur in dem Christenthum vielfach einen Feind erblickt, so hat die kirchliche Theologie es zum großen Theile selbst verschuldet. Eine Theologie, welche die Bibel zu einem unfehlbaren Lehrbuche in der Astronomie, der Geographie, der Naturgeschichte und Weltgeschichte erhebt; welche die Erde in den Mittelpunkt der Schöpfung, den Thron Gottes mit den drei Personen der Dreieinigkeit auf das Himmelsgewölbe, und die Hölle mit den Verdammten in das Innere des Erdballs stellt; welche den Luftraum zwischen Himmel und Erde mit Engeln und Dämonen bevölkert, die unter Anderm auch das gute oder schlechte Wetter besorgen; welche den Wahnsinn aus Teufelsbesetzungen herleitet, dem Menschen als solchem den freien Willen und alle Kraft des Guten abspriicht, und die Majestät Gottes darin erblickt, daß er seine eigene Weltordnung mit Mirakeln durchbricht und aus der Masse der von ihm geschaffenen vernünftigen Geschöpfe nur ein kleines Häuflein unverdienter Weise aus lauter Gnaden errettet — eine solche Theologie bringt nothwendig einen culturfeindlichen Eindruck hervor und fordert gegen ihre, mit der Miene der Unfehlbarkeit

behaupteten Sätze unvermeidlich den Widerspruch des Jahrhunderts heraus. Dieselbe ist auch keineswegs wesentlich christlich. Jesus Christus hat die Menschen zur Gemeinschaft mit Gott und zur Liebe gegen den Nächsten berufen, aber nicht dazu, ein näher formulirtes naturwissenschaftliches System anzunehmen und metaphysische oder astronomische Probleme zu lösen. Er hat erklärt: „Eins ist noth“, und dieses Eine ist die ungetheilte Hingabe des Gemüthes an das Ewige, während die Theologen die Zustimmung zu einem Haufen von Sätzen für nothwendig erklären und die armen Gewissen in Hunderte von Stricken gefangen genommen haben. Der Protestantenverein geht von der zuversichtlich richtigen Annahme aus, daß, sobald einmal die Theologie nur noch religiös sein will, dann auch die Cultur nicht mehr kirchenfeindlich sein wird. Wir werden dann beides zugleich sein können: mit dem Herzen fromm und mit dem Kopfe hell; die Frömmigkeit wird den Kopf erwärmen, die Wissenschaft das Herz erleuchten.

Auf der eben dargelegten Grundlage hat nun der Protestantenverein sich vier Zwecke gesetzt.

Als den ersten den Ausbau der deutschen evangelischen Kirche auf der Grundlage des Gemeindeprinzips. Wenn Herr Dörner in der angeführten Schrift von „einer maßvolleren Haltung“ spricht, welche der Protestantenverein „bald in Hinsicht auf seine agitatorisch demokratische Thätigkeit angenommen, da die Kirchenbehörden selbst mit Ernst die kirchliche Verfassungsfrage in die Hand genommen“, so verstehen wir diese Bemerkungen nicht. Daß die oberste evangelische Kirchenbehörde Preußens, deren Mitglied Herr Dörner ist, bis jetzt den Ausbau der Kirche auf der Grundlage des Gemeindeprinzips noch nicht in die Hand genommen, gilt uns als eine unbestrittene Thatsache. Das Gemeindeprinzip legt die Bildung der Kirchenvorstände nicht in die Hand des Pastors, der Kirchenpatrone, und der herkömmlichen Kirchenvorstände, wie dies in §. 7 „die Grundzüge einer evangelischen Kirchenordnung für die östlichen Provinzen Preußens“ thun, sondern es giebt den evangelischen Gemeinden ihr

unveräußerliches Selbstverwaltungsrecht unverkümmert zurück, und baut sie aus zu einer umfassenden Landesgemeinde, die, wie die preussische Landesverfassung es in §. 15 der evangelischen Kirche verbürgt, ihre Angelegenheiten selbst verwaltet und in eine synodale Spitze ausläuft. Daß der Protestantenverein durch das „ernste“ Vorgehen der deutschen Kirchenbehörden zu einer „maßvolleren Haltung“ in der Behandlung der kirchlichen Verfassungsfrage genöthigt worden sei, ist eine thatsächliche Unmöglichkeit. Ueberhaupt hat der Protestantenverein in dieser wichtigen Angelegenheit noch keine andere Haltung angenommen, als die in Ziffer 1 seines Statuts ausgesprochene ist. Die Kirchenverfassungsfrage ist bis dahin noch nicht Gegenstand seiner öffentlichen Verhandlungen geworden. Der Grundsatz, den er deshalb in seinen Statuten aufgestellt hat, schließt ein Zwiefaches, die bisherige landesherrliche consistoriale Regierung und ein neu einzurichtendes pastorales oder klerikales Kirchenregiment, aus. Die landesherrliche Consistorial-Regierung hatte vormalig in Deutschland eine gewisse Berechtigung, wenn sie auch von Anfang an nur der Ausfluß eines Nothstandes war. Ihr Vorzug war, daß sie den Einfluß der Theologen und Pastoren im Kirchenregimente brach. Ihre unerläßliche Voraussetzung war die Einheit des Glaubensbekenntnisses, eine sogenannte herrschende Religion. In allen confessionell getheilten Ländern — und gegenwärtig giebt es in Europa beinahe nur noch solche — ist die Regierung der einen Confession durch landesherrliche Organe, während die andern Confessionen dem landesherrlichen Regiment nicht unterworfen sind, eine Anomalie gegenüber der regierten Confession, ein Mißstand gegenüber den übrigen Confessionen, und eine Verlegenheit für die Staatsgewalt selbst, die dadurch genöthigt ist, für alle Ungehörigkeiten in der regierten Confession die Verantwortlichkeit zu übernehmen. Die in neuerer Zeit versuchte Zostrennung des landesherrlichen Kirchenregimentes von der Staatsregierung betrachten wir als staatsrechtlich schwer vollziehbar, da die Person des Staatsoberhauptes nicht vom Staate getrennt werden kann und ein rein

persönlich gedachtes fürstliches Regiment ein willkürliches wäre. Auch hat der Fürst als solcher, als „hervorragendes Glied der Kirche“, nach Bibel und Gewissen keinen Beruf, die Kirche zu regieren; er kann einen solchen nur als Inhaber der Staatsgewalt besitzen, was sich am schlagendsten an den Beispielen des Jahres 1866 darthun läßt. Keinem Lobredner des persönlichen fürstlichen Kirchenregimentes ist es bis jetzt eingefallen, den Ex-König Georg von Hannover oder den depostierten Kurfürsten von Hessen-Kassel noch als das regierende Haupt der hannoverschen oder hessen-kasselschen evangelischen Landeskirche zu betrachten. So regiert auch der König von Preußen gegenwärtig die evangelische Landeskirche Preußens lediglich als Staatsoberhaupt, und auch die badische ev. prot. Kirchenverfassung hat dem Großherzog das Kirchenregiment nur deshalb, weil er der oberste Repräsentant der Staatsgewalt ist, und aus keinem anderen Grunde zugesprochen. Das Gemeindeprinzip, weit entfernt, in der evangelisch-protestantischen Kirche Badens auf breiterer demokratischer Grundlage durchgeführt zu sein, ist vielmehr nicht folgerichtig bis an die Spitze durchgeführt. Allerdings regiert in Baden der Landesherr die Kirche nicht aus eigener Machtvollkommenheit, sondern verfassungsgemäß, oder nach R. Rothe's treffendem Ausdrucke „constitutionell“; er hat sich selbst auf den Boden des Gemeindeprinzipes gestellt und durch die selbstständigen landesgemeindlichen Verwaltungsorgane beschränkt, so daß ein solches Kirchenregiment, so lange es an dem Vertrauen der evangelischen Bevölkerung einen Stützpunkt hat, trotz seines Mangels an Folgerichtigkeit dem Gemeindeprinzip nicht widerspricht und einen wohlthätigen Uebergang zu einem späteren, grundsätzlich entwickelteren Verfassungsorganismus bildet.

Viel bedenklicher als die landesherrliche Consistorial-Regierung, bei allen ihr anhaftenden Unzuträglichkeiten, wäre die Herstellung einer Kirchenverfassung, welche das Kirchenregiment in die Hand der Theologen und Kleriker legte. Das ist gegenwärtig die Absicht der streng confessionellen oder orthodoxen Partei. Die Gemeinde gilt ihr für

unmündig und vom väterlichen Glauben abgefallen; es mangelt, ihrer Ansicht nach, gegenwärtig hauptsächlich an einer strammen Ueberwachung der Lehre. Darum müssen die Männer der „reinen Lehre“ auf die Stühle des Kirchenregimentes gesetzt werden; dasselbe muß thunlichst ein persönliches, durch Bischöfe oder Generalsuperintendenten verwaltetes sein; in den Kirchenbehörden müssen „rechtgläubige“ Theologen oder mindestens auf das kirchliche Bekenntniß streng in Pflicht genommene Männer das Uebergewicht haben. Die „Laien“ dürfen lediglich als „Gehülfen“ der Pastoren in den Kirchendienst genommen werden; eine Vertretung der Gesamtgemeinde als solcher in Synoden ist unzulässig. Insonderheit darf sich nur der „gläubige“ Theil der Gemeinde bei'm Kirchenregiment betheiligen. Da nun freilich kein Mensch, und auch kein Consistorialrath, über den Glauben eines Andern ein sicheres Urtheil fällen kann, so muß auf die Bildung einer „gläubigen“ Gemeinde verzichtet, und statt dessen eine „bekenntnistreue“ Gemeinde organisirt werden von Solchen, die auf dem Grunde des kirchlichen Bekenntnisses stehen, den Gottesdienst regelmäßig besuchen und am Abendmahl regelmäßig theilnehmen, womit an die Stelle des protestantischen ein katholisches Verfassungsprinzip gesetzt ist.

Eine derartig verfaßte Kirche ruht, nach den Anschauungen des Protestantenvereins, nicht auf der Grundlage des Gemeindeprinzips; der Aufbau der protestantischen Kirche auf solchen Grundlagen wäre die Rückbildung desselben in den römischen Katholicismus. Der Protestantenverein fordert in der Verfassungsfrage kein stürmisches Vorwärtsdrängen nach neuen Verfassungsbildungen und kein plötzliches Brechen mit den herkömmlichen. Namentlich hat er die Trennung der Kirche vom Staate nicht auf seine Fahne geschrieben; er möchte nur eine grundsätzliche und billige Auseinandersetzung zwischen beiden herbeiführen. Mit der Selbstständigkeit und Selbstverwaltung der protestantischen Kirche soll nun endlich einmal Ernst gemacht werden. Die protestantischen Landesgemeinden sollen, wie Schleiermacher schon vor einem halben

Jahrhundert gefordert hat, *) von der consistorialen Bevormundung befreit und zur synodalen Selbstregierung herangebildet werden. Unter der Landesgemeinde verstehen wir alle bürgerlich und kirchlich unbescholtenen mündigen Mitglieder der Kirchengemeinschaft. Wir legen keiner Kirchenbehörde die Befugniß bei, eine Anzahl von mündigen und unbescholtenen Gemeindegliedern deshalb von dem aktiven oder passiven Wahlrechte auszuschließen, weil dieselben die äußeren kirchlichen Pflichten nicht korrekt erfüllten. Der Glaube allein bedingt die Gemeinschaft mit Gott; so hoch wir die Theilnahme am Gottesdienst schätzen, so wenig können wir zugeben, daß der Begriff der gottesdienstlichen sich mit demjenigen der gläubigen Gemeinde deckt. Wir stützen uns als protestantische Christen auf den Grundsatz der evangelischen Freiheit, und sind überzeugt, daß, sobald wir nur den Mitgliedern unserer Kirche nicht mehr unerträgliche und damit gewissenswidrige Lasten auflegen, dieselben sich auch ihren äußeren kirchlichen Pflichten nicht mehr entziehen werden. Was wir bei'm Ausbau der deutschen evangelischen Kirchen auf der Grundlage des Gemeindeprinzips vorzugsweise anstreben, ist die Anbahnung einer organischen Verbindung der einzelnen Landeskirchen unter einander, mit einem Worte: die Bildung einer deutsch-protestantischen Nationalkirche. Diese ist allerdings, so lange der Bekenntnißeifer, der Dogmatismus und der Unionshaß die Oberhand behalten, eine Unmöglichkeit. Der ConfeSSIONalismus treibt handgreiflich auf die Auflösung des deutschen Protestantismus und auf theologisch-klerikale Sektenbildung hin. Sollte er seinen letzten Nothanker, den Schutz des conservativen Staats, nach dem Rathe eines seiner Anhänger fallen lassen und sich zur „Freikirche“ bekennen, **) so wäre sein Schicksal besiegelt,

*) E. meine Schrift: F. Schleiermacher, ein Lebens- und Charakterbild, S. 429 ff.

**) Was will die allgemeine lutherische Konferenz? Braunschweig, a. Bruhn, 1868, S. 31.

er würde das rasche und klägliche Ende einer vom Volksgeiste und Culturleben der Gegenwart verlassenen Partei finden. Das deutsche protestantische Volk hat gegenwärtig weder ein Bewußtsein von den confessionellen Unterscheidungslehren, noch ein Interesse an denselben; eine Vereinigung aller Protestanten, die ohnedies mit der unausweichlichen politischen Einigung Deutschlands unausbleiblich ist, würde von demselben mit Freuden begrüßt werden. Wie die staatliche Einigung den Deutschen Achtung nach Außen hin verschafft, so würde die religiöse Einigung den deutschen Protestanten Achtung auch nach Innen hin verschaffen, und eine Gefahr abwenden, die immer drohender an den deutschen Protestantismus herantritt.

Die letztere Erwägung führt uns auf den zweiten Zweck, den sich der Protestantenverein gesetzt hat. Das unprotestantische hierarchische Wesen will er innerhalb der einzelnen Landeskirchen bekämpfen. Die protestantische Gemeinde ist dadurch vornämlich dem Christenthum entfremdet worden, daß die protestantischen Theologen und Geistlichen mit ihrem aparten Standes- und Amtsbewußtsein sich dem Gemeindebewußtsein entgegengesetzt haben. Es handelt sich hierbei um die Frage: ist der Geistliche etwas für sich außer und über der Gemeinde, ein mit übernatürlichen Gnaden und Kräften ausgerüstetes Wesen, oder ist er nur etwas in und mit der Gemeinde, als Vertreter des Geistes und der Kraft Christi, die geschichtlich in der Gemeinde leben? Jenes ist die römisch-katholische Vorstellung, die auf der Annahme einer übernatürlichen Gnadenmittheilung durch die bischöfliche Weihe beruht. Dieses ist die Vorstellung der Reformatoren, und hat das Zeugniß der h. Schrift. Wird, abgesehen von der römisch-katholischen Voraussetzung einer übernatürlichen Kraft der Weihe, der Geistlichkeit gleichwohl ein übernatürliches Mittleramt zwischen Gott und der Gemeinde eingeräumt, so hat die Vorstellung keinen Boden, weshalb auch die hierarchischen Bestrebungen der modernen protestantischen Orthodorie, sofern sie nicht wie ein Spinnweb in der Luft schweben wollen, auf römisch-katholische Voraussetzungen

ungen sich stützen müssen. Durch einen großen Theil unserer protestantischen Geistlichkeit läuft gegenwärtig ein electrischer katholischer Strom. Verlassen von protestantischen Ueberzeugungen, dem protestantischen Volksgeiste und dem Gemeindebedürfnisse fremd, muß sich dieser Theil, um nicht völlig vereinsamt zwischen Himmel und Erde zu schweben, an katholische Grundsätze anlehnen. Diesen „ultramontanen Protestantismus“, wie man ihn nicht mit Unrecht genannt hat, will der Protestantenverein, so viel an ihm ist, bekämpfen; der Verräther in dem eigenen Lager, die Schlange an der eigenen Brust, muß zuerst bekämpft werden.

Der Protestantenverein fühlt aber auch die Verpflichtung, die Rechte, die Ehre und die Freiheit des deutschen Protestantismus, wo sich dieselben bedroht zeigen, zu wahren. Seine Rechte! Noch heute giebt es deutsche Länder, in denen ein Protestant keinen Grundbesitz erwerben darf. Noch ist die Gleichberechtigung der beiden Confessionen selbst in dem geistig sich verjüngenden Oesterreich nicht thatsächlich durchgeführt. Noch ist das staats- und toleranzwidrige, den Verfinsterungsplänen des Jesuitismus dienende, Concordat dort nur erschüttert, jedoch nicht aufgehoben. Noch werden die Reformatoren in Hirtenbriefen und in der jesuitischen Presse sträflich mißhandelt; noch wird in römisch-katholischen Katechismen und Schulbüchern die Reformationgeschichte schmähsch gefälscht; noch verweigert Rom der protestantischen Kirche auch nur den Schatten einer Anerkennung und gießt die Bornfluth seiner Verwünschungen stets aufs neue über die Protestanten aus. Noch seufzt der deutsche Protestantismus unter dem Druck vielfacher staatlicher und kirchlicher Einschränkungen. Die Lehrfreiheit ist gehemmt; die theologischen Facultäten sind fast durchgängig lediglich im Interesse der orthodoxen und pietistischen Partei besetzt; den Landesgemeinden ist die Mitwirkung bei der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, die sie nach den Grundsätzen der Reformation und der Bildungsstufe ihrer Mitglieder zu beanspruchen berechtigt wären, verweigert. Sollte das deutsche protestantische Volk einen Verein nicht mit

Freuden begrüßen, der entschlossen ist, durch seine Thätigkeit für das Recht, die Ehre, die Freiheit aller deutschen Protestanten einzutreten?

Der Protestantenverein will nicht den Streit, sondern den Frieden unter den Confessionen. Streit entsteht, wo Recht, Ehre und Freiheit der einen Partei von der andern gekränkt wird; Anerkennung der Gleichberechtigung der verschiedenen Parteien macht dem Streit ein Ende. Darum hat sich der Protestantenverein als dritten Zweck die Erhaltung und Förderung christlicher Duldung und Achtung zwischen den verschiedenen Confessionen und ihren Mitgliedern gesetzt. Wir unterscheiden, zunächst in Beziehung auf den Katholicismus, zwischen dem römischen und einem evangelischgesinnten Katholicismus. Mit dem römischen, oder ultramontanen, Katholicismus, dem Katholicismus der Jesuiten, der uns Protestanten seit mehr als drei Jahrhunderten verfolgt und verdammt, dessen Losung die Unduldsamkeit ist, giebt es keinen Frieden; er ist der immerwährende Friedensbrecher, der keine Ruhe hat, so lange noch ein Gewissen frei athmet. Er will blinde Staatsregierungen, blinde Völker, blinde Menschen. Er zerstört die Achtung, welche Mitglieder der verschiedenen Confessionen einander schuldig sind; denn er schürt die Gluthen des Religionshasses, und alle Diejenigen, welche sich römischer Annahme nicht unterwerfen, betrachtet er als der irdischen Strafgewalt und der ewigen Verdammniß geweihte Opfer. Das ist der Fluch, der auf dem Religionshass ruht, daß er die Achtung und das Wohlwollen unter den Menschen zerstört, die Herzen der Menschen gegen einander vergiftet, die Humanität, den Lebensodem des christlichen Geistes erstickt und die Gemüther mit dem Mordgeiste des Fanatismus erfüllt. Darum müssen wir, um die Drachensaat des Fanatismus zu bekämpfen, die Himmelsaat der Duldung austreuen. Wenn die Toleranz ihre wohlthätigen Wirkungen immer weiter unter den Menschen ausbreitet, werden sie auf die Dauer die Uebelthäterin, die Intoleranz, nicht mehr ertragen.

Der Protestantenverein bezweckt endlich viertens noch die An-

regung und Förderung des christlichen Lebens, sowie aller der christlichen Unternehmungen und Werke, welche die sittliche Kraft und Wohlfahrt des Volkes bedingen. Gerade deshalb, weil der Schwerpunkt des Christenthums, nach unserer Ueberzeugung, nicht im Dogma, sondern im christlichen Leben ruht, muß der Protestantenverein sich auch Zwecke im Leben setzen. Für einen dieser Zwecke hat er bereits entschlossen zu wirken angefangen, indem er die der Kirche entfremdeten Glieder für diese wieder zu gewinnen sucht. Der schlimmste Feind des Protestantenvereins ist die weitverbreitete Gleichgültigkeit gegen die Religion. Darum muß er durch die That zeigen, daß das Christenthum eine Lebenskraft ist, und nicht zwischen die Wände eines Conventikels, oder in die todten Formeln eines theologischen Lehrbuches eingezwängt werden kann. Der Protestantenverein wird daher auch bestimmte Aufgaben für die Förderung des christlichen Lebens an die Hand zu nehmen haben, die ich im letzten Abschnitte dieser Schrift zu erwähnen gedenke.

Nach dem Bisherigen liegen die Grundsätze des Protestantenvereins klar und offen vor Jedermanns Augen. Wir können ihre Summe kurz dahin zusammenfassen, daß der Protestantenverein mit dem Protestantismus Ernst zu machen gedenkt. Darum fordert er:

eine aus der Landesgemeinde unmittelbar hervorgegangene, von ihr selbstständig verwaltete, Kirche;

eine von hierarchischem Dünkel gereinigte, mit der Culturentwicklung Schritt haltende, wissenschaftlich durchgebildete, Geistlichkeit;

eine, keine Herabwürdigung und Abschwächung der protestantischen Grundsätze mehr in sich schließende, seiner weltgeschichtlichen Bedeutung würdige, Stellung des Protestantismus in der deutschen Nation;

ein Ende des fanatischen Treibens, dessen sich ein Theil der protestantischen Geistlichkeit, namentlich seit den letzten Jahren, gegen jede freiere Meinungsäußerung in theologischen und pastoralen Kreisen schuldig macht;

wahre Toleranz, und Gleichberechtigung der verschiedenen, auf dem Grunde des Evangeliums ruhenden, theologisch-dogmatischen Richtungen und Parteien in der Kirche, nicht blos schwächliche Duldung für die im Prinzipie als unberechtigt erklärten Anhänger einer freien kirchlichen Ueberzeugung;

Raum, Luft und Licht für alle willigen religiösen und sittlichen Kräfte, um dem Dienste der Kirche in ihrer eigenthümlichen Weise und in freier Bethätigung sich widmen zu können.

Wir wollen nachher sehen, wer sich unterfängt, diese Zwecke des Protestantenvereins als unprotestantisch und gar als unchristlich zu verdächtigen. Zuvor aber werfen wir noch einen Blick auf die bisherigen Arbeiten des deutschen Protestantenvereins.

III.

Die Vereins-Arbeiten.

In drei Hauptversammlungen oder „Protestantentagen“ ist der Protestantenverein vor die Oeffentlichkeit getreten, und hat damit gezeigt, daß er das Licht derselben nicht zu scheuen hat: zu Eisenach 1865, zu Neustadt a. d. H. 1867, zu Bremen 1868. Im Jahre 1866 vereitelte der Ausbruch des deutsch-österreichischen Krieges die Einberufung einer Hauptversammlung. Dagegen hat der engere Ausschuß des Vereins sich am 10. Oktober 1866 in Kassel versammelt, um darüber in Berathung zu treten, ob die veränderte Lage des Vaterlandes auf seine Bestrebungen einen Einfluß haben müsse, und, in bejahendem Falle, welchen. Er hat feste Stellung genommen und sich über dieselbe öffentlich in einer Erklärung vom 12. Oktober ausgesprochen, welche im vollen Einklange mit seinen Statuten steht und vollkommen seinem gegenwärtigen Standpunkte entspricht.*)

*) E. VI, Aktenstücke, D.

Sieben Berathungsgegenstände von hervorragender Bedeutung sind den Verhandlungen auf den drei Protestantentagen zu Grunde gelegt worden. In Eisenach wurden die Fragen in Betreff der Entfremdung so vieler Glieder von der Kirche, der bürgerlichen Trauung, der Lehrfreiheit und der mecklenburgischen Kirchennoth, in Neustadt a. d. H. die Fragen in Betreff der Union und des Lebens Jesu, in Bremen die Fragen über das Verhältniß des Staates zur Kirche und der Autorität der Bibel verhandelt. Man wird dem Protestantenverein nicht zum Vorwurf machen können, daß er den wirklich „brennenden“ Fragen aus dem Wege gegangen sei. Er hat den kirchlichen Schäden an die Wurzel gerührt, und wenn es ihm auch nicht gelungen sein sollte, eine allgemein befriedigende Antwort auf die vorgelegten Fragen zu ertheilen, so ist es doch von nicht zu unterschätzendem Werthe, wenn in gegenwärtiger Zeit überhaupt nur die kirchlichen Schäden ins Auge gefaßt und die Heilmittel dagegen gründlich erwogen werden.

Von besonderer Wichtigkeit war der erste Verhandlungsgegenstand, über welchen der unvergessliche Rothe als ein vor Allen Berufener sprach, „von den Mitteln, durch welche die der Kirche entfremdeten Glieder derselben wieder gewonnen werden können.“ *) Rothe bemerkte sehr richtig, daß durch diese Frage die Gründung des Protestantenvereins herbeigeführt worden sei. Leider konnte die Thatsache jener Entfremdung nicht bestritten werden, und nicht etwa die „moralisch Verkommenen“ bilden, nach Rothe's Ueberzeugung, vorzugsweise die Zahl der Entfremdeten, sondern diese gehören meist gerade denjenigen Schichten der Gesellschaft an, welche in unserm bürgerlichen Leben als besonders geachtet und achtungswerth dastehen, und zum eigentlichen Kern der Nation gehören. Treffend wies Rothe nach, daß in dieser Entfremdung von der Kirche nicht sofort ein Abfall vom Christenthum, ja überhaupt von der Religion zu finden ist, daß es vielmehr unter diesen Unkirchlichen Viele gibt, vor denen auch der

*) S. VI, Aktenstücke, E.

gläubigste Christ, wenn anders er einfach dem Eindrücke seines moralischen Gefühls und Urtheils folgt, hochachtungsvoll den Hut abziehen muß, „nicht selten mit tiefer Beugung und Beschämung.“ Mit großem Nachdruck hob der Redner hervor, daß in der weit verbreiteten Unkirchlichkeit nicht eine Verringerung der Christlichkeit unseres heutigen Geschlechts im Vergleich mit einer früheren Zeit liegt, daß es in früherer Zeit nur viel mehr Gewohnheitschristen gab, die sich den Glauben der Kirche gedankenlos gefallen ließen.

Rothe unterschätzte gleichwohl die Gefahren nicht, welche die gegenwärtige Entfremdung von der Kirche zunächst für die Unkirchlichen mit sich führt. Insbesondere laufen Diese Gefahr, mit der Kirche der Religion selbst fremd zu werden. Größer jedoch noch ist die Gefahr, welcher die Kirche in Folge jener Entfremdung ausgesetzt ist. Es sind in der Regel die Gebildeten, die geistig am höchsten stehenden, edelsten Elemente der Nation, welche der Kirche entfremdet sind, es ist jedenfalls die einflußreichste Klasse der Gesellschaft. Wenn die Kirche bei dieser in Mißachtung gerathen ist, so hat sie die Aussicht, in den Augen der Leute „eine Bauernreligion“ zu werden. Dieses scharfe, aber so wahre Wort traf wie ein schneidendes Schwert.

Durch einzelne kleine Mittelchen — treffend zeigte dies der Redner — kann nimmermehr Abhülfe gebracht werden. Nur eine Kur von Grund aus kann hier helfen. Rothe untersuchte, wo denn wirklich die Schuld liege. Er warnte vor der wohlfeilen Methode, in der materialistischen Zeitrichtung oder in der Christo feindseligen Gesinnung der Entfremdeten jene Schuld vorzugsweise zu suchen. Wenn „der Herr Jesus in unsere heutige Christenheit einträte“, meinte er, „so würde er sich in ihr heimischer fühlen, als in der guten alten Zeit.“ Die Grundlage, auf welcher jeder Einzelne mit seiner individuellen Moralität steht, ist nach seiner Ueberzeugung, im Laufe der Zeit „eine erhöhte geworden.“ Gerade durch die Fortschritte der Cultur werden wir genöthigt, unsere Zwecke uns für diese Erde ohne

Vergleich höher und würdiger zu stellen, als dies in der „guten alten Zeit“ der Fall war.

Deshalb glaubte denn Rothe nicht in der Zeit und dem „verderblichen Zeitgeiste“, über den die „Kirchenleute“ so sehr seufzen, die Hauptschuld der Entfremdung Vieler von der Kirche suchen zu müssen; in der Kirche selbst fand er dieselbe, welche die moralische Macht nicht mehr besitz, die Herzen der Christenheit, und besonders ihrer edelsten Glieder, sich zuzuwenden.

Er zeigte schlagend, wie gerade die Kirche den großen geschichtlichen Umschwung unseres Volkslebens seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, durch welchen unserem Volke eine völlig neue Weltanschauung und der Sinn für diese unsere gegenwärtige Welt und ihre höheren geistigen Zwecke aufgegangen ist, beinahe völlig ignorirt, ja wie sie sich demselben sogar widerwillig entgegengestellt hat. Allerdings war jene neue Culturwelt nicht aus dem Boden der Kirche selbst hervorgewachsen; sie war überdies im Ganzen gleichgültig und mißachtend an der Kirche vorübergegangen. Die Kirche hatte umgekehrt (während der Aufklärungsperiode) sich mit ihr zu befreunden versucht, dies jedoch in ungeschickter und für ihre eigene Existenz bedrohlicher Weise gethan. Nun fing sie allmählich an, die neuen Ideen zu bekämpfen, und in einer noch viel unglücklicheren Weise, als sie sich vorher damit zu befreunden versucht hatte. Sie schloß sich der politischen Reaction an und stellte sich den freiheitlichen Bestrebungen des Volkes entgegen. So gingen von jezt an die Wege der reaktionären Kirche und des vorwärtsschreitenden nationalen Lebens mehr und mehr auseinander.

Der Redner erinnerte im Weiteren daran, wie sich in neuerer Zeit Kirche und Cultur wieder zu nähern angefangen. Die Cultur lernte einsehen, daß die sittlichen Ideen nur in den religiösen eine tragfähige Unterlage und eine wirkungskräftige Beseelung finden. Sie gewann allmählich wieder ein Auge und ein Herz für das Christenthum. Die Kirche fing an, sich über ihr Verhältniß zur modernen

Cultur zu besinnen und konnte sich nicht verhehlen, daß alle ihre Versuche, auf das Volk eine der Rede werthe Einwirkung auszuüben, fehl schlugen und daß sie mit ihrer Znachtzerklärung des modernen Culturlebens gar nichts anrichtete. Unbefangene Kirchenleute nahmen in der modernen Cultur doch auch eine christliche Ader wahr; Einzelnen unter ihnen ging wenigstens eine Ahnung davon auf, daß wir in jenem entscheidenden Wendepunkt des Christenthums stehen, in welchem es von dem kirchlichen Boden auf den weltlichen hinüberzusiedeln hat. Ohne allen Zweifel ist, nach Rothe, dieser Zeitpunkt nunmehr gekommen, in welchem die Kirche aus ihrer bisherigen falschen Stellung zur modernen Culturentwicklung heraus- und in die richtige hineingerückt werden muß. Sie muß jetzt mit dem modernen Culturleben Frieden und Freundschaft schließen, aufrichtiges und freundliches Vertrauen zu ihm fassen, in ihm eine Schöpfung des Christenthums selbst anerkennen, sich klar machen, daß in der Gegenwart gerade auf dem Gebiete der weltlichen, d. h. sittlichen, Cultur die wirklich fortschreitende Wirksamkeit des Christenthums vor sich geht, und nicht mehr auf kirchlichem Boden, auf welchem seit Jahrhunderten eine wirkliche Fortentwicklung und Umbildung gar nicht mehr statt findet. Wir dürfen, nach der Ueberzeugung des Redners, nicht mehr in dem, was das Thun und Lassen der „Kirche“ ausmacht, die eigentliche Sache Christi und des Christenthums erblicken. Das Wesen des Christenthums ist demgemäß nicht in der Aufstellung und Annahme dogmatischer Lehrsätze, in gottesdienstlichen Akten, äscetischen Handlungen, pietistischen Uebungen zu suchen und zu finden.

Die Erneuerung des Christenthums muß also aus dem weltlichen Culturleben hervordachsen. Das ist der durchschlagende Gedanke des Rothe'schen Vortrages in Eisenach. Die Verwirklichung dieses Gedankens ist jedoch an die ganz bestimmte Bedingung geknüpft, daß die neue Culturwelt „sich der Zucht des Herrn Christus und seines Geistes unterwerfe und der Kirche selbst Recht und Pflicht einräume, diese Zucht an ihrem Theile mit an derselben auszuüben.“

Daß in unserem modernen Culturleben viele unchristliche Elemente sich finden, darüber täuschte sich Rothe keineswegs, nur erklärte er sich diese beklagenswerthe Thatsache hauptsächlich aus dem Umstande, daß die Kirche, ohne alle Anerkennung und Sympathie für dasselbe, ihm durch ihre eigene Schuld fremd geblieben war. Er forderte von ihr, daß sie ihm noch mehr als bloße Anerkennung widme, sich durch die That freudig daran betheilige und ihm mit ihren religiösen Mitteln hilfreich zur Seite stehe. Sie darf sich nicht länger zur Bundesgenossin der politischen und der socialen Reaktion machen; sie muß das öffentliche Leben, die freiheitlichen Bestrebungen der Nation frischen Muthes mit pflegen helfen. Sie muß namentlich hinsichtlich ihrer Lehre und Verfassung den tatsächlichen Bedürfnissen der modernen Welt entgegenkommen. Hinsichtlich der Lehre forderte Rothe, daß die Kirche in den Empfindungs- und Ausdrucksweisen, so wie in den Gedanken unserer Zeit zu den Kindern derselben rede, nicht aber in den Gedanken und Formeln, welche ganz andere Zeiten sich für ihr Bedürfniß zurecht gemacht hatten. Sie möge anerkennen, daß es sich auf dem christlichen Lehrgebiete um Probleme handelt, deren vollständige Lösung noch lange nicht erreicht ist, und daß der unbestochenste Wahrheitsinn, die furchtloseste Ehrlichkeit in ihr zum Worte kommen müssen. Die Freiheit der Lehre muß deshalb, dem Redner zufolge, von der Kirche in liebevollen und wirksamen Schutz genommen, ja aber nicht gehemmt und verfolgt werden, wie es leider gegenwärtig geschieht. Gegen das Geschrei, man dürfe der Gemeinde die Ergebnisse der theologischen Forschung nicht mittheilen, bemerkte er treffend: „Die nicht theologische Gemeinde hat ihrerseits ein Recht darauf, zu erfahren, welche Ergebnisse die theologische Arbeit zu Tage gebracht hat. Daß ihr dies nicht vorenthalten werde, ist vollends eine ausdrückliche Forderung des protestantischen Grundgesetzes.“ Er zweifelte geradezu an dem Fortbestehen der Kirche, für den Fall, daß sie die freie Untersuchung nicht mehr ertragen könne. In Betreff der Kirchenverfassung ging seine Forderung dahin, daß dem weltlichen

Elemente in der Kirche, namentlich auch bei ihrer Leitung, der gebührende Einfluß eröffnet werden müsse. Lügen doch eben im weltlichen Elemente die eigentlichen christlichen Lebenstriebe der Gegenwart! Die Kirche muß daher aufhören, eine Theologenkirche zu sein; sie muß Gemeindefirche werden. Je freier sich dieselbe organisiert, desto gewisser werden kirchlicher Gemeinnsinn und Patriotismus erblühen.

Damit dies geschehe, dazu ist aber durchaus erforderlich, daß die der Kirche Entfremdeten aus ihrer bisherigen Theilnahmslosigkeit für die Kirche heraustreten und wieder einsehen lernen, wie „ohne die Religion überhaupt gar keine menschenwürdige Lebensanschauung und Zwecksetzung möglich ist.“ Sie müssen sich namentlich auch von der Größe des Einflusses überzeugen, den die Kirche auf das gesamte menschliche, insonderheit das staatliche Leben ausübt. Sie müssen erkennen, daß die Kirche auf lange noch ein unentbehrliches Organ des Christenthums sein wird. Sie müssen sich darüber aufklären, daß um ein voller Mensch zu sein, man einer umfassenden religiösen Gemeinschaft angehören muß. Die Männer, welche der Kirche zu ihrem Wiederaufschwung am hülfreichsten sein können, sind, nach Rothe's Ansicht, in dem ehrenwerthen Bürgerstand zu suchen, „in welchem gegenwärtig unverkennbar die Haupttriebkraft der staatlichen Entwicklung liegt.“ Wie treffend zeichnete er zum Schlusse seines ergreifenden Vortrages das Wesen des Protestantenvereins: „Wir wollen sammeln, nicht zerstreuen, bauen, nicht niederreißen; wir wollen nicht etwa Christum in den Schatten rücken, sondern ihn wieder hervorziehen unter die Augen der Zeitgenossen aus den alterthümlichen Verkleidungen, die ihn für so Viele verstecken. Wir vertrauen freudig, daß es Sein Werk ist, was wir treiben.“

Wir wollen den mächtigen Eindruck dieser Rede nicht näher beschreiben. Ihre Wahrheiten haben sich tief in die Herzen aller Zuhörer eingegraben. Die Kirche muß umkehren, nicht die Wissenschaft. Die Kirche muß sich mit der Cultur versöhnen, wenn sie wieder ein mitwirkender Factor in der Culturentwicklung werden will.

Mit dem Vortrage Rothe's über die Mittel, wodurch der Kirche die ihr entfremdeten Glieder wieder gewonnen werden können, stand der am 8. Juni von Dr. C. Schwarz „über die Lehrfreiheit in der protestantischen Kirche und ihre Grenzen“ gehaltene Vortrag im engsten Zusammenhange.*) Rothe hatte ja mit größtem Nachdrucke Freiheit der Lehrbewegung gefordert, und sogar den Fortbestand der evangelischen Kirche davon abhängig gemacht, daß sie diese Freiheit nicht bloß zu ertragen, sondern zu unterstützen und zu fördern noch im Stande sei. In Verbindung damit erhob sich nun die Frage, in welchem Verhältnisse die geforderte Lehrfreiheit zu den kirchlich anerkannten Lehrschränken stehe. Es handelte sich um die Stellung des Protestantenvereins zu den „Bekenntnisschriften.“ Dr. Schwarz ging mit vollem Rechte in seinem Vortrage von der Voraussetzung aus, daß der Protestantismus sich von der katholischen Autoritätskirche losgesagt habe, und daß an die Stelle des Autoritätsglaubens in Folge der Reformation überhaupt der Gewissensglaube, der persönliche Glaube getreten sei. Damit ist über die Stellung der protestantischen Kirche zu den Bekenntnisschriften im Principe bereits entschieden. Sie können kein das Gewissen der Lehrer bindendes Ansehen haben. Sie hatten ursprünglich auch kein solches. Sie waren lediglich Zeugnisse und werthvolle geschichtliche Denkmäler, Rechtfertigungs- und Vertheidigungs-Schriften, politische Aktenstücke, deren geschichtliche Bedeutung in dem großen und bewußten Gegensatz gegen die Irrthümer der alten Kirche und in der feierlichen Lossagung von denselben besteht. Wenn sie bald darauf als Lehr-Autorität aufgestellt wurden, so war das von vorn herein unprotestantisch, und wenn später unbedingt auf sie verpflichtet wurde, so war das außerdem auch noch prinzipwidrig. Was will man aber heute noch, seitdem die Schriftkenntniß und Auslegung, die Kritik der Quellen und die Geschichte des Urchristenthums so unermessliche Fort-

*) S. VI, Aktenstücke, F.

schritte gemacht haben, zur Rechtfertigung einer solchen Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften sagen?

Der Redner beleuchtete nun die Argumente zu Gunsten des Bekenntnisszwanges näher. Der Geistliche müsse, sage man, seine eigenen Ueberzeugungen den Darlegungen der „Kirche“ unterordnen. Das heißt an die Stelle der protestantischen Gewissens-Autorität eine Rechts-Autorität setzen. Die Verpflichtung soll nur eine Verpflichtung auf das Wesentliche, den Geist, die Substanz, nicht auf den Buchstaben, das Unwesentliche, die Form bedeuten. Als ob Substanz und Form sich von einander scheiden ließen! Auf diesem Wege wird die Verpflichtung auf das Bekenntniß entweder zu einer unerträglichen Last, oder zu einem unwürdigen Spiel. Darum sollen, dem Redner zufolge, die Bekenntnisschriften nur noch „als Wegweiser“ aufgestellt werden, „da wo die Wege des Mittelalters von denen der neuen Zeit sich scheiden“, als „geweihte Erinnerungstafeln“ und „Loßsagungsformeln von einer langen und dunkeln Vergangenheit.“ Sie sollen die Thore nach der Vergangenheit schließen, dagegen für alle Fortentwicklungen der Zukunft sie weit öffnen.

Bildet aber nicht die heilige Schrift eine Grenze für die protestantische Lehrfreiheit? Treffend erwiderte Dr. Schwarz auf diese Frage: „Nicht die Autorität der Schrift in ihren Buchstaben, nein! Die freie Forschung in der Schrift ist der Grundgedanke der Reformation. Diese wird aber auch nothwendig zur freien Forschung über die Schrift. Die historische Kritik ist eine ächt protestantische Wissenschaft; von dem geschichtlichen Kern in der Bibel muß die ungeschichtliche Schaal ausgeschieden, das „Christenthum Christi“ selbst muß aus ihr gewonnen werden. Die sogenannte „positive“ oder „gläubige“ Theologie beruft sich auf die nothwendige Schranke, welche die Lehrfreiheit an den Grund-Wahrheiten und Grund-Thatsachen des Christenthums habe. Aber Alles, was der Geschichte angehört und überliefert ist, unterliegt der Natur der Sache nach der freiesten geschichtlichen Prüfung. Nur ewig fortlebende Thatsachen, die nothwen-

digen Glieder des geistigen Organismus des Christenthums, sind wesentliche Grund-Thatfachen desselben. Mit vollem Rechte machte der Redner die Anwendung dieser Sätze auf die Auferstehungs-Geschichte Christi, um zu zeigen, daß es sich dabei eben nicht um die äußere Thatfache als solche, sondern um Christi ewiges Fortleben und Regieren handle.

Noch war der Einwurf zu beseitigen, ob es denn gar keine Grenzen für die Lehrfreiheit gebe, ob sie eins sein solle mit Willkür und Schrankenlosigkeit! Es kann allerdings grundsätzlich keine andere Schranke für sie geben als die, welche die Wissenschaft sich selber zieht. Dagegen ist im Leben eine Schranke für sie gezogen durch die christliche Gemeinschaft, d. h. durch die Grundwahrheit des Christenthums selbst. „Wer noch mit seinem Glauben im Umkreis des Christenthums steht und den Faden des Zusammenhanges mit ihm nicht abschneidet, der hat auch ein Recht in der christlichen Kirche zu lehren.“ Die Grundwahrheit des Christenthums aber ist das Evangelium der Liebe, der erbarmenden Liebe Gottes, der vertrauensvollen Liebe der Menschen zu Gott, der erlösenden Liebe Christi. Für den Mann der christlichen Wissenschaft giebt es jedoch keine andere Lehrschranke als die Wahrheit des Christenthums, d. h. den Ernst der Wissenschaft, während es für den Volkserzieher noch eine pädagogische Rücksicht giebt, wonach er die Gemeinde nicht zerstören, sondern erbauen und beleben soll.

Der Redner schloß mit einer scharfen, aber gerechten Verurtheilung des Attentates auf die Lehrfreiheit, welches eben damals von Berlin aus, unter dem Patronate kirchlicher Würdenträger, von einem Haufen von Pastoren gegen den Verfasser dieser Schrift begangen worden. Nach seiner Ueberzeugung hatte es der Ehre und Würde der Kirche eine unberechenbare Schädigung gebracht. Vollkommen richtig sah er darin, seinem letzten Ziele nach, einen Stoß, gerichtet gegen die protestantische Lehrfreiheit überhaupt, indem „in dem Einen Manne der protestantischen Forschung selbst eine tödtliche

Wunde geschlagen und eine nicht zu vergessende Schmach angethan werden sollte.“

Die beiden Vorträge von Dr. Rothe und Dr. Schwarz bildeten den Hauptgegenstand der Verhandlungen des ersten Protestantentages. Aber auch ein dritter, sehr beachtenswerther Vortrag von Professor von Holzendorff über die gemischten Ehen, nahm die Aufmerksamkeit der Versammlung in hohem Grade in Anspruch. *) Hatte das Referat von Dr. Schwarz die Unduldsamkeit des protestantischen Klerus aufgedeckt, so deckte das Referat des Dr. von Holzendorff die Unduldsamkeit der katholischen Hierarchie auf. Die katholische Kirche mißbilligt die gemischte Ehe, hält sie aber, wenn sie einmal geschlossen ist, für zu Recht bestehend, und gestattet sie, jedoch unter den herabwürdigsten Bedingungen für den nicht-katholischen Theil. Welche Mittel, fragte der Redner, soll die protestantische Kirche der römischen Annahme gegenüber ergreifen? Seine Antwort lautete: sie soll vor Allem das protestantische Bewußtsein ihrer Mitglieder stärken, und hindern, daß der protestantische Theil die herabwürdigenden Bedingungen sich gefallen läßt, insbesondere das entehrende Versprechen der katholischen Kindererziehung. Als Gegenmittel tiefgreifendster Art empfahl er die Einführung der obligatorischen Civilehe, welche der Kirche, als einer religiösen Gemeinschaft, niemals Nachtheil bringen kann.

Einen vierten Verhandlungsgegenstand bildete endlich noch ein Vortrag von Professor Dr. Ewald über die Mecklenburgische Kirchennoth. Er deckte in demselben den tiefen Verfall einer durch den kirchlichen Absolutismus beherrschten protestantischen Landeskirche, in welcher die seit 1849 staatlich verbürgte Selbstständigkeit nur im Interesse klerikaler Herrschaftsucht ausgebeutet ward, aufs einleuchtendste auf, aber freilich auch zur tiefen Beschämung jedes deutschen Protestanten bei der Erwägung, daß solche Zustände überhaupt möglich sind!

*) S. VI, Aktenstücke, G.

Der erste Protestantentag hatte sogleich mit Entschlossenheit und Freimüthigkeit die brennenden Fragen in der deutschen evangelischen Kirche ins Auge gefaßt. Die Berathung selbst war bewegt und brüderlich, und schloß mit einem fast einstimmigen Ergebnisse. Die Thatsache der Entfremdung so vieler Gebildeten von der Kirche wurde allseitig anerkannt und die von Dr. Rothe vorgeschlagenen Mittel zu deren Wiedergewinnung fanden die allgemeinste Billigung. Die Mitschuld der Kirche, namentlich der Theologen, wurde ohne Widerspruch eingeräumt. Für die Lehrfreiheit traten alle Redner ein, auch Professor Dr. Baumgarten von Rostock, ungeachtet seines dogmatisch abweichenden Standpunktes. Dr. Rothe hob noch insbesondere hervor, daß für einmal die Anerkennung der Freiheit in der unfrei gewordenen protestantischen Theologie die Hauptsache sei. In Betreff der Einführung der obligatorischen Civilehe beschloß man noch keinen entscheidenden Auspruch zu thun, sondern die Frage auf einem späteren Protestantentage noch gründlicher zu beleuchten. Die große und dringende Aufgabe, welche durch den Nothstand der Mecklenburgischen Kirche der gesammten deutschen Kirche aufs Gewissen gelegt war, wurde wohl erkannt, wenn auch die Schwierigkeit, wirksame Mittel zur Abhülfe zu finden, nicht übersehen werden durfte. Es wurde die Abfassung einer Denkschrift beschlossen, welcher Professor Ewald sich unterzog. Die Bahn war jetzt gebrochen, eine Stätte war gefunden wo die Schäden unserer Kirche aufgedeckt und die Wahrheit ans Licht der Oeffentlichkeit gebracht werden konnte.

Auf die Tage zu Eisenach folgten die Tage zu Neustadt an der Hardt, vom 25—27. September 1867.

Zwei Fragen warteten insbesondere auf eine gründliche Erörterung: Die Frage nach der Union des deutschen Protestantismus und die Frage über die Stellung des Protestantenvereins zum historischen Christus.

Die erstere Frage war in Folge des Umschwunges der politischen Verhältnisse im Jahre 1866 noch mehr als bisher in den Vordergrund

getreten. Die confessionelle Partei in Preußen verdoppelte seitdem ihre Anstrengungen, um der bereits durchbrochenen Union den letzten Herzstoß zu geben. Die politische Einigung Deutschlands unter Preußens Führung, seit 1866 nur noch eine Frage der Zeit, weist dem deutschen Protestantismus von selbst die Bahnen, die er hinsichtlich der Unionsfrage einzuschlagen hat. Seit der staatlichen Zerklüftung und der politischen Lähmung Deutschlands hatte sich auch der deutsche Protestantismus zerklüftet, war auch er gelähmt gewesen. Und doch war eine deutsche protestantische Nationalkirche seit der Restauration des Jesuitismus 1815 die dringendste Nothwendigkeit geworden. Preußen ist und bleibt ein wesentlich protestantischer Staat, d. h. ein Staat, der durch die Geistesfreiheit groß und mächtig geworden und ohne sie unfähig ist, seine weltgeschichtliche Bestimmung zu erfüllen. Er muß sich nothgedrungen auf die protestantischen Sympathien stützen, er bedarf dazu eines kirchlich kräftig organisirten deutschen Protestantismus. Schon die fürstlichen Begründer des preussischen Staates hatten erkannt, daß die confessionelle Spaltung und die theologischen Controversen ein unüberwindliches Hinderniß für den politischen Aufschwung Preußens seien, und die ursprüngliche Hauspolitik der preussischen Herrscher war darauf gerichtet, die Union mit allen erlaubten Mitteln zu fördern und den theologischen Zänkereien dadurch Grenzen zu stecken.

Seit zwanzig Jahren ist nun aber die Unionsfrage in Preußen vollständig verwirrt worden. Als Friedrich Wilhelm III. die Kirchenvereinigung stiftete, war das Bewußtsein von den confessionellen Unterschieden nicht nur aus dem Herzen, sondern auch aus dem Gedächtnisse der Lutheraner und Reformirten verschwunden, und der Königliche Erlaß vom 27. September 1817 sprach nur eine Thatfache förmlich und feierlich aus, die in den Gemüthern und in der Geschichte längst vollzogen war, so daß es einer Vereinigung der beiden Confessionen eigentlich gar nicht mehr bedurfte, weil dieselbe in allem Wesentlichen längst bestand. Die Wiederaufwärmung der confessionellen

Streitpunkte seit 1817 und insonderheit seit 1850 war ein theologisches und klerikales Machwerk, ohne jeden Stützpunkt und ohne alle Sympathie in der protestantischen Gemeinde, ohne irgend eine Berechtigung in der geschichtlichen Entwicklung. Die Theologen tritten nun über den Begriff der Union, und die sogenannte „vermittelnde gläubige“ Theologie erfand den sinnreichen Gedanken, daß die Union in dem Consensus beider Bekenntnisse, d. h. in der Annahme sämtlicher Dogmen beider Kirchen bestehe, mit Ausnahme der beiden Unterscheidungslehren vom Abendmahl und von der Erwählung, in welchen ein Jeder entweder seiner Confession folgen, oder die Meinung der andern sollte annehmen können. Schon im Jahre 1834 wurde in einem königlichen Erlasse erklärt, daß „die Autorität der Bekenntnisschriften“ durch die Union nicht aufgehoben worden sei; seit der politischen Restauration des Jahres 1850 wurde sie lediglich noch als das Zusammenleben der Mitglieder zweier Confessionen unter einem landesherrlichen Kirchenregimente, welches „das Recht der verschiedenen Confessionen und die auf dem Grunde derselben vorhandenen Einrichtungen zu schützen und zu pflegen habe“, betrachtet. Es gab seitdem keine lebensfähige Union mehr in Preußen; denn was man jetzt noch Union hieß, war längst vor dem Jahre 1817 in Preußen anerkannt gewesen, und zwar damals in freiem protestantischem Geiste, ohne die Pflicht kirchenregimentlicher Pflege des Confessionalismus.

Der Protestantenverein fühlte das Bedürfnis, eine feste Stellung zur Unionsfrage zu nehmen; er hat dies in den am 26. September zu Neustadt a. d. O. von mir begründeten Thesen gethan. *) Es wurde hier öffentlich ausgesprochen, daß die Schein- und Schatten-Union, die in der evangelischen Kirche Preußens allmählich an die Stelle der wahren Union gesetzt worden ist, diesen Namen nicht verdient, und daß der Protestantenverein mit einer solchen keine Gemeinschaft haben kann. Die protestantische Kirche hat schon frühe den

*) S. VI, Aktenstücke, H.

großen Fehler begangen, ihren Schwerpunkt in das Dogma zu verlegen. Von diesem Augenblicke an ist sie rückläufig geworden und hat den größten Theil ihres Ansehens und Einflusses eingebüßt. In Folge davon hat man auch die Union lediglich als eine Vereinigung in der Lehre aufgefaßt, und diese ist seit dem Marburger Unionsgespräch (1529) immerfort an dem theologischen Eigensinn gescheitert. Eine Union in den, zwischen beiden Confessionen streitigen, Lehren wäre auch lediglich eine Union der Theologen, nicht der Gemeinden; den Gemeinden liegen die theologischen Spitzfindigkeiten, um die es sich in den confessionellen Lehrstreitigkeiten handelt, durchaus fern. Welcher einsichtige Laie streitet sich denn heute noch über die Frage ob die große Masse der Menschen von Ewigkeit her zur Verdammniß bestimmt sei, oder über die Frage, ob der Leib und das Blut Christi im Brode und Weine des Abendmahls mündlich genossen werde? Das sind Fragen, welche der Laienfrömmigkeit völlig gleichgültig geworden sind, und kein theologischer Fanatismus ist im Stande, die Theilnahme für dieselben in Laienkreisen wieder anzufachen. Soweit das Laienbewußtsein dem Christenthum nicht ganz entfremdet ist, hat es lediglich an den religiösen und sittlichen Wahrheiten desselben ein Interesse; es erkennt im Christenthum eine sittliche, das Leben der Individuen und der Völker erneuernde Lebensmacht, und wer es vermag, unsern Zeitgenossen das Evangelium als eine solche wieder aufzuzeigen, der wird auch die Herzen derselben für das Christenthum wieder gewinnen. Die Dogmen der protestantischen Kirche als Dogmen, d. h. als Ausdrucksformen des theologischen Bewußtseins einer vergangenen Zeit, leben nicht in dem Herzen des protestantischen Volkes; dasselbe verhält sich nicht nur gleichgültig, sondern auch widerwillig dagegen, und wer den sogenannten Bekenntnißzwang herstellen und die Kirche auf den Grundlagen des Dogma's erbauen will, der ist auf dem Wege, dazu mitzuwirken, daß sie sich immer unaufhaltbarer zerklüftet. Die Meinungen gehen in dogmatischer Hinsicht gegenwärtig so weit auseinander, daß eine Vereini-

gung auf diesem Grunde schlechterdings unmöglich ist. Sie ist aber auch unnötig, denn der Protestantismus hat seinen Schwerpunkt nicht im Dogma, in der traditionell festgestellten Lehrsagung, wie die katholische Kirche, welche ihrer Natur nach eine dogmatisch-rituelle Kirche ist, sondern er beruht auf dem freien christlichen Lebens- und Gemeinde-Geiste, und seine Lebensbedingungen sind das Recht und die Freiheit der christlichen Individualität. Eine dogmatische Kirche bedarf nothwendig auch eines Zwangsschutzes, d. h. einer herrschenden und strafenden hierarchischen Gewalt, deren die katholische Kirche nicht entbehren kann. Schon deshalb, weil die protestantische Kirche keinen herrschenden Klerus und keine hierarchischen Einrichtungen hat, kann das Dogma nicht ihren Schwerpunkt bilden. Daß man dasselbe gleichwohl als einen solchen behandelt, hat sich schwer an ihr gerächt; wollen wir den kirchlichen Wirren und Gefahren der Gegenwart glücklich entgehen, so muß eine Einigung zwischen den deutschen Protestanten gefunden werden auf einem andern als dem dogmatischen Gebiete.

Das ist der kurz zusammengefaßte Kern und Inhalt der von mir begründeten Thesen. Ich erklärte zu Neustadt, daß das Zeitalter des Dogmatismus für die protestantische Kirche vorüber, daß die Herrschaft desselben nur ein zurückgebliebener Rest des römisch-katholischen Geistes ist. Das Prinzip der dogmatischen Autorität ist ein katholisches, das Prinzip der religiösen Freiheit ein protestantisches. Die Union, welcher wir gegenwärtig bedürfen, ist die religiös-sittliche Union, welche für alle, auf dem gemeinsamen Grunde des Evangeliums stehenden, theologischen Standpunkte und kirchlichen Richtungen Freiheit der Lehrbewegung und gleiche Berechtigung innerhalb der Kirche in sich schließt. Die Union in dieser Bedeutung des Wortes giebt nicht, wie behauptet worden, die Dogmen oder die Bekenntnisschriften auf, sondern sie giebt die Stellung der verschiedenen theologischen Parteien zu denselben nur frei; sie zwingt Keinen, sich den dogmatischen und confessionellen Formeln mit seinem Gewissen

ohne Weiteres zu unterwerfen. Sie überläßt den dogmatischen Streit, der nur in der Wissenschaft durchgefochten werden kann, der wissenschaftlichen Forschung; sie macht dem Geiste der Ausschließlichkeit und der Verdammungssucht ein Ende, welche der Pflicht, die gegnerische Ansicht zu bekämpfen und zu widerlegen, sich gern überhoben sieht, und dafür den Protestantismus durch Verfeinerung und Verlästerung des Gegners und seines theologischen Standpunktes schändet.

Eine Union auf der Grundlage der christlich-sittlichen Lebensgemeinschaft, unter Anerkennung der ursprünglichen prinzipiellen Lebensbedingungen des Protestantismus, hat gegenwärtig allein Aussicht auf Erfolg; sie allein ist im Stande, die durch theologischen Streit zerflühten deutschen Protestanten wieder zu sammeln und zu kräftigen. Sie hindert keinen ihrer Angehörigen, „lutherisch“ oder „reformirt“ zu denken; sie legt nur kein Gewicht darauf, in welchen Formeln das theologische Bewußtsein seinen angemessensten Ausdruck suche; sie hindert namentlich diejenigen Protestanten, welche mit der Culturentwicklung gehen, nicht, ihren christlichen Glauben in der Mundart auszusprechen, die ihnen die natürlichste ist. Diese Union kann die Gewissen nicht mehr an den Buchstaben der Bekenntnisschriften, d. h. an Etwas, woran Christus selbst sie nicht gebunden hat, binden; sie kann das Sonder-Bekenntniß im Widerspruche mit sich selbst nicht mehr geflissentlich fördern und pflegen; sie kann die sittliche Gemeinschaft, welche sie durch christliche Lebenskraft zusammenhält, nicht durch Aufrechterhaltung dogmatischer Formeln wieder spalten; sie kann nicht mit ihrem eigenen Wesen ein heuchlerisches Schattenspiel treiben. Die Stellung, welche die von uns befürwortete Union zu den Bekenntnisschriften nimmt, ist eine wesentlich religiös-sittliche. Sofern in den letzteren die drei großen Grundsätze enthalten sind, aus denen der Protestantismus seine innere Lebenskraft und weltgeschichtliche Eigenthümlichkeit schöpft, widmet sie ihnen ihre Achtung und Anerkennung. In den Bekenntnisschriften ist die Bibel als oberste geschichtliche Erkenntnisquelle des Heils anerkannt; und ihre Verfasser haben

sie nach bestem Wissen und Gewissen, nicht in Gemäßheit der kirchlichen Tradition, sondern mit Hülfe freier Untersuchung ausgelegt. Jesus Christus ist in den Bekenntnisschriften als das höchste geschichtliche Offenbarungsorgan der Menschheit erkannt, dessen Bild, eben als ein geschichtliches, aus den Urkunden und Quellen darzustellen, und nicht den traditionellen Formeln der auf sehr menschliche Art zu Stande gekommenen Concilienbeschlüsse zu entnehmen ist. Die Gemeinde der Gläubigen ist in denselben nach ihrer Selbstständigkeit und Freiheit von klerikaler Bevormundung aufgefaßt, und damit jeder Form der Hierarchie und Theologenherrschaft grundsätzlich der Kiegel vorgeschoben. Auf diesen ewig wahren Grundlagen des Protestantismus, deren erste, wenn auch noch mangelhafte Rundgebungen die Bekenntnisschriften sind, wollen auch wir die Union aufrichten; auf diesem gemeinsamen Boden wünschen wir alle deutschen Protestanten vereinigt, und wir sind gern bereit, innerhalb dieser Unionsgemeinschaft auch denjenigen die Hand brüderlich zu reichen, welche uns bis jetzt, in klerikaler Selbstüberhebung, sogar das Recht der Existenz in der protestantischen Kirche abgesprochen haben!

Die Vorträge, welche am folgenden Tage Dr. Holzmann*) und Dr. Baumgarten**) über die Stellung des Protestantenvereins zu der Frage nach dem historischen Christus hielten, bildeten gewissermaßen eine Ergänzung zu den Unionsverhandlungen. Gerade bei dieser Frage mußte es sich zeigen, wie ganz unmöglich es ist, die deutschen Protestanten auf den Grundlagen des Dogma's zu einigen. Dr. Holzmann wies unwiderleglich nach, daß der Protestantenverein als solcher sich schlechterdings nicht in der Lage befindet, über die Person und die Bedeutung des historischen Christus eine gemeinsame Auffassung kundgeben zu können, daß in diesem Stücke innerhalb des Vereins mancherlei verschiedene Auffassungen voranzusetzen und in

*) S. VI, Aktenstücke, I.

**) S. VI, Aktenstücke, K.

Geltung zu lassen sind. „Nicht Pressensé oder Benschlag, nicht Schleiermacher oder Bunsen, nicht Reim oder Schenkel, nicht Renan oder Strauß sind die Lösungsworte, um die es sich hier handelt.“ Deshalb geht jedoch der Protestantenverein an diesen Versuchen, die Frage nach der Person Jesu von verschiedenen Ausgangspunkten der Lösung näher zu führen, keineswegs gleichgültig vorüber. Er kennt die Seiten an dem überlieferten Dogma, mit denen es dem Zeitbewußtsein gegenüber unbedingt im Nachtheil ist, und die Punkte, auf welchen die unverkennbare Stärke des Zeitbewußtseins in Beziehung auf das Dogma ruht. So viel steht ihm fest, daß Jesus selbst sein Evangelium vom Gottesreiche nirgends an äußere Geschichtsthatfachen, oder an ein bestimmt formulirtes dogmatisches Bekenntniß festgebunden hat, daß seine Lehre nicht Dogmatik, sondern Religion ist. Die Religion hat einen unendlichen Inhalt; die Lehrformeln des endlichen Denkens können denselben niemals erschöpfen. Dem überlieferten Dogma von der Person Jesu fehlt zweierlei: es ist nicht geschichtlich, und die Person Jesu hat demselben zufolge keine wahre Menschlichkeit. Einen historischen und menschlichen Christus will jedoch auch die Kirche lehren; selbst von ihren Voraussetzungen aus sind wir berechtigt zu fordern, daß nichts über Jesus gelehrt werde, was einem geschichtlich und menschlich begreiflichen Bilde von ihm widerspricht. „Es ist kein menschliches Entzücken“, sagte der Redner sehr schön, „kein menschliches Leiden, was ihm die Menschheit gewonnen hat: Vernunft und Herz verlangen gleich stark nach einem menschlich zu begreifenden, uns ebenbürtig sich entwickelnden Christusbilde.“

Der Rationalismus hatte dieses Bedürfniß noch nicht recht verstanden; er hatte „kein Auge für die Tiefe des werdenden Bewußtseins Jesu“, für seine wahre Höhe, die auch seiner geschichtlichen Gestalt eignet. Jesus hat auch in dieser Hinsicht für das religiöse Leben der gesammten Christenheit eine fundamentale und centrale Bedeutung. Er ist die unerschöpflich fließende Quelle aller religiösen Entwicklung, der lebendige Organisationspunkt der vollendeten menschlichen Gesell-

schaft, des Reiches Gottes, das auch für den Einzelnen „stets gegenwärtige Urbild der Gotteskindschaft, in welches wir uns versenken, der Born heiligen Gotteslebens, daraus unsere Seele Nahrung zieht.“ Je mehr nun aber der Protestantenverein sich bewußt ist, daß ihm von der Einzigkeit Jesu und seiner centralen Bedeutung für das religiöse Leben der Gemeinde durch die Anerkennung der Geschichtlichkeit und Menschlichkeit seiner Person nichts verloren geht, ja, daß ohne ein menschliches Bewußtsein von Jesus gar keine lebendige Gemeinschaft mit dem von ihm ausgehenden Heilsleben möglich ist, um so mehr muß er darauf halten, daß der Grundsatz von der Glaubens- und Lehrfreiheit sich auch auf dieses Lehrstück erstrecke.

Wir sind nun einmal bei dem gegenwärtigen Stande der wissenschaftlichen Untersuchungen über die Frage nach der Person Jesu Christi nicht in der Lage, wie Holzmann richtig bemerkte, mit einer bereits fertigen Formel über dieselbe herauszurücken. Wir müssen vielmehr anerkennen, daß „auf diesem Gebiete noch Alles im Werden begriffen ist“. Wir müssen uns nur entschieden gegen ein Christusbild erklären, das als geschichtslose Theophanie in den Wolken zu verschwinden droht. Mit gerechter Entrüstung züchtigte Holzmann jene Theologie der Angst, deren Vertreter schon ein Grauen befällt, „wenn sie die biblischen Bücher neben den Schriften des Josephus und den Denkmälern von Ninive als Geschichtsquelle behandelt sehen“; mit vollem Rechte bezeichnete er es als „zum mindesten knabenhaft“, in die vor- und rückwärts schreitenden Bewegungen eines im Allgemeinen gesunden und nothwendigen wissenschaftlichen Prozesses sofort gewalthätig eingreifen zu wollen, sobald derselbe die von der Kirche eingegrenzten sicheren Ufer überschreitet.

In Neustadt sollte nun auch ein Mann über die Frage nach dem historischen Christus zum Worte kommen, welcher ganz entschieden der supranaturalistischen Richtung angehört und von dem auch nicht mit einem Schein des Rechtes gesagt werden kann, daß er mit der Kirchenlehre gebrochen habe, Dr. M. Baumgarten. Er faßte seine Auf-

gab es eigenthümlich so auf, daß er zu zeigen versuchte, „wie durch die richtige Anschauung der Geschichte Jesu die deutsch-evangelische Volkskirche ihre Bestätigung und Weihe empfängt.“ Jesum schilderte er als den, der im Volke Israel unter der herrschenden Corruption dem allgemeinen Zuge der Besseren folgte, der sein wahres Wesen, abgetrennt von Volk und Land, von Menschheit und Erde, in Gott gegründet wußte und so im vollkommensten Gemeinschaftsverhältniß zu Gott die wahre Religion gründete, vermittelt welcher er durch die reine Kraft seines Willens alle in der Verderbtheit seines Volkes beschlossenen Versuchungsmächte besiegte. Eine reine Geisteswirkung ging von ihm aus, bis er die vollendete Weltfülle in der Sünde seines Volkes an sich erfuhr, ihre Gewalt über sich ergehen ließ, sie in seinem Leiden trug, seine Selbstvollendung schaffend zugleich die Vollendung seines Volkes gründete, die Religion für immer aller materiellen Hüllen und Vermittelungen entkleidete, und in das tiefste Geheimniß des persönlichen Innenlebens, wo Göttliches und Menschliches sich in unaussprechlicher Stille berühren, versenkte. In seinen Jüngern ward an der Himmelsflamme, die in seinem Herzen loderte, ein unauslöschliches Feuer angezündet. In ihnen lebte mitten in der allgemeinen Auflösung die nationale Liebe und Begeisterung fort, nach außen in einer wunderbaren Freudigkeit, nach innen in einer nie gesehenen Innigkeit brüderlicher Gemeinschaft. Darum waren sie mit nationaler Urfraft berufen, auf dem Boden des Geistes eine neue Volksgeschichte zu gründen. Sie ward freilich später zur „Geschichte der kirchlichen Irrwege“. Aus der reinen freien Geistesreligion wurde die „staatskirchliche Anstalt“. Die reinsten Geistesangelegenheiten ward mit „dem Mechanismus eines äußerlichen Apparates zusammengejocht.“ Unsere Kirchenmänner, denen es an der Freudigkeit und Frische fehlt, mit dem Volksgeist in unmittelbarem Verkehr zu treten, „können das große Instrument der Volkssprache nicht spielen“. Sie sind dem allergefährlichsten Materialismus, dem kirchlichen, verfallen. „Bequemlichkeit und Ruhe gilt ihnen mehr als die Wahrheit.“ Es war ein

treffendes Wort Baumgartens: „Nicht aus Zweifelsucht und Unglauben vermeiden wir ein formulirtes Bekenntniß, sondern weil wir wissen, wie viel Verwüstung und Tod der Buchstabe des Bekenntnisses in dem Reiche Christi, wo Alles Geist und Leben sein soll, angerichtet hat.“ Wir thun damit den ersten Schritt zur deutschen Volkskirche. Die Wissenschaft hat eine gewichtige Stimme; aber die Entscheidung in der großen Frage nach dem historischen Christus erfolgt „auf dem Ringplatz der öffentlichen Thaten“. Das ganze deutsche Volk muß Christum in der That wieder bekennen.

Wer kann nach solchen Erklärungen von der rechten und linken Seite des Protestantenvereins noch zweifeln, daß derselbe die große christologische Zeitfrage in einem wahrhaft „positiven“ Sinne aufsaßt? Was ist positiver, als die Geschichte, und was unpositiver, als an die Stelle von wirklichen geschichtlichen Thatfachen dogmatische oder mythologische Scheinbilder zu setzen? Das ist gerade die Aufgabe des Protestantenvereins in dieser Frage, sowohl den dogmatischen Christus der Orthodorie, als den mythischen von D. Strauß durch das Bild des wahrhaft geschichtlichen Christus zu ersetzen, der weltgeschichtlich fortlebt. Aus diesem Grunde warnte bei der Debatte Dr. C. Schwarz gewiß mit Recht vor prinzipieller Wunderläugnung; denn auch die Frage nach den Wundern ist eine geschichtliche, und kann nur mit Hülfe unbefangener geschichtlicher Untersuchung gründlich und allseitig beantwortet werden.

Der Protestantenverein hat endlich in Bremen, am 3. und 4. Juni d. J., noch über zwei weitere hochwichtige Fragen verhandelt: über das Verhältniß des neueren Staates zur Religion, insbesondere zum Christenthum, und über die Autorität der Bibel. Auch in diesen beiden Punkten hat er, wie ich glaube zeigen zu können, den richtigen Weg eingeschlagen.

Es war von großem Interesse, einen hervorragenden Staatsmann, wie Dr. Bluntschli, das Verhältniß des Staates zur Religion beleuchten zu hören, nachdem von kirchlicher Seite so oft das

Verhältniß der Religion zum Staate beleuchtet worden war. *) Im Mittelalter war der Staat religiös gebunden, von der Kirche abhängig. Das ist bis auf den heutigen Tag die römisch-katholische Anschauung. Die Reformation brachte hierin keine durchgreifende Aenderung; sie anerkannte wohl den Staat in seiner sittlichen Autorität, aber die confessionelle Gebundenheit desselben dauerte fort. Der moderne Geist hat diese Fesseln gesprengt; der Staat hat sich zur Rechtsgemeinschaft entwickelt, innerhalb welcher verschiedene Confessionen Platz haben; das moderne Staatsrecht wie das Privatrecht sind confessionslos geworden. Vorüber ist es mit dem Wahne, daß der Staat einen Zwang über die Menschen in ihrem Verhältnisse zu Gott ausüben könne. Der moderne Staat ist jedoch auch noch etwas höheres als eine bloße Rechtsgemeinschaft. Als das organisirte Volk ist er eine lebendige geisterfüllte Gesamtpersönlichkeit, die Verbindung der Menschen mit den Menschen zu menschlichen Zwecken, wogegen die Religion die Verbindung des Menschen mit Gott ist.

Darum reicht die Macht des modernen Staates nicht in das religiöse Gebiet hinüber; er kann eine religiöse Wahrheit weder begründen, noch entkräften. Mit aller Macht ist er nicht im Stande, auch nur einen richtig ausgeführten logischen Schluß seiner Uebersetzungskraft zu berauben. Aber umgekehrt hat auch die Religion keine Macht über ihn; er ist menschlich selbstbewußt, durch sein eigenes Wollen bestimmt, das Reich dieser Welt. Keine noch so geheiligte Autorität, nur die Macht der Gründe kann bestimmend auf ihn wirken.

Demzufolge könnte es scheinen, als ob Staat und Religion gar kein Verhältniß zu einander hätten. Dem ist aber nicht so. Es kann dem Staate nicht gleichgültig sein, welche Religion in ihm herrscht. Er ist vorzugsweise national, und nach den Nationalitäten gruppiren sich auch die Kirchen. Die germanische Nationalität ist vorzugsweise

*) S. VI, Urkunden, L.

protestantisch, die romanische römisch-katholisch, die slavische griechisch-katholisch. Die katholischen Kirchen sind auf das Autoritätsprinzip gegründet, wesentlich vom Geiste des Absolutismus beherrscht; die protestantische Kirche dagegen ruht auf dem Grundsatz selbstständiger Prüfung und Forschung. Darum haben katholische Völker mehr Neigung zur absolutistischen Regierung, protestantische mehr Sinn für freie Staatsformen. Der Staat wird mithin durch die Kirche mitbestimmt. Der Absolutismus ist jedoch ein Vorläufer der Revolution, deshalb der Ultramontanismus oft mit ihr verbündet. Die freie Staatsform hat das höchste Interesse an der Ordnung. Daher begreifen wir, weshalb vorwiegend protestantische Staaten am leichtesten über die Gefahren der Revolution hinausgekommen sind. Die römisch-katholische Priesterschaft (der Ultramontanismus) steht dem selbstständigen Staate mit ihren theokratischen Anschauungen feindselig gegenüber; die protestantische Geistlichkeit, so weit sie den Gegensatz gegen das Papienthum aufgegeben hat, verhält sich freundlich zu ihm. Unter diesen Umständen kann es dem Staate nicht gleichgültig sein, welcher Kirche die Staatsbürger angehören. Er muß namentlich dafür sorgen, daß die Erziehung der Geistlichen im Einklang mit der Cultur-entwicklung der Nation bleibe, daß denselben nicht methodisch von der Kirche Feindschaft gegen den Staat eingeflößt werde, und daß die Schule nicht dem klerikalen Einflusse ver falle. Auch das ist staatswidrig, wenn, wie in Frankreich, die Frauen klerikal, die Männer freigeistlerisch erzogen werden, wenn das Familien- wie das Volksleben durch diesen innern Zwiespalt zerrissen wird.

Hat somit der Staat ein entschiedenes Interesse an der Religion und ihren Erscheinungsformen, den Kirchen, so darf er gleichwohl kein besonderes religiöses Bekenntniß haben; er darf weder Religionsstaat, noch Confessionsstaat werden. Darum findet allerdings in den modernen Staaten die sogenannte Glaubenseinheit keine Stelle mehr. Wir können uns Glück dazu wünschen. Die Verfolgungen der Protestanten in Belgien durch einen Herzog Alba, die Gräuel der Bartholo-

mäusnacht, der Deutschland erschöpfende unselige dreißigjährige Krieg, die Dragonaden Ludwigs XIV., sind Früchte der Theorie von der staatlichen Glaubenseinheit. Die confessionelle Politik ist den Verwünschungen der Völker erlegen. Für Regierungen mag es bequem sein, auch die Gewissen und den Glauben der Völker an einem Faden lenken zu können; aber die Völker, ihre Cultur, ihr Wohlstand, ihr Recht, ihr innerer Friede, ihre geistige Entwicklung gehen dabei zu Grunde.

Das Christenthum ist die erste, die Erziehung der Völker wesentlich bestimmende Geistesmacht in Europa. Es soll eine solche bleiben; aber wenn es der Orthodorie gelänge, alle, welche sich zu der kirchlich vorgeschriebenen dogmatischen Formel nicht bekennen, aus der kirchlichen Gemeinschaft herauszutreiben, dann könnte der Staat für eine solche Kirche auch keine Sympathie mehr haben. Das Christenthum als solches ist niemals staatswidrig, wenn auch eine einseitige mönchische Auffassung desselben es werden könnte. Christus betrachtete die Gesinnung der Liebe und das sittliche Leben als die Hauptsache in der Religion; er forderte von seinen Bekennern nicht mönchische Weltentzagung. Das Dogma dagegen bleibt dem Staate fremd. Auf die moralischen Kräfte des Christenthums kommt es demselben an. Die Fülle von Trost, Liebe, Demuth, die Ideen der Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit, die das Christenthum in sich trägt, sind für den Staat von höchster Bedeutung. Aus diesem Grunde weiß der Protestantenverein sich eins sowohl mit dem Geiste des Christenthums als mit dem Bewußtsein des modernen Staates.

Dadurch, daß sich die Versammlung mit den Anschauungen Dr. Bluntschli's einstimmig einverstanden erklärte, legte sie an den Tag, daß der Protestantenverein Beides will: die Selbstständigkeit des Staates in seinem Verhältnisse zur Kirche, und die Pflege der christlichen Interessen durch den Staat, so weit dieselben sittlich-praktischer Natur sind. Der Protestantenverein fordert dagegen Unabhängigkeit des Staates von klerikalem Confectionseifer und theologischem Dogmatismus.

Die Verhandlungen in Bremen schlossen mit einem Vortrage des Professors Hanne aus Greifswald über die wichtige Frage von der Autorität der Bibel. *) Der Redner behandelte seinen Gegenstand theils vom geschichtlichen, theils vom prinzipiellen Standpunkte. Er zeigte, wie die protestantische Kirche dazu gekommen war, der Bibel, ihrer Inspirationslehre zufolge, eine unbedingt göttliche und damit eine unfehlbare Autorität beizulegen, wie aber die außerkirchliche wissenschaftliche und culturhistorische Strömung dieser abstrakt dogmatischen Auffassung derselben ein Ende machte. Die neuere Naturwissenschaft, die Astronomie, die Geologie, die Geschichte sprengten die Ketten, an welche das Inspirationsdogma das Schiff der Kirche festgebunden hatte, und es ward nun von den darüber hinstürzenden Wogen des modernen Geistes zertrümmert bis zu einem fast unkenntlich gewordenen Bruch. Die Gegenwirkung konnte nicht ausbleiben. Die Aufklärungsperiode und der Rationalismus lösten die Autorität der Bibel bis auf einen kaum mehr nennenswerthen Rest auf, und diesen letzten Rest gab die Strauß'sche Kritik, die aus der Bibel ein Mythenbuch, die Bruno Bauer'sche, die aus ihr ein Märchenbuch machte, vollends preis. Im Gegensatz zu den Ergebnissen der modernen Kritik hat die Orthodorie sich wieder auf die Voraussetzungen der alten Inspirationslehre gestützt; sie hat dadurch die Entfremdung des protestantischen Volksgemüthes vom Christenthum nur noch vermehrt und dem geistleugnenden Unglauben in die Hände gearbeitet. Der Redner hatte die doppelte Aufgabe: die falsche Autorität der Bibel, die der Cultur-entwicklung unserer Zeit gegenüber schlechterdings sich nicht mehr aufrecht halten läßt, zurückzuweisen, und dagegen ihre wahre und ewige Autorität um so entschiedener zur Anerkennung zu bringen. Auf der einen Seite forderte er, daß auch die Bibel vor das Tribunal der Vernunft und ihrer unzweifelhaften Wahrheiten gestellt werde. Auf der anderen Seite läugnete er nicht, daß die Vernunftserkenntniß selbst

*) S. VI, Aktenstücke, M.

wachsen müsse und mit der falschen (noch mangelhaften, unentwickelten) Vernunft zu kämpfen hat. An diesem Punkte stellte er nun seinen Offenbarungsbegriff auf; im Lichte der Offenbarung hat die falsche Vernunft sich von ihren Mängeln und Irrthümern zu läutern. Freilich hat die Vernunft auch wieder die Offenbarung zu erkennen, die Offenbarungsthatfachen zu prüfen, und hierin liegt die Hauptschwierigkeit, mit welcher der Redner unverkennbar noch selbst rang. Immer wieder hob er, jedoch mit männlichem protestantischem Ernste und Muth, den entscheidenden Punkt hervor, daß die Erforschung der biblischen Urkunden denselben wissenschaftlichen Grundsätzen, wie die Erforschung aller übrigen Urkunden der Vergangenheit unterliegt, und zwar deshalb, weil sie eine rein menschliche Entstehung hat. Dessenungeachtet ist die Bibel, trotz aller vielfach in ihr vorkommenden menschlichen Irrthümer und Schwächen, das ehrwürdigste Urkundenbuch der göttlichen Offenbarung, und als solches kommt ihr auf religiösem Gebiete die höchste Autorität zu, allerdings nur unter der Bedingung, daß sie ihre göttliche Kraft und Wahrheit stets von Neuem bewährt. Demnach ist das Bibelwort zwar nicht das wesentliche Gotteswort selbst, wohl aber dessen ursprünglichste und lebensfrischste Verkörperung, und insbesondere bildet das neue Testament den ewigen Leitstern für das christliche Glaubensbewußtsein.

Wenn auch die Versammlung sich nicht ohne Weiteres zu den Thesen des Referenten bekannte, so bekannte sie sich doch einstimmig zu dem Satze, daß „innerhalb des Protestantenvereins jede Anschauung über das Wesen der Offenbarung Gottes und die Entstehung der hl. Schrift berechtigt ist, welche im Laufe der geschichtlichen Entwicklung sich wissenschaftlich im Streben nach Wahrheit herangebildet hat, und in der Ueberzeugung des christlichen Gewissens Boden findet.“ Deshalb vermögen, nach ihrer Ueberzeugung, „sowohl Vertreter der supranaturalen wie der rationalen Anschauung in dem Vereine wie in der Kirche einträchtig mit einander zu wirken, und es ist keine der beiden Richtungen befugt, das Recht der andern zu leugnen“.

Wie wir sehen, so hatten die verschiedenen Verhandlungen und Berathungen des Protestantenvereins in Eisenach, Neustadt an der Haardt und Bremen einen und denselben Hauptzweck, die Hindernisse hinwegzuräumen, welche der Sammlung der deutschen Protestanten in eine Nationalkirche und ihrer gemeinsamen lebendigen Mitwirkung bei den kirchlichen Angelegenheiten noch im Wege stehen. Der Protestantenverein will durch Anerkennung der Culturerrungenschaften den Gebildeten die Pforten der Kirche wieder öffnen, durch den Schutz und die Pflege der Lehrfreiheit die Verkümmern der Wissenschaft und des geistigen Fortschritts verhüten, durch Beseitigung der confessionellen Dogmenherrschaft die Herstellung einer wahren Union ermöglichen, durch eine ächt geschichtliche Auffassung der Person Jesu den theoretischen Streit über diese Centralpersönlichkeit des Christenthums auf feste Grundlagen zurückführen, durch Zurückweisung der einseitig klerikalen und confessionellen Einflüsse auf den Staat und die Schule die theologische und kirchliche Bewegung von dem Joche des Gewissenszwanges befreien, und durch eine lebendige Anschauung von der religiösen Autorität der Bibel dem Wahne begegnen, daß dieselbe ein theokratisches Gesetzbuch mit schlechthin unwiderprechlicher Autorität sei. Damit will der Protestantenverein die Erfüllung seiner eigentlichen Bestimmung ermöglichen: die Erneuerung der deutschen Particularkirchen zu einer wirklichen und lebendigen Volkskirche. Ehe wir uns in einem Schlußworte über dieselbe aussprechen, haben wir jedoch noch einen prüfenden Blick auf die Gegner des Protestantenvereins zu werfen.

IV.

Die Vereins-Gegner.

Der Verein hat Gegner zur Linken und zur Rechten. Den Gegnern zur Linken ist sein Auftreten und Verhalten nicht entschieden, nicht „ganz“ genug. Er sollte nicht nur dem bestehenden Kirchenthum,

sondern auch dem geschichtlichen Christenthum, ja, aller Religion den Krieg erklären. Herrmann Tegow hat in seinem Sendschreiben an Rothe es offen herausgesagt: „Ich bin nicht nur der Kirche, sondern dem Christenthum und jeder Religion entfremdet.“ *) Die Mission des Christenthums sei erfüllt; nicht mehr im Glauben und Hoffen, sondern „im Wissen und Erkennen“ habe die gegenwärtige Welt das Heil zu suchen. Mit solchen Gegnern ist nicht zu streiten. Wer der Religion nicht nur für seine Person überhoben zu sein glaubt, sondern überzeugt ist, daß auch die Menschheit ihrer nicht mehr bedarf, für den ist der Protestantenverein nicht gestiftet. Ein solcher mag auf unsere Bestrebungen lächelnd herabsehen „mit dem durch das Studium der Geschichte geschärften Blick der Erkenntniß“; aber er mag es uns auch nicht übel deuten, wenn wir seiner „Erkenntniß“ weder Tiefblick noch Scharfblick zutrauen. Wir halten gewiß die Wissenschaft in allen Ehren; aber wir geben nicht zu, daß die Religion ersetzt werden kann durch die Wissenschaft. Hätte Herr Tegow die Schleiermacher'schen Reden über die Religion mit einigem Nachdenken gelesen, so wäre ihm vielleicht eine Ahnung darüber aufgegangen, daß der Mensch nicht nur für die sichtbare Welt geschaffen ist, sondern ein Bedürfniß der Gemeinschaft mit dem Unendlichen und Ewigen in seinem Innern trägt, und daß Keiner diesem Sinn für das „Universum“, wie es Schleiermacher nannte, sich ganz entziehen kann. Zur wissenschaftlichen Erkenntniß, zur Erforschung des letzten Zusammenhanges der endlichen Dinge und der geschichtlichen Thatfachen ist nicht Jeder geboren; dazu fehlt weitaus den Meisten Trieb und Befähigung, und die Welt der Denker und Forscher wird immer eine eng begrenzte und aristokratisch abgeschlossene sein. Wie soll da die Wissenschaft Allen darbieten, was sie doch nur Einigen gewähren kann? Und wie kann sie uns die Gemeinschaft mit dem Ewigen ersetzen, da sie nur den Zusammenhang des Endlichen ermittelt? Auch Herr Tegow kann der Religion nicht

*) Die moderne Bildung und die chr. Kirche, S. 14.

entfliehen; denn er mag sich noch so sehr der Selbstständigkeit seiner Erkenntniß rühmen, abhängig bleibt er doch, und schlechterdings abhängig von der allgemeinen Macht des Seins, die wir als den „lebendigen Gott“ verehren, und die, wie unpersönlich er sie sich immer vorstelle, ihn gleichwohl keinen Augenblick losläßt, die er in ihrem ewigen Grunde doch niemals zu begreifen vermag. Herr Tegow meint, eine „gesündere Menschheit“ werde einst über Luther und Calvin „lächeln“; und er übersieht, daß er sein freigeistiges Büchlein schwerlich würde geschrieben haben, wenn Luther nicht in der Kraft religiöser Begeisterung den Weg zur christlichen Wahrheit und sittlichen Freiheit gebahnt hätte. Freilich, wer der Meinung ist, das Christenthum beruhe auf der Vorstellung, daß die Erde der Mittelpunkt der Welt sei, der mag dasselbe für die überflüssigste Sache von der Welt halten. Hr. Tegow hat nur vergessen, die neutestamentliche Stelle aufzuzeigen, wo Christus jenen gar nicht religiösen, noch weniger specifisch christlichen, sondern der antiken Weltanschauung überhaupt angehörigen Satz ausgesprochen hat. Christus hat gelehrt, daß der Mensch den Frieden seines Gewissens in der unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott finde, daß er aber in der Abhängigkeit von der Welt die Unruhe habe, und diese Wahrheit ist unumstößlich, und trostreicher, als irgend ein Lehrsatz der Mathematik und Astronomie. Nochmals: die Wissenschaft in allen Ehren, und kein Christenthum im Bunde mit der Barbarei! Aber auch keine Wissenschaft im Bunde mit dem Unglauben! Hr. Tegow hat den seinigen nicht einmal aus den Tiefen seiner eignen Forschung und Erfahrung, sondern aus den etwas oberflächlichen Betrachtungen der englischen und französischen Freigeister geschöpft, deren Erfolg die französische Revolution war, und die eben mit dieser den Beweis abgelegt haben, daß eine sociale Ordnung der Staaten und Völker ohne die Grundlagen der Religion immer wieder zum Despotismus und Materialismus zurückführt. Nun ja: es steht durch eine vielhundertjährige Erfahrung bewährt vor unsern Augen! Der Aberglaube hat keinen kräftigeren Verbündeten als

den Unglauben. Lächelt nur über die Religion; ihre selbstfüchtigen und unwürdigen Priester werden lachen. Der Spott, mit dem eine frivole Aufklärung das Heilige behandelt, kommt nur denen zu Statte, welche das Heilige längst in einen Erbpacht ihrer Vorurtheile, Vortheile und Leidenschaften verwandelt haben. Wer die Religion leugnet, d. h. sie lediglich für eine Verirrung des menschlichen Geistes erklärt, der leugnet das innerste Heiligthum des Menschengemüthes, die unvergängliche Quelle des Menschengeistes; er leugnet das Gewissen, die Ewigkeit im Endlichen; und nun lehnt sich gegen ihn aus guten Gründen die gemißhandelte Menschennatur auf, und in ihrem an sich berechtigten Zorn stürzt sie sich in neue Verirrungen und geht zur Leugnung der geheiligten Rechte der Wissenschaft, der Vernunft, des Gewissens selbst fort. Von den Priestern getäuscht, verwechselt sie das vergängliche Kirchenthum mit der unvergänglichen Religion. Selbst Hr. Tegow hat eine Art von Religion, die Religion „der Arbeit und des rastlosen Strebens“, denn hierin liege das wahre Glück des Menschen. *) Allein auch er wird doch nicht jede Arbeit und nicht jedes Streben für ein wahres Glück halten, und die Oberflächlichkeit des von ihm eingenommenen Standpunktes entlarvt sich aus seinen eigenen Worten.

Lassen wir diese Gegnerschaft, welche die Religion läugnet; sie hat nicht viel zu bedeuten. Aber selbst von solcher Seite, auf welcher unsere Grundzüge getheilt zu werden scheinen, sind Angriffe und geringschätzende Urtheile gegen uns gerichtet worden. Eine Stimme aus dem deutschen Norden verlangt von dem protestantischen Geistlichen, daß er selbst forsche und selbst entscheide, um einen Weg zu gehen, ohne Hinterhalt und Täuschung. **) Sie beschreibt die Nothstände der deutsch-protestantischen Kirche beinahe mit denselben Worten

*) A. a. O., S. 87.

**) Die kirchlichen Nothstände unserer Zeit innerhalb der prot. Kirche Deutschlands und der deutsche Protestantenverein, von A. L. Ethinos, S. 28.

wie der Protestantenverein; aber sie hat gleichwohl kein Vertrauen zu dessen Führern. Sie bezweifelt wohl unsern Ernst nicht, aber um so mehr unsern Eifer und unsere Kraft. Sie hält uns meist für „Hegelianer“, worin sie sich freilich höchst wunderbarlich irrt. Namentlich von den „Laien“, die mit uns sich verbunden haben, hegt diese Stimme die „allergrößte Hochachtung“; sie erkennt ihnen einen tiefen Blick in die herrschende Kirchennoth zu, und außerdem eine hervorragende praktische Befähigung. Daneben hegt sie gänzlich aus der Luft gegriffene Besorgnisse. Sie traut uns „nationalvereinliche“, politische Motive zu, während wir doch in der Kasseler Erklärung vom 11. Oktober 1866 *) es ausgesprochen haben, daß „der Protestantenverein nach wie vor sich grundsätzlich von aller Politik fernzuhalten und Männer der verschiedensten politischen Auffassungen, sofern sie seine kirchlichen Prinzipien theilen, in sich zu vereinigen gesonnen sei.“ Wenn diese Stimme bezweifelt, ob wir das zur „Reformation“ nöthige Zeug besitzen, so haben wir uns niemals für „Reformatoren“ ausgegeben; sondern wir wollen nur mit der vor 350 Jahren in's Werk gesetzten Reformation rechten Ernst machen und unsere in Stockung gerathene und auf die Abwege des Bekenntnißzwanges und des orthodoxen Kirchenthums verirrte Kirche im Geiste der reformatorischen Wahrheit und Freiheit erneuern. Ein schweres Unrecht thut uns jedoch diese Stimme an, wenn sie uns vorwirft, daß wir mit den Vornehmen buhlten und von den religiösen Bedürfnissen des Volkes nichts wissen wollten! Sie verlangt von uns „Agitation unter dem Volke“. Eine stürmische Einwirkung auf die Massen schließen wir allerdings grundsätzlich von unserer Thätigkeit aus. Wir wollen nicht übereilte und verfrühte Erfolge; wir wünschen auf die Ueberzeugungen, und durch sie auf den Willen zu wirken, und wenn diese gegnerische Stimme ein Programm über „die Kirche der Zukunft“ vermißt, so haben wir gar niemals beabsichtigt, ein solches zu entwerfen, denn wir wollen

*) S. VI, Aktenstücke, D.

nicht, wie uns von ganz anderer Seite grundlos vorgeworfen wird, eine „neue Religion“ machen, oder eine „neue Kirche“ bauen. Endlich spottet diese Stimme darüber, daß wir noch nicht „Hunderttausende von Mitgliedern“ zählen, als ob man in einer Gemeinschaft, wie die unserige, die Mitglieder zählen, und nicht wägen müßte. Es ist ein großer Irrthum, wenn man voraussetzt, daß uns nur der Weg der sog. „freien Gemeinden“ zum Ziele führen würde. Wir wollen die ehrenwerthen Gründe nicht verkennen, welche in den vierziger Jahren eine Anzahl deutscher Protestanten zum Austritte aus der Landeskirche gedrängt haben; aber die Erfahrung hat seitdem zur Genüge bewiesen, daß man nicht das Vaterhaus verlassen soll, wo man zum Verbleiben darin ein gutes Recht, ja eine gewichtige Pflicht hat.

Unsere unverföhllichsten Gegner befinden sich übrigens nicht auf der „linken“, sondern auf der „rechten“ Seite. Die Berliner Pastoralconferenz hat vor Kurzem in einer Art von Bannbulle (vom 11. Juni d. J.) die erheblichsten Anklagen zusammengefaßt, die uns von dieser Seite gemacht werden. *) Wir haben jedoch noch weiter zurückzugehen; denn schon im Jahre 1866 hat der Bischof Koopmann von Holftein, und im vorigen Jahre der Pfarrer Andreä zu Reheim a. d. Ruhr einen Excommunicationsversuch gegen uns unternommen, **) all der kleinen Nadelstiche und groben Kolbenstöße nicht zu gedenken, welche in den „gläubigen“ Kirchenzeitungen und auf Pastoralconferenzen gegen uns geführt worden sind. Wir können wenigstens von uns rühmen, daß wir nicht unberücksichtigt geblieben sind. Der Hauptvorwurf, der von dieser Seite in immer neuen Redewendungen gegen uns erhoben wird, ist der, daß wir in Wahrheit nicht auf dem Grunde

*) S. VI, Aktenstücke, N.

**) Koopmann, das evangel. Christenthum in seinem Verhältnisse zu der modernen Cultur. Zugleich ein motivirter Protest gegen die Tendenzen des sogen. deutschen Protestantenvereins. — Andreä, der Protestantenverein nach seinen Grundlagen und Tendenzen untersucht und beleuchtet.

des evangelischen Christenthums ständen, wie §. 1 unseres Statuts erkläre. Diese Erklärung sei nur ein täuschendes Aushängeschild, ein „Betrug“, eine „Fälschung“! Als eine „hohle und leere Phrase“ bezeichnet Bischof Koopmann den ersten Paragraphen unseres Statuts. Mit einem Worte: wir werden tendenziöser Täuscherei und moralischer Fälschmünzerei beschuldigt.

Es ist von vornherein ein bedenkliches Zeichen für die Unbefangenheit dieser Gegner, daß sie uns lediglich unter der Voraussetzung eines gemeinen unsittlichen Verfahrens anzugreifen vermögen. Eine solche Kampfesart ist nicht nur unwürdig, sondern unter anständigen Gegnern unerlaubt. Es ist die Kampfesart, deren Ultramontane und Jesuiten sich gegen die Reformatoren bedienen. Sie beginnen mit der Verdächtigung ihres Charakters, um mit der Verdammung ihrer Ueberzeugungen und Lehren endigen zu können. Wir können mit vollem Rechte von unsern Gegnern zuerst fordern, daß sie die Aufrichtigkeit unserer Ueberzeugung, auf dem Boden des evangelischen Christenthums zu stehen, gelten lassen. Sie mögen uns des Irrthums hierin bezichtigen, aber der bewußten Phrasendreherei und Heuchelei uns anzuklagen, das ist eine Rohheit, welche sich nur auf einem Standpunkte begreifen läßt, der sich mit der fortschreitenden Culturentwicklung auf den gespanntesten Fuß gesetzt hat. Prüfen wir aber einmal die gegen uns erhobenen Anklagen näher!

Wir sollen an die Stelle des evangelischen Christenthums die „absolute Geltung des subjektiven Beliebens“ in der Kirche gesetzt haben. *) Der Trugschluß, auf welchen dieser Vorwurf sich stützt, ist mit Händen zu greifen. Was „evangelisches Christenthum sei“, ist zwischen uns und unsern Gegnern gerade streitig, wie es streitig ist zwischen der protestantischen und der römisch-katholischen Kirche. Die letztere macht dem Streit ihrerseits dadurch ein Ende, daß sie sich auf ihre Unfehlbarkeit beruft. Aus diesem Grunde führt das

*) Koopmann, a. a. O., S. 7.

Streiten mit den Vorfechtern des römischen Katholicismus niemals zu einem Ergebnisse. Dieselben sind auch den einleuchtendsten Vernunftgründen schlechterdings unzugänglich; sie berufen sich dagegen auf eine angeblich höchste Instanz, auf die übernatürliche Autorität der „Kirche“. Unsere orthodoxen Gegner in der protestantischen Kirche werden uns zugeben, daß sie, nach dem Dogma derselben, keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit besitzen; daß in Glaubensangelegenheiten die protestantischen Geistlichen eben so sehr als die „Laien“ irren können, und oftmals geirrt haben. Wenn der Protestantismus ohne allen Zweifel von der Autorität menschlicher Meinungen, aller „Menschen-sagungen“ grundsätzlich sich losgesagt hat und keinen Klerus mit übernatürlicher Ausrüstung und Erleuchtung kennt; wer giebt denn ihnen nun eine Befugniß oder ein Recht, von sich aus festzustellen, was „evangelisches Christenthum“ ist, und andere Glieder der protestantischen Kirche, die einen andern Begriff von „evangelischem Christenthum“ haben, öffentlich zu verdammen und sie der „absoluten Willfür“ anzuklagen?

Untersuchen wir einmal, welche Vorstellung unsere Gegner mit dem Begriffe des „evangelischen Christenthums“ verbinden; unbefangene Beurtheiler mögen dann entscheiden, auf welcher Seite die größere Berechtigung vorhanden ist, den Namen eines „evangelischen Christen“ zu führen. Jesus Christus selbst hat die Aufnahme in das Gottesreich, das Heil und den Frieden des Gewissens niemals von der Annahme eines bestimmten Dogma's abhängig gemacht. Er hat die Armen, die Traurigen, die Sanftmüthigen, die nach Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden, die Barmherzigen, die Herzensreinen, die Friedfertigen, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgten selig gepriesen. *) Niemals hat er die in der „reinen Lehre“ Festen als seine wahren Jünger bezeichnet; eine sogenannte „reine Lehre“ hat er gar nicht aufgestellt. Auf die Frage des Gesetzesgelehrten nach dem Wege,

*) Matth. 5, 3 f.

der zum ewigen Leben führt, hat er mit der Parabel vom barmherzigen Samariter geantwortet. Dieser, ein Mann, dessen theologische Ansichten uns gänzlich unbekannt sind, und dem schwerlich vor dem Glaubenstribunale der Herren Koopmann und Andrea eine gute Prüfungsnote zu Theil geworden wäre, hatte, nach der Ueberzeugung Jesu, den rechten Weg zum ewigen Leben eingeschlagen, und nicht die gesetzes-eifrigen Leviten und Priester, deren Mund voll war von „Gottes Wort“ und „reinem Bekenntniß“. *) Als Maßstab, nach welchem ein jeder — also auch die Mitglieder des Protestantenvereins — gerichtet werden soll, bezeichnet er ausschließlich die Liebe, und zwar eine solche, die nicht einmal seiner Person, sondern irgend einem geringsten unter den Brüdern bewiesen wird. **) Das Augsburgische Bekenntniß oder irgend ein formulirtes Glaubenssymbol kennt er als solchen Maßstab nicht. Das Gesetz und das Evangelium sind ihm beschloffen in den beiden Geboten: „Liebe Gott über Alles und den Nächsten wie dich selbst.“ ***) Völlig im Geiste des Meisters bezeichnet darum der Apostel Paulus die Liebe als „das Band der Vollkommenheit“ †) und „des Gesetzes Erfüllung“. ††)

Wir wissen somit aus dem Munde Christi selbst ganz genau, worin das Wesen des evangelischen Christenthums besteht. Dasselbe besteht in der Erfüllung des göttlichen Willens durch die Liebe, in einem neuen Gott wohlgefälligen Leben, einem Leben in der Liebe zu Gott und den Nächsten. Wenn unsere gläubigen Gegner das leugnen, so schlagen sie dem Meister, trotz all ihres Herr! Herr! Sagens, in's heilige Angesicht und verleugnen das „Christenthum Christi“, welches Anfang und Ende alles lebendigen Christenthums ist.

Unstreitig haben sie sich ein anderes „evangelisches Christenthum“ zurecht gemacht. Wir entnehmen das schon aus der Thatfache, daß in ihrem Verfahren gegen uns von Liebe und Billigkeit keine Spur

*) Luc. 10, 25 f. **) Matth. 25, 40. ***) Matth. 22, 36 f. †) Col. 3, 14. ††) Röm. 13, 10.

zu finden ist, dagegen um so mehr theologischer Haß und pharisäische Selbstüberhebung. Sie machen das Heil abhängig von dem, was sie „Glauben“ nennen; unter Glauben verstehen sie aber die „Glaubenslehre“ und das „Glaubensbekenntniß“. Bischof Koopmann sagt das ganz unumwunden. Wenn man gewisse, angeblich evangelische „Grund=Thatsachen“ und „Grund=Wahrheiten“, z. B. daß „Jesus Christus wahrhaftig sei der Sohn des lebendigen Gottes, Gott von Ewigkeit, Mensch geworden in der Zeit, daß er gelitten habe als das Lamm Gottes, welches der Welt Sünden trägt, daß er auferstanden sei von den Todten, aufgefahren gen Himmel u. s. w.“ glaubt, d. h. sie als wahre und wirkliche in der Kirche bekennt, dann ist man in seinen Augen ein „evangelischer Christ“. Jene angeblichen „Grund=Thatsachen und Grund=Wahrheiten“ sind nun aber größtentheils metaphysischen Inhalts. Die Behauptung, daß Jesus ein „wahrer Mensch“ und doch „Gott von Ewigkeit“ sei, enthält in sich einen logischen Widerspruch, und bedarf daher eines Nachweises. Und so verhält es sich beinahe mit allen jenen „Grund=Wahrheiten“. Sie leuchten an sich keineswegs ein, sondern erfordern eine Erklärung und Begründung. Die kirchlichen Bekenntnisschriften versuchen nun auch eine solche zu geben, und ziehen dann die nöthig scheinenden Consequenzen. Eben darum muß man, wenn man jene „Grund=Thatsachen und Grund=Wahrheiten“ annimmt, auch Alles annehmen, was in den Bekenntnisschriften geschrieben steht, um ein ächter Koopmannischer „evangelischer“ oder vielmehr confessioneller Christ zu sein. Wir sehen: dieser Glaube ist sehr künstlich eingerichtet. Er erfordert eingehendere theologische Studien; für die Fischer und Zöllner des Urevangeliums wäre er etwas beschwerlich gewesen. Es bedarf dazu eines eigens geschulten und erzogenen Standes, der Kleriker, die ihn einzulernen, auszubilden, zu bewahren und zu beschützen haben; es ist der Glaube eines theoretisch gebildeten Kopfes, nicht der Glaube des warmen Herzens, des einfach fühlenden christlichen Volkes.

Die Theologie in allen Ehren, so weit sie eine ernstliche Wissen-

schaft ist und ihre Grenzen nicht überschreitet. Es muß in der Kirche auch ein wissenschaftliches, d. h. ein auf möglichst sicheren Erkenntnißgründen ruhendes, Bewußtsein vom Glauben geben, und Männer, die den Glaubensinhalt in seinem tieferen Zusammenhange mit den ewigen allgemeinen Grund-Wahrheiten und in seinen nothwendigen Folgerungen für das Leben aufzeigen. Aber dieses Bewußtsein vom Glauben ist etwas vom Glauben selbst wesentlich verschiedenes; es ist nicht Religion, sondern Theologie, nicht das Christenthum Christi, sondern eine Reflexion über das Christenthum, nicht unmittelbare Geistes- und Lebenskraft, sondern ein Gedankending, ein Lehrgebäude. Daß man in der Kirche die Theologie an die Stelle des Christenthums gesetzt, das Annehmen und Bekennen von theologischen Lehrsätzen zu einer Bedingung der Aufnahme in das Reich Christi gestempelt hat; daß klerikaler Fanatismus jetzt Tausende von deutschen Protestanten aus der kirchlichen Gemeinschaft stoßen will, weil sie in den überlieferten theologischen Formeln nicht mehr den lebendigen Ausdruck ihres persönlichen Glaubens finden können, das ist nicht nur ein unprotestantisches, sondern auch ein ganz unchristliches Gebahren, das heißt nicht im Geiste Luthers gehandelt, sondern im Geiste des Papst-Legaten Meander. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir sagen: das ist ein schlecht verdeckter und im Grunde auch verschlechterter römischer Katholicismus: das Autoritätsprinzip an der Stelle der evangelischen Geistesfreiheit, in der autoritätslosesten Form. Bischof Koopmann spricht seine Meinung unmißverständlich dahin aus, „daß das wirkliche evangelische Christenthum völlig identisch sei mit dem kirchlichen Christenthum“. Behauptet denn die römische Kirche etwas Anderes, und hatte der Papst nicht ein Recht, wenn er nach diesem Grundsatz den Bann über Luther aussprach? Das „kirchliche Christenthum“ im wahren geschichtlichen Sinne des Wortes ist das von den Kirchenversammlungen, Synoden, Päpsten, Consistorien, Dogmatikern in überlieferten Lehrsätzen formulirte Christenthum, das Chri-

stenthum der Concilienbeschlüsse, Bullen und Bekenntnißschriften, oder vielmehr es ist gar kein Christenthum, sondern das in Sagenen gefaßte Bewußtsein der herrschenden Hierarchie und maßgebenden Theologie von dem Christenthum.

Wir könnten die Heftigkeit der klerikalen Angriffe, welche gegenwärtig gegen den Protestantenverein gerichtet werden, uns einigermaßen erklären, wenn derselbe sich die Aufgabe gestellt hätte, das kirchliche Dogma zu bekämpfen, und durch ein neues zu ersetzen. Generalsuperintendent Hoffmann in Berlin hat in dieser Beziehung den Protestantenverein beschuldigt, daß er mit dem historischen Christenthum überhaupt gebrochen, und daß es sich „bei ihm viel eher um eine neue Religion, als um eine christliche Kirche handeln könne“.*) Der Protestantenverein hat jedoch keineswegs eine feindselige Stellung zu dem überlieferten Dogma, oder zu den kirchlichen Bekenntnißschriften eingenommen. Er will keineswegs alle Dogmen „aufheben“, wie ihm vorgeworfen worden ist, und ebensowenig die Bekenntnißschriften abschaffen, sondern er ist nur der unumstößlichen Ueberzeugung, gestützt auf die Autorität und das Vorbild Jesu Christi selbst, daß der Schwerpunkt des evangelischen Christenthums nicht im Dogma liegt, und er hat sich deshalb mit seinen Mitgliedern nicht auf den Boden einer dogmatischen Autorität gestellt. Dagegen schließt er keine, auch keine noch so entschieden orthodoxe, theologische Ueberzeugung aus seiner Mitte aus, so lange sie sich nicht ausschließlich geltend machen will. Bischof Koopmann und seine Parteigenossen erkennen außerhalb des Pfahlwerkes ihres Bekenntnißchristenthums keine Christen mehr an, und Christus selbst wäre, nach ihrem Maßstabe gemessen, nicht „christlich“. Das ist die Folge ihres katholischen Autoritätsprinzips. Papstthum bleibt aber Papstthum; und das weltgeschichtliche, in sich folgerichtige Rom's imponirt uns allerdings mehr, als das ungeschichtliche und widerspruchsvolle protestantischer Titular-Bischöfe und Pastoren.

*) Deutschland, Ginzl und Jesty im Lichte des Reiches Gottes, S. 492

Bischof Koopmann ist so ernstlich katholisch gesinnt, daß er in vollem Ernste die Wirksamkeit der Kirche auf das gnadenmittelamtliche, durch die Geistlichkeit vermittelte Thun beschränkt. Beschreibt er doch die Kirche als „die Gemeinschaft, welche durch die ihr eigenthümlichen Mittel, nämlich durch die sogenannten Gnadenmittel, ihre Mitglieder dahin bringen und darin bestärken will, daß sie Alles, was sie thun – im Namen Jesu thun, befreit von selbstsüchtigem Wesen, getrieben von der Liebe zu Gott und den Menschen.“ Die letzteren Worte enthalten zwar eine mittelbare Bestätigung unserer Behauptung, daß das evangelische Christenthum ein Gott wohlgefälliges Leben in der Liebe sei. Aber dieses Leben soll nur geweckt und gefördert werden können durch die sogenannten „Gnadenmittel“, durch die pastorale Thätigkeit in bekenntnißmäßiger Predigt und Austheilung der Sakramente. Einer der frömmsten Christen und tiefsinnigsten theologischen Forscher unserer Zeit, Dr. H. Rothe, hat seine ganze Lebenskraft auf die Ausführung des einen Gedankens verwandt, daß es mit dem kirchlichen Christenthum zu Ende gehe, und daß seit der Reformation die Macht des christlichen Geistes in der weltgeschichtlichen Entwicklung und in hundert culturhistorischen Erscheinungen sich offenbare, von denen in der Regel unsere Pastoren keine Notiz nehmen, oder die sie sogar für sündhaft erklären. Bischof Koopmann dagegen lebt des naiven Glaubens, das Christenthum sei lediglich ein Product der pastoralen Einrichtungen auf der Kanzel und am Altar, der heilige Geist besitze keine anderen Erweckungs- und Förderungsmittel des christlichen Lebens als Predigten und Sakramente, die Kirchenwände seien die Marksteine seiner Wirksamkeit! Wenn das protestantisch ist, was ist denn katholisch? Ja, die katholische Kirche reckt doch wenigstens ihre Glieder über die dumpfen Kirchenmauern hinaus, sie nimmt Besitz von Wald und Feld, entfaltet bei ihren Bittgängen und auf ihren Festzügen flatternde Fahnen und bunte, goldgewirkte Gewänder, führt ihre Genossen an den hellen Sonnenschein und die frische Luft, versüßt ihren Gefangenen die

Knechtschaft durch fröhliche Feste und gemüthliche Spaziergänge in's Freie. Diese protestantischen Kleriker bieten uns dagegen für den Verlust unserer Freiheit nichts als ihre einförmige katechismusmäßige Predigt auf dem Standpunkte der „reinen Lehre“, beim Weihemahle der Liebe nichts als ihre dürre Bekenntnißformel, durch welche sie davon ausschließen, wer sich nicht zu ihrer Vorstellungsart bequemt. Das sollen die einzigen Kanäle sein, durch welche der Menschheit die Quellen des christlichen Geistes und Lebens zufließen! Und alle diejenigen, welche in die ursprünglichen Tiefen graben, aus der Kraft des eigenen Gewissens schöpfen und, wie Rothe so treffend bemerkt, nach Entdeckung einiger erflehten neuen Grundbegriffe in der theologischen Vorstellungswelt sich sehnen, „ohne die wir mit aller Geschäftigkeit schwerlich wissenschaftlich aus der Stelle kommen“, sollen durch den kürzesten Proceß einer öffentlichen Excommunication mundtot gemacht, ihres evangelischen Bürgerrechts verlustig erklärt, und alles selbstständige Forschen und Denken in Sachen des Heils soll somit jedem Protestanten, insonderheit den Dienern der Kirche, gründlichst verleidet werden.

Das veranlaßt uns nun auch noch zu einer näheren Beleuchtung der neuesten Berliner Bann-Bulle. *)

Die Berliner „Pastoral-Conferenz“ hat sich nämlich berufen geglaubt, dem durch Koopmann und Consorten bereits eingeleiteten hochnothpeinlichen Verfahren gegen den Protestantenverein, in ihrer Erklärung vom 11. Juni dieses Jahres, einen förmlichen und feierlichen Ausdruck zu geben. Sie hatte flüchtig damit gewartet, bis General-Superintendent Hoffmann das Signal gegeben und in seiner neuesten Schrift als „die scharfe Consequenz“ der vom Protestantenverein „publizirten Prinzipien“ das „Aufgeben aller Dogmen, aller Ergebnisse der Geschichte auf dem Gebiete des Glaubens und seiner Erkennt-

*) Siehe VI, Aktenstücke, O, die Erklärung des engeren Ausschusses des deutschen Protestantenvereins an die deutschen Protestanten.

nisse, das Neugefaltten des Glaubens und der Glaubenslehren nicht aus der heil. Schrift, sondern aus der Art, wie in der heil. Schrift die heil. Schrift sich abspiegelt," behauptet und die von uns angestrebte Union des deutschen Protestantismus als „ein Gemengsel von schlechter Philosophie, mißbrauchter Naturwissenschaft, falschen Humanitarismus u. s. f." charakterisirt, dieselbe als „eine Beleidigung gegen die Begriffe des Christenthums, der Union und der Bildung" bezeichnet, und ihr in Preußen jede Berechtigung abgesprochen hatte, da sie zur Kirche^{*)} „nur wie die Freigemeinden, selbst nur wie die Juden stehen könne".*) Nachdem der Oberhirte diese Tonart angeschlagen, konnte es nicht auffallen, wenn die Schafe ähnliche Töne von sich gaben. Welches sind denn nun aber die Missethaten, wodurch wir unsere Verbannung aus unserem Vaterhause, der deutschen reformatorischen Kirche, sollen verschuldet haben?

Die „Kirche" soll durch den Protestantenverein „gezwungen" werden, die „ihrem Glauben gerade entgegengesetzten Lehren des Unglaubens in ihrer Mitte als zu Recht bestehend anzuerkennen". Kann man sich überhaupt unglücklicher ausdrücken?! Wie sollte der Protestantenverein die Kirche zu irgend etwas „zwingen" können, er, dem nicht nur der Wille, sondern auch die Macht zur Ausübung eines Zwanges fehlt. Die Mitglieder des Protestantenvereins wirken ja lediglich durch Gründe, und damit auf die Ueberzeugung Anderer ein. Unsere „Lehren" sollen wir der Kirche „aufzwingen" wollen, wir, die wir statutengemäß jeden Lehrzwang verwerfen, und nur Freiheit der Lehrbewegung auf dem Grunde des Evangeliums verlangen, selbstverständlich auch die vollste Freiheit für die unseren Ueberzeugungen entgegengesetzten Lehren und Ansichten der Gegner. Als „Lehren des Unglaubens" werden überdies unsere Ueberzeugungen verlästert. Wir werden sogleich sehen: mit welchem Rechte.

Wir sollen uns der Gemeinschaft mit der evangelischen Kirche

*) Deutschland, Einst und Jetzt, S. 492 f.

unwürdig gemacht haben, weil wir „jede Anschauung über das Wesen der Offenbarung Gottes und die Entstehung der h. Schrift für berechtigt erklären, welche im Laufe der geschichtlichen Entwicklung sich wissenschaftlich herausgebildet hat und in der Ueberzeugung des christlichen Gewissens Boden findet.“ Dr. Hoffmann klagt uns an, daß wir mit allen Ergebnissen der Geschichte auf dem Gebiete des Glaubens gebrochen hätten; die Berliner Pastoralconferenz dagegen will uns von der Kirchengemeinschaft ausschließen, weil wir in Betreff der Auffassung über die Entstehung der h. Schrift die geschichtliche Entwicklung anerkennen! Die Pastoralconferenz hält uns wie ein Medusenhaupt den Satz entgegen, daß, nach dem Bekenntnisse der Kirchen der Reformation, „die h. Schrift alten und neuen Testaments das Wort Gottes und als solches alleinige Quelle und Richtschnur unseres Glaubens und Lebens sei.“ Versieht dieselbe diesen ihren Satz im Sinne des Herrn Pastor Knaß, oder im Sinne des Herrn Dr. Nitsch?

Ist ihr die Bibel eine wahrhaft göttliche, d. h. schlechterdings unfehlbare Autorität, so muß sie ihren Satz im Sinne des Pastor Knaß verstehen, und sie hätte dann durch unsere gesammte moderne Wissenschaft einen dicken Strich zu machen, und ihre geographischen, astronomischen, nationalökonomischen, politischen, naturgeschichtlichen Kenntnisse lediglich aus der Bibel zu schöpfen; denn deren Verfasser, der h. Geist, welcher allwissender wesentlicher Gott ist, muß doch sicherlich auch die Geographie u. s. w. besser verstehen, als Kopernikus, Galilei, Newton, Kepler, Humboldt und alle Forscher der ganzen Welt. Nehmen die Herren der Pastoral-Conferenz jenen Satz nicht in dem Sinne des Pastor Knaß, sondern mit irgend einer Mentalreservation an, welcher zufolge in der mit göttlicher Autorität ausgerüsteten Bibel auch menschliche Irrthümer vorkommen können — ob geringere oder stärkere ist grundsätzlich ganz gleichgültig — so mögen sie nur gleich ihre Bannbulle in hundert Stücke reißen; denn mit der göttlichen Autorität der Bibel in der allein zulässigen aufrichtigen Bedeutung des Wortes hat es dann für immer ein Ende. Findet sich auch nur

ein Irrthum in ihr vor, so können sich eben so wohl tausende in ihr vorfinden. Ihre menschliche Entstehung ist in diesem Falle nachgewiesen, und Niemand hat mehr das Recht, die Bibel als unfehlbares Wort Gottes oder als eine „göttliche“ Autorität geltend zu machen. Die Forschung muß dann untersuchen, in wie fern das „Wort Gottes“, oder verständlicher ausgedrückt: die höchste religiöse und sittliche Wahrheit, in ihr zu finden ist. Vernunft und Gewissen haben dann auch ein Wort hiezu mitzureden, und selbst die Herren von der Pastoralconferenz werden vielleicht einräumen, daß eine Bibelauslegung ohne Beihülfe der Vernunft und ohne Mitwirkung des Gewissens nicht wohl denkbar ist. Es ist leicht gesagt: „Die Bibel ist das Wort Gottes“; aber, so wie man mit diesem Satze Ernst machen will, dann fangen auch unüberwindliche Schwierigkeiten an. So lange Menschen mit menschlich begrenzten Kunstmitteln und menschlich begrenzter Einsicht die Bibel auszulegen haben, so lange werden wir uns keinem Machtsspruche ihrer Auslegung unterwerfen, der uns eine Summe von angeblich aus der Bibel gezogenen Lehrsätzen als unfehlbares Gotteswort aufzwingen will. Wir glauben an den fortschreitenden Geist der Wahrheit und Erkenntniß, und wir wissen, daß sich Gott nicht nur in der Bibel, ja, in der Bibel nicht einmal unmittelbar, sondern daß er sich auch in seiner Schöpfung, im Gewissen und Geiste des Menschen, in der Vernunft und im Gange der Weltgeschichte geoffenbart hat. Es ist heutzutage theologische Anmaßung und klerikale Selbstüberhebung, die christliche Wahrheit in das enge Strombett eines ausschließlichen, verslossenen Jahrhunderts angehörigen, Vorstellungskreises zurückdrängen zu wollen, und das Klauschen der tausend Wahrheits- und Lebensquellen zu überhören, die nun einmal nicht mehr in die Kanäle der gangbaren Kirchlichkeit einmünden. Die wahrhaft geschichtliche Autorität der Bibel selbst bleibt hierbei unerschüttert; denn was sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung vor dem Richterstuhle der Wissenschaft und im Heiligthum unseres Gewissens, in dem wir auch Gottes Stimme vernehmen, als Wahr-

heit in ihr bewährt, das erkennen und eignen wir uns mit Freuden an. Sie ist uns eben deshalb nicht eine todte, sondern eine ewig lebendige Autorität.

Auch der Glaube an den lebendigen Gott soll, nach der Berliner Erklärung, dem Protestantenverein abhanden gekommen sein! Denn in seinem Weltbilde gebe es für das die Weltgesetze durchbrechende Wunder keine Stelle mehr. Der Protestantenverein hat seine Ansicht über das Wunder nirgends ausgesprochen, und es bestehen unter seinen Mitgliedern über den Wunderbegriff ohne Zweifel sehr verschiedene Meinungen. Im Allgemeinen jedoch mag es damit seine Richtigkeit haben, daß weitaus die meisten seiner Mitglieder an keine Wunder glauben, „welche die Weltgesetze durchbrechen.“ Die Frage ist nur, ob der Glaube an den lebendigen Gott einen solchen Wunderglauben voraussetze oder fordere? Wenn wir Folgerungen aus den Glaubenssätzen unserer Gegner ziehen wollten, so könnten wir sagen: ein Glaube, welcher die Lebendigkeit Gottes lediglich aus seinen (angeblichen) Durchbrechungen der Weltgesetze erkennt, gleicht dem Glauben eines Kindes, das nur in den Fällen an die Autorität seines Vaters glaubt, in welchen er die Hausordnung umstürzt. Die Weltgesetze sind für die wahrhaft religiöse Weltanschauung nicht ein todter Mechanismus, sondern der lebendige Ausdruck der göttlichen weltregierenden Vernunft. Daß aber Gott die Gesetze seiner eigenen Vernunft durchbrechen, d. h. aufheben, und in dieser Selbstverneinung göttlicher sein solle, als in seiner Selbstbejahung, in den seltenen und ausnahmsweisen Bezeugungen seiner gesetzwidrigen Allmacht majestätischer, als in den täglichen Offenbarungen seiner geordneten Weisheit und Güte, das will uns allerdings nicht recht einleuchten. Der angebliche „Glaube“ an den im Durchbrechen der Weltgesetze sich verherrlichenden Gott erscheint uns im Grunde als ein bedenklicher Glaubensmangel. Die großen täglichen Wunder in der Schöpfung und Erhaltung der Welt, die unaufhörlichen Manifestationen Gottes in der Weltgeschichte und im Menschenleben, die freilich nach erkennbaren historischen und psycholo-

gischen Gesetzen verlaufen, erscheinen dem engen klerikalen Gesichtspunkte nicht groß genug, weil sie alltäglich sind. Es muß etwas ganz Außerordentliches und insonderheit Widervernünftiges geschehen, damit diese Herren an einen lebendigen Gott glauben. Sie sollten nun aber auch folgerichtig sein und mit der römischen Kirche annehmen, daß Gott noch immer widervernünftige Wunder thut und sich noch immer im durchbrochenen Weltgesetze verherrlicht; denn wenn Gott ohne Wunder nicht lebendig ist, so muß jede göttliche Lebensäußerung ein Wunder sein. Noch mehr: je ungeheuerlicher ein Wunder, ein desto kräftigeres Zeugniß des lebendigen Gottes wäre es auf dem Standpunkte der Berliner Pastoralconferenz; desto mehr müßte es auch zur Verherrlichung Gottes beitragen, und nicht in der Bibel, sondern im Koran und in den indischen Vedas, wäre die vollkommenste Selbstoffenbarung Gottes zu suchen.

Dem Protestantenverein wird im Weiteren vorgeworfen, daß er Christum nicht für den wahrhaftigen Gott, nicht für gleichen Wesens mit dem Vater halte, und es werden die widerspruchsvollen Formeln der alten katholischen Glaubensbekenntnisse als der Glaube der gesamten Christenheit auf Erden gegen ihn in's Feld geführt. Immer dieselbe unprotestantische und unchristliche Verwechslung der Glaubenslehre mit dem Glauben, der zweifelhaften Menschenzusage mit der unumstößlichen christlichen Wahrheit. Wenn jene Sätze wirklich von allen Christen in der Welt übereinstimmend angenommen wären, so bliebe deshalb nicht weniger wahr, daß Christus sie niemals von seiner Person ausgesagt hat. Niemals hat er sich den „wahrhaftigen Gott“ genannt; wie hätte er in diesem Falle den wahrhaftigen Gott als seinen und unsern Vater bezeichnen können? Niemals hat er sich von Ewigkeit her gleiches Wesen mit dem Vater zugeschrieben; denn die Einheit mit dem Vater, die er von sich aus sagte, war die Uebereinstimmung seines sittlichen Willens und seines geheiligten Gemüthes mit der Gottheit. Die kirchlichen Formeln über die Person Christi stammen aus dem vierten und fünften Jahrhundert nach Chr., und sind

unter dem Einflusse einer von heidnischen Grundanschauungen noch durchgängig beherrschten Theologie entstanden. Die Reformatoren haben dieselben nicht nach dem neuen Principe der evangelischen Wahrheit und Freiheit durchgeprüft; Kraft und Zeit reichten dazu nicht mehr hin. Sie passen eigentlich nur zu dem Christus der katholischen Messe; sie führen wie diese im Grunde auf einen Christus mit menschlicher Scheingestalt, ohne wahrhaftiges Fleisch und Blut, auf „einen auf Erden incognito wandelnden Gott“, der, im Besitze sämmtlicher göttlichen Eigenschaften, in schlechthinniger Allmacht und Sündlosigkeit in der Krippe und am Kreuze die Welt regiert, und sterbend allgegenwärtig ist! Der Protestantenverein erhebt nicht den Anspruch, seinen Mitgliedern ein gemeinsames Christusbild aufzunöthigen; wenn er aber dem Bedürfnisse unserer Zeitgenossen nach einem Christusbilde mit einem warmen menschlichen Herzen Worte geliebt, und wenn er gleichwohl zu der Einzigkeit und religiös-sittlichen Herrlichkeit Christi sich bekannt hat, so kann nur pastoraler Hochmuth oder klerikale Verblendung ihm deshalb das Bürgerrecht in der christlichen Kirche streitig machen.

Die Berliner Pastoralconferenz klagt uns auch dessen an, daß wir „keinen heiligen Geist aus Gott als die dritte Person der heiligen Dreieinigkeit, sondern nur den Geist der Gemeinde“ kennen. Hier ist der Pastoralconferenz zunächst etwas Menschliches begegnet. Nach der Kirchenlehre ist der heilige Geist nicht „aus Gott“, sondern er ist Gott, die dritte, aus dem „Vater“ und dem „Sohne“ von Ewigkeit her hervorgegangene, göttliche Persönlichkeit. Auf dem Stuhle des Kegergerichts hat die Pastoralconferenz selbst in diesem Lehrpunkte einer Ketzerei sich nicht erwehren können! Der Protestantenverein hat noch niemals Veranlassung gehabt, über die Lehre vom heiligen Geist zu verhandeln, und es wird ihm niemals in den Sinn kommen, eine dogmatische Formel über dessen Wesen aufzustellen. Daß aber die Lehre von drei göttlichen Persönlichkeiten mit der Lehre von dem einen persönlichen Gott unverträglich ist, das ist sonnen-

klar, und wenn die Pastoralconferenz uns einerseits beschuldigt, daß wir den **einen** persönlichen Gott leugnen, so verwickelt sie sich andererseits mit ihrer eigenen Anschuldigung in einen lächerlichen Widerspruch, wenn sie uns wieder verdammt, weil wir „nicht eine **dritte** göttliche Persönlichkeit kennen“. Unwahr aber ist was sie uns vorwirft, daß wir „nur den Geist der Gemeinde kennen“. Wir kennen nicht nur den Geist Gottes und Jesu Christi in der Gemeinde, wir glauben auch daran, und wir wissen außerdem die Geister in der Gemeinde gar wohl zu prüfen. Darüber sind wir jedoch nicht im Zweifel, daß nur der Geist der Wahrheit und der Liebe ein heiliger Geist ist, und daß diejenigen, welche zu lügenhaften Verdächtigungen und Entstellungen greifen, um ihre Gegner zu bekämpfen, und von fegeerrichterischem Hass sich erfüllen lassen, um sie zu unterdrücken, den heiligen Geist weder kennen noch haben.

Im Weiteren soll der Protestantenverein „für die Majorität der Gemeinde das Recht verlangen, sich nach ihrem Ermessen von unten nach oben eine Kirche zu erbauen, und zu bestimmen, was in ihr als gemeinsame Ueberzeugung gelehrt und geglaubt werden soll“. Diese Anklage ist eine Unwahrheit von Anfang bis zu Ende. Wir reden nicht davon, daß der Protestantenverein überhaupt die Kirchenverfassungsfrage bis jetzt noch niemals öffentlich verhandelt hat. Unter allen Umständen aber schreibt er weder einer Majorität in der Gemeinde noch der Gemeinde selbst das Recht zu, sich nach ihrem Ermessen eine Kirche zu bauen. Er hat sich in seinem Statut „auf den Grund des Evangeliums“ gestellt, und ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Niemand einen andern Grund legen kann, um die Kirche zu erbauen. Er will auch weder „eine“ noch „die“ Kirche neu bauen, sondern die von Jesus Christus längst gestiftete Kirche will er nur nach dem Geiste Christi einrichten, nachdem sie im Laufe der Jahrhunderte in einer Weise eingerichtet worden ist, die seinem Geiste widerspricht. Oder hat Jesus Christus während seines Erdenlebens etwa Priester geweiht, Consistorien eingesetzt, Bekennt-

nißschriften verfaßt, Rehergerichte abgehalten, ein landesherrliches Kirchenregiment aufgestellt? Von „unten nach oben“ wollen wir die Kirche nur im Geiste Christi selbst ordnen. Hat er sie nicht auf die Hohenpriester und Schriftgelehrten, nicht auf den römischen Kaiser und dessen Provinzialstatthalter gegründet, so folgen wir lediglich seinem Beispiele, wenn wir weder den „bekenntnistreuen“ Klerus, noch das landesherrliche Kirchenregiment für den wahren kirchlichen Baugrund halten. Die Herren von der Pastoralconferenz scheinen sich nicht nur als die rechten Kirchen-Bauleute, sondern auch als die wahren Kirchen-Edelsteine zu betrachten; in diesem Punkt sind wir allerdings anderer Meinung. Sie halten die Kirche für eine „durch Amt und Regiment verfaßte“ Gemeinschaft; das ist gut katholisch. Wir halten für die Kirche die nach dem allgemeinen Priesterthum verfaßte Gemeinde, und Amt und Regiment in ihr lediglich für Ordnungen der Gemeinde, die sich selbst verfaßt. Das ist gut protestantisch. Daß jedoch die Majorität der Gemeinde nach ihrem Ermessen zu bestimmen habe, was in ihr als gemeinsame Ueberzeugung gelehrt und geglaubt werden soll, das haben gerade wir niemals behauptet. Unsere Gegner, eine pastorale Minorität in der Gemeinde, maßen sich vielmehr an zu thun, wessen sie uns beschuldigen; sie wollen ihren einseitigen theologischen Standpunkt der Gesamt-Gemeinde als den allein berechtigten aufnöthigen und diejenigen von der Kirchengemeinschaft ausschließen, welche ihren Standpunkt nicht theilen. Wir sind duldsam gegenüber allen theologischen Richtungen und Ansichten; wir wollen keine unterdrücken. Aber die Herren von der Pastoralconferenz sind unduldsam schon im Prinzip; sie erneuern im 19. Jahrhundert die Rehergerichte der mittelalterlichen Finsterniß, und verlästern jede Ueberzeugung als unchristlich, die nicht den Stempel ihrer aparten Kirchlichkeit trägt.

Wir sollen mit dem Bekenntnisse der evangelischen Kirche thatsächlich gebrochen und den Glauben verlassen haben, auf den wir getauft sind, den wir in der Confirmation bekannt und auf den wir

als Theologen bei der Ordination uns verpflichtet haben! Das klingt freilich entsetzlich. Wir verlieren kein Wort über den Werth, welchen das Bekenntniß eines unmündigen Kindes bei der Taufe, und eines unfertigen Knaben oder Mädchens bei der Confirmation hat. So lange dieses Bekenntniß nicht lediglich ein Ausfluß freier persönlicher Entschliebung ist, so lange noch staatsbürgerliche Rechte und Vortheile an dasselbe geknüpft sind, so lange ist es nicht das Bekenntniß, welches die Verheißung Christi und der Apostel hat. Wäre es den Herren von der Pastoralconferenz mit ihrem evangelischen Glauben so ernst, wie sie vorgeben, so würden sie dafür sorgen, daß des gesetzlich aufgenöthigten Glaubens in der evangelischen Kirche weniger wird. Wie verhält es sich nun aber mit unserm angeblichen Abfalle von dem „Bekenntnisse der evangelischen Kirche“? So weit die herkömmlichen Bekenntnißschriften — denn diese sind unzweifelhaft unter dem zweideutigen Ausdrucke „Bekenntniß“ zu verstehen — Menschenwerk sind, binden sie, nach protestantischen Grundsätzen, kein Gewissen, und lediglich diejenigen, welche unsre Gewissen in ein knechtisches Joch fangen wollen, zeigen sich als Abgefallene von dem Geiste und Wesen des Protestantismus. Sofern die Bekenntnißschriften dagegen die ewigen Wahrheiten des Evangeliums aussprechen, so weit wissen wir uns auch an sie gebunden und beweisen uns damit als die ächten Träger der protestantischen Wahrheit und des evangelischen Geistes. Welches diese ewigen Wahrheiten sind, darüber zu entscheiden haben wir vollkommen gleiche Befugniß wie die Pastoren in Berlin.

Die Pastoralconferenz spricht uns namentlich auch das Recht ab, eine Union der deutschen Protestanten anzustreben, welche sich von dem „Bekenntnißgrunde“ los sagt. Wir streben nur eine Union an, welche sich los sagt von dem Bann der dogmatischen Formel; wir verwerfen nur jene Schein-Union, welche Ja! und Nein! zugleich sagt, welche unter dem Deckmantel der Union die Confession schützt, pflegt und fördert, und die unvermeidliche Beute des Confessionalismus zu

werden sich selbst verurtheilt hat. Die Union, die wir anstreben, ist die aller deutschen Protestanten in einer Nationalkirche; die Union, welche die Herren von der Pastoralconferenz wollen, ist ein künstliches Flick- und Machwerk von halber Union und ganzer Confession, ein Wechselbalg, entsprungen aus einer Reihe kläglicher Concessionen gegen die Confessionalisten, der den Stempel der innern Lüge, und das Gericht des Todes an der Stirne trägt.

Die Pastoralconferenz versichert noch am Schlusse ihrer „Erklärung“, zur Beruhigung schwacher Seelen, daß alle von der Wissenschaft wirklich erwiesenen Thatsachen mit der heiligen Schrift in keinem Widerspruch stehen. Sie behält sich weislich die letzte Entscheidung darüber vor, welche Thatsachen von der Wissenschaft „wirklich erwiesen“ sind, und wird daher niemals in Verlegenheit kommen; denn sie wird alle diejenigen wissenschaftlichen Thatsachen für noch nicht wirklich erwiesen erklären, welche mit der heil. Schrift im Widerspruch stehen. Die Phrase, daß die wissenschaftlichen Systeme die „unwandelbaren Grundlagen“ des (orthodoxen) Glaubens völlig unberührt lassen, ist eben so dreist als hohl. Wenn auch nur ein Irrthum in der heil. Schrift nachweisbar ist -- und die wissenschaftliche Forschung hat eine Menge von Irrthümern in ihr aufgezeigt -- so ist das Fundament des orthodoxen Glaubens, die Inspirationslehre zusammengeürzt; mit dieser steht oder fällt das traditionelle kirchliche Lehrgebäude.

Wer sind denn nun diese Männer, welche sich erdreistet haben, im Namen der deutschen protestantischen Kirche sich auf den Stuhl des Rebergerichtes zu setzen und Tausenden von protestantischen Männern die Thüre der protestantischen Kirche zu weisen? Welche Befugniß und welchen Beruf zu solchem Gebahren haben sie aufzuweisen? Wer hat sie zu Rebergerichtern bestellt? Sind sie, nach protestantischen Grundsätzen, irgendwie die Vertreter der protestantischen Kirchengemeinschaft? Wenn es ihnen auch gelingen wäre -- es hätte nur eines Winkes der vorgesetzten Kirchenbehörden dazu bedurft --

wie im Jahr 1865 die ganze Pastorenschaar in allen preussischen Provinzen, mit wenigen ehrenwerthen Ausnahmen, nach sich zu ziehen, so wären sie auch in diesem Falle lediglich die Vertreter eines in seinen Vorurtheilen, Interessen und Leidenschaften befangenen vereinzelt und vereinsamten Standes in der Kirche gewesen, der zu einem solchen Verfahren nicht die mindeste Berechtigung hat. Die protestantische Kirche ist die Gemeinde; nur einem ordnungsmäßig abgegebenen Urtheil der Gemeinde könnten wir uns unterwerfen, und zwar nur dem Urtheile der gebildetsten, um- und einsichtigsten, unbefangenen, mit der wissenschaftlichen Entwicklung vertrautesten Männer in ihr. Wohin soll es kommen, wenn jeder kleine Pastor sich zum Großrichter über bedeutame kirchliche Zeiterscheinungen, Parteien, Schriften und Männer aufwirft, wenn jeder Pastoralverein sich als Kegergerichtshof constituirt, und „Allocutionen“ unter die Massen schleudert? Im Jahr 1865 haben die kirchlichen Behörden diesem anarchischen Treiben allen Vorschub gethan; es hat seine bitteren Früchte getragen, und die, welche damals Wind gesäet haben, mögen jetzt den herangrollenden Sturm erndten. Unsere Gegner haben nicht uns, sie haben nur sich selbst gerichtet. Anstatt uns zu bekämpfen mit den Waffen vernünftiger Argumente in edlem wissenschaftlichem Kampfe, haben sie es vorgezogen, aus den Rüstkammern vergangener Jahrhunderte das hölzerne Schwert der Verfeinerung und die thönerne Lanze der Excommunication hervorzuholen, und uns eine Windmühlenschlacht auf märkischem Sande zu liefern. Im Vertrauen auf unser gutes Recht und auf die ewige Wahrheit, als deren Vertreter wir uns wissen, nehmen wir den Kampf auf, den wir nicht gesucht, vielmehr lange gemieden, aber dem wir nicht mehr aus dem Wege gehen dürfen, nachdem es sich gegenwärtig um kein Geringeres handelt, als um Erhaltung oder Unterdrückung der protestantischen Wahrheit und Freiheit.

Die Vereins-Aufgabe.

Der Protestantenverein hat eine Anzahl von Aufgaben, aber sie lassen sich auch sämmtlich in eine zusammenfassen. Kein Unbefangener kann die unermessliche Gefahr verkennen, in welcher gegenwärtig die protestantische Kirche Deutschlands schwebt. Bisher war der deutsche Protestantismus landeskirchlich zerissen, aber der Geist protestantischer Wissenschaft und die Liebe zur evangelischen Einheit hatten ein gemeinsames Band um seine Mitglieder geschlungen, und in der umfassendsten Landeskirche, der preussischen, so wie in den lebendigsten, den südwestdeutschen, hatte die im Jahre 1817 eingeführte Union das confessionelle Zerwürfniß beseitigt. In Folge schwerer Verirrungen und Verschuldungen, an welcher eine falsche vermeintlich conservative Politik keinen unerheblichen Antheil hat, ist es anders und schlimmer geworden. Die Confessionen stehen sich innerhalb des Protestantismus selbst jetzt schroffer als je gegenüber, die theologischen Parteien bekriegen sich auf Leben und Tod, d. h. die freiere Partei ist von der unfreien tödtlich angefeindet; das Band des Friedens ist muthwillig zertreten und zerrissen; ein großer Theil des protestantischen Volkes sieht den Reibereien und Streitereien mißmuthig, mißtrauisch, gleichgültig zu, und der „alte böse Feind“ verhöhnt uns wegen unsrer Thorheit, und hofft, daß wir uns selbst zu Tode „beißen und fressen“ werden. Wer denkt da nicht an das Wort, welches der Apostel in einer ähnlichen Lage an die Galater schreibt: „O, ihr unverständigen Galater, wer hat euch so bezaubert?“ *)

Der innere und äußere Zerfall des herkömmlichen protestantischen Kirchenthums ist mit Händen zu greifen. Das landesherrliche Kirchenregiment ist mit der verfassungsmäßigen „Freiheit und Selbstständig-

*) Gal. 3, 1.

keit der evangelischen Kirche" unverträglich; es hat keinen Stützpunkt mehr in der Vergangenheit, keinen Halt in sich selbst. Die Versuche des protestantischen Klerus, das Kirchenregiment in die Hand zu bekommen, sind offene Attentate auf die Grundlagen des protestantischen Geistes, auf das verfassungsmäßig verbürgte Recht der Gemeinde. So sind nur noch zwei Wege offen, um aus dem grenzenlosen Irrsal zu entkommen, in welchen Kopflosigkeit und Herzlosigkeit uns allmählich gestürzt haben. Der eine wäre die gänzliche Auflösung der Staatskirche, die vollständige Trennung der Kirche vom Staat, das Experiment der absolut freien religiösen Gesellschaftsbildung, das amerikanische Kirchensystem. Ich verkenne nicht, was sich zu Gunsten dieses Weges sagen läßt. Er würde jedenfalls zu erträglicheren Zuständen führen, als diejenigen sind, die wir gegenwärtig haben. Wir würden dann nicht mehr uns gefallen lassen müssen, daß Pastoren-Freischaa ren uns die Thüre weisen. Es wäre dann wenigstens Keinem verwehrt, nach seinem Gewissen Gott zu ehren und zu dienen. Es wären dann nicht mehr so viel Gleichgültige und Laue, getaufte und confirmirte Namenchristen möglich, die in die christliche Gemeinschaft hineingenöthigt und wider ihren Willen darin festgehalten werden. Es müßte sich dann doch Jeder besinnen, ob er auch ein religiöses Bedürfniß habe, und darüber entscheiden, in welcher Weise er dasselbe befriedigen wolle?

Gleichwohl könnte ich gegenwärtig zu einem so gewaltsamen und plötzlichen Sprunge aus dem System des consistorialen Absolutismus in das entgegengesetzte des absoluten Individualismus nicht rathen. Wir sind noch nicht reif zur unbedingten kirchlichen Selbstständigkeit und Freiheit. Der unvorbereitete Schritt in dieselbe würde durch erschütternde Kämpfe führen, und auch der Staat würde den ernstlichen Rückschlag dieser Kämpfe erfahren. Das römische Kirchenthum würde unsere Zerplitterung und Vereinzelung benutzen, um sich mit der ganzen Wucht seiner concentrischen Machtstellung auf uns zu werfen, und im Mittelpunkte des europäischen Continentes, auf deutschem Boden,

würde ein Feuer entbrennen, von welchem diejenigen keine Ahnung haben, die jetzt mit den glühenden Kohlen spielen.

Es steht glücklicherweise ein anderer, ohne so schwere Kämpfe zum Ziele führender, Weg offen. Die protestantische Volkskirche ist ein religiöser Segen und eine nationale Macht; Preußen kann sie gegenwärtig am wenigsten entbehren. Sie ist aber nur noch in einer verkümmerten Form, nirgends mehr in lebendiger Kraft und Blüthe zu finden; denn — wie wir gesehen — der weitaus größere Theil des protestantischen Volkes ist der Kirche entfremdet, und durch die hergebrachten Kirchenverfassungen von thätiger Mitwirkung bei seinen kirchlichen Angelegenheiten ausgeschlossen. Die consistoriale Pastorenkirche ist dem protestantischen Volke in seiner weit überwiegenden Mehrheit gleichgültig, ja es ist mit Mißtrauen und Abneigung gegen dieselbe erfüllt. Daher muß nothwendig eine neue protestantische Volkskirche gebildet und eingerichtet werden. Die ganze protestantische Bevölkerung muß wieder für ihre kirchlichen Angelegenheiten ein Herz fassen, sich an den christlichen Wahrheiten erwärmen, sich für christliche Aufgaben und Unternehmungen begeistern. Das Christenthum muß wieder der Pulsschlag unseres öffentlichen Lebens werden.

Das ist ganz unmöglich, wenn der Schwerpunkt desselben in das Dogma oder in das sogen. kirchliche Bekenntniß gelegt wird. Ein Mann, dem unsere Gegner das Bürgerrecht in der christlichen Kirche schwerlich abspprechen werden, Alexander Vinet, hat längst ausgesprochen, daß die Bekenntnißschriften niemals der naturgemäße Ausdruck unseres modernen christlichen Volksbewußtseins zu werden im Stande sind. Sie sind ein Stück Theologie; das Volk verlangt nach Religion. Die erste und nothwendigste Bedingung zur Erneuerung der protestantischen Kirche ist daher die Ueberwindung des Confessionalismus, die Beseitigung des Dogmatismus, die Freigebung der Lehrbewegung, die gegenseitige Achtung und Anerkennung

zwischen den theologischen Richtungen und Parteien. Wenn ich das ausspreche, so spreche ich damit etwas aus, was mein Fleisch und Blut einige Ueberwindung kostet. Wer erfahren hat von Seiten der orthodoxen und pietistischen Partei, was mir im Jahre 1865 widerfahren ist, dem fällt es aus triftigen Gründen schwer, so unverföhllichen Gegnern die Hand der Versöhnung entgegenzustrecken. Aber ich thue das, weil ich weiß, daß es keinen andern Weg zu einer heilsamen Erneuerung der protestantischen Kirche, zu einer gründlichen Heilung ihrer gegenwärtigen Schäden giebt, als die gegenseitige Verträglichkeit der Parteien. Ich fordere damit nichts Anderes, als was dieselben Parteien in der Schweiz sich längst gewähren. Wenn sie dort, z. B. in den Jahresversammlungen der schweizerischen Predigergesellschaft, friedlich und selbst gemüthlich mit einander verhandeln: warum sollte das Gleiche nicht auch in der deutschprotestantischen Kirche möglich sein, wenn nur der gute Wille dazu vorhanden wäre. Diejenigen, welchen bisher dieser gute Wille fehlte, sind dieselben, welche die äußere Macht in der Kirche besitzen und darum den Uebrigen, obwohl die große Mehrheit der Nation hinter ihnen steht, die Gleichberechtigung verweigern zu dürfen glauben. Sie gleichen auch hierin ihren Vorbildern, den Ultramontanen, welche in Frankreich die Civilehe ohne alles Bedenken anerkennen, in Oesterreich aber Feuer und Schwefel auf die herabrufen, welche sie dort einführen wollen.

Selbstverständlich verlangen wir nicht von unsern Gegnern, daß sie unseren Ueberzeugungen sich unterordnen. Wir verlangen auch nicht Gleichgültigkeit gegen das Dogma, oder gar, daß die Dogmen „aufgegeben“, der Dogmatik in der protestantischen Kirche ein Ende gemacht werde. Mit der Dogmatik hat es vielmehr durch die Schuld unserer Gegner gewissermaßen ein Ende genommen. Das wissenschaftliche Leben gedeiht nur im Licht und in der Luft der Freiheit. Wo eine theologische Richtung ausschließlich herrscht und auf Lehrstuhl und Kanzel keine andere zu Worte kommen läßt, da ist dem Gedeihen

der Dogmatik die Wurzel abgeschnitten. Noch niemals war in der theologischen Wissenschaft so dürre Zeit, niemals fehlte es in der protestantischen Kirche so sehr an originellen bahnbrechenden Persönlichkeiten, wie gerade jetzt. Fragt ihr warum: die Bannbulle der Berliner Pastoralconferenz ist hierauf die richtige Antwort. Ein großer Theil der nachwachsenden theologischen Jugend hat die frische Gedankenlust, die Freude an selbstständigem Schaffen verlernt. Gleichgültig lernt derselbe den Katechismus, mit Reminiscenzen aus Hollarz und Calov verbrämt, für das Examen auswendig, hoffärtig hüllt er seine Unwissenschaftlichkeit in den Mantel prunkhafter erbaulicher Phrasen; die Besseren quälen sich mit unfruchtbaren Grübeleien und suchen die Tiefe in der Verworrenheit. Der Geist der Prüfung heißt bei ihren Lehrern „der Geist, der stets verneint“; wer mit seinen Forschungen an die „Substanz des Bekenntnisses“ rührt, ist als unglaublich geächtet und hat die Aussicht auf Anstellung und Beförderung verloren. Männer voll Geist und Kraft, wie der eben verstorbene Dr. H. Krause, waren im Dienste der evangelischen Kirche eine Undenkbarkeit! Bekenntnistreue Nachbeterei, hohle Mittelmäßigkeit, wenn sie nur im erborgten Mantel der „Gläubigkeit“ aufzog, waren seit Jahren eines ergiebigen Fortkommens sicher. Ein edler König hatte beim Antritt seiner Regentschaft in Preußen am 8. November 1858 erklärt: „In der evangelischen Kirche, wir können es nicht leugnen, ist eine Orthodorie eingefehrt, die mit ihrer Grundanschauung nicht verträglich ist und die sofort in ihrem Gefolge Heuchler hat. Diese Orthodorie ist dem segensreichen Wirken der evangelischen Union hinderlich in den Weg getreten und wir sind nahe daran gewesen, sie zerfallen zu sehen. Die Aufrechterhaltung derselben und ihre Weiterbeförderung ist mein fester Wille und Entschluß, mit aller billigen Berücksichtigung des confessionellen Standpunktes, wie dies die dahin einschlagenden Decrete vorschreiben. Um diese Aufgabe lösen zu können, müssen die Organe zu deren Durchführung sorgfältig gewählt und theilweise gewechselt werden. Alle Heuchelei, Schein-

heiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken, ist zu entlarven, wo es nur möglich ist. Die wahre Religiosität zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen Der katholischen Kirche sind ihre Rechte verfassungsmäßig festgestellt. Uebergrieffe über diese hinaus sind nicht zu dulden. Das Unterrichtsweisen muß in dem Bewußtsein geleitet werden, daß Preußen durch seine höheren Lehranstalten an der Spitze geistiger Intelligenz stehen soll und durch seine Schulen die den verschiedenen Klassen der Bevölkerung nöthige Bildung gewähren, ohne diese Klassen über ihre Sphären zu heben. Größere Mittel werden dazu nöthig werden.“ *) Goldene Worte, die auf die heutige Lage der kirchlichen Angelegenheiten mehr als je passen. Die Demoralisation der Jugend kann nicht ausbleiben, wo nur eine Richtung als berechtigt gilt und jede andere gehemmt oder unterdrückt ist. Da wird das „Kirchenwesen nothwendig Mittel zu egoistischen Zwecken“, und der männliche Charakter, aus dem die christliche Tapferkeit entspringt, geht unter in feiger Jügsamkeit und schmähhlichem Ver-
rath an der besseren Ueberzeugung.

Folgt unserem Rathe! Laßt die dogmatische Bewegung frei, gebt auch der freien Theologie ihre berechtigte Stelle auf den akademischen Lehrstühlen und den vereinsamten Kanzeln, und ihr werdet sehen: der Bann weicht von der protestantischen Kirche mit der Fesselung der Geister, und die Religion wird doppelt gewinnen, was die Orthodogie verliert. Auch sie verliert nichts Wesentliches. Sie behält ja ihre volle Freiheit; sie muß nur vom Augenblicke des Sturzes ihrer Alleinherrschaft an mit Gründen widerlegen, anstatt mit Bannbullen zu verdammen; sie muß nur statt vergifteter Pfeile das ehrliche Schwert als Kampfmittel wählen. Wenn sie ihrer Sache so gewiß, in ihrem Glauben so stark ist — so kann sie ja bei der Freiheit sogar nur gewinnen. Jetzt kehrt man ihren

*) Allgemeine Kirchenzeitung, 1858, S. 1560 ff.

Bannbullen spottend den Rücken; jetzt läßt sich durch die Stimme der Leidenschaft, die Verwünschungen des Fanatismus, auch vom wirklichen Unrecht Keiner überzeugen. Wenn die Orthodorie dagegen künftig, zur Bekämpfung ihrer Widersacher, gewichtige Gründe ins Feld führt, tief- und scharfsinnige Widerlegungen ausgehen läßt, die Widersacher von ihrem Unrecht in Wahrheit und Liebe überführt: — dann werden sie sich beugen, ihre Waffen vor der siegreichen Kämpferin zu strecken; sie werden ihr unter allen Umständen das Zeugniß geben, daß sie mit Würde und Anstand ihre Sache geführt, und daß sie Achtung verdient.

Wir bedürfen einer deutsch-protestantischen Volkskirche um des deutschen Protestantismus, um Preußens und des deutschen Volkes, um der Culturinteressen der Menschheit willen.

Um des deutschen Protestantismus willen. In Folge einer beklagenswerthen Verkettung von Umständen steht der deutsche Protestantismus seit seiner Entstehung in der Zersplitterung des Landeskirchentums dahin. Es war dies ein Haupthinderniß eines umfassenden Einflusses, einer weltgeschichtlichen Wirkung desselben. In theologischen Controversen, im unseligen Confessionsstreit hat er seine besten Kräfte verzehrt, und als er mit dem Beginn dieses Jahrhunderts, unter dem Einflusse Schleiermachers und seiner Schule, getragen von den Kämpfen und Siegen der Befreiungskriege, einen nationalen Aufschwung verhieß, gelang es der confessionellen Restauration, dem jungen Adler die Flügel jämmerlich zu beschneiden, und ihn bis zu solcher Ohnmacht herabzudrücken, daß der Bischof Martin von Paderborn ihn zur Rückkehr in seine Hürde aufzufordern, und der Cardinal Wiseman in London, der letzten für Rom günstigen Entscheidungsschlacht auf märkischem Sande mit trotziger Zuversichtlichkeit entgegenzuharren wagte. Der römische Katholicismus hat seine Heerschaaren zusammengerafft, um sich seinen vornehmsten Stützpunkt zum Generalangriffe auf die Culturentwicklung unseres Jahrhunderts, die auf den reformatorischen Ideen ruht, in Deutschland zu sichern. Deutschland ist ge-

genwärtig der wichtigste Waffenplatz des Jesuitismus. Jede katholische Reformbewegung ist hier gelähmt, jede Regung eines liberalen katholischen Volksgeistes erstickt, jede Selbstständigkeit der katholisch-theologischen Facultäten, ungeachtet des guten Willens einzelner Lehrer, geknickt; jeder Katholik, der an den wiederaufgewärmten Scholasticismus und Hierarchismus einen Finger rührt, wird zum Widerruf genöthigt, mit Excommunication bedroht. Die deutschen Bischöfe sind ausersehen, auf der für den 8. December 1869 einberufenen 22. „allgemeinen Kirchenversammlung“ in Rom die Schutzwehr der päpstlichen Allgewalt zu bilden, und in den Tempel der modernen Cultur die Blitze ihrer Bannstrahlen zu schleudern. Von deutscher Erde aus wird die Restauration des römischen Katholicismus in der Welt gegenwärtig betrieben; da, wo die Geistesfesseln zuerst gebrochen wurden, sollen sie für die ermatteten Völker wieder geschmiedet werden.

Welche Mittel stehen der deutschen protestantischen Kirche gegenwärtig zu Gebote, um der heranziehenden Gefahr einen erfolgreichen Widerstand gegenüber zu stellen? Mit tieffster Beschämung und kläglichster Rathlosigkeit stehen wir vor dieser Frage. In sich selbst zerrissen, in widerwärtigem Parteistreit verhegt, unselbstständig, ein Spielzeug wechselnder politischer Erwägungen und kirchenpolitischer Experimente, von „theologischem Hass“ zerfleischt, von dem Kerne der Bevölkerung verlassen, von den Gebildeten gemieden, hat unsere Kirche nur allzu viele Aehnlichkeit mit einem Brack, an welchem die brandenden Wellen nagen. Wir sollten einem Sturm von außen gewachsen sein in einem Augenblicke, in welchem uns jede einheitliche Führung, jede hervorragende Spitze, jede feste äußere und innere Organisation fehlt. Unsere Steuermänner haben in Eisenach Rath gehalten. Womit haben sie sich beschäftigt? Welche Beschlüsse haben sie gefaßt? Ist auch nur ein ahnendes, warnendes Wort in Betreff der drohenden Gefahr über die Lippen der dortigen Hauptprediker gestossen, die so vergnügt nach Hause gingen über eine „Einnüthigkeit“, die keinen

bindenden Beschlüssen unterworfen ist, nachdem überhaupt nichts, was unserem protestantischen Volke gegenwärtig helfen könnte, beschlossen worden war? Alle unsere Kraft reiben wir auf in confessionellem Streite; da die Confessionen über sämtliche Punkte streitig sind, so können wir ohne eine ernstliche Union über nichts Ernstliches verhandeln, und doch ist der Streit längst entschieden und das Volk nimmt nicht den geringsten Antheil daran. Unterdessen streckt Rom den „protestantischen Bischöfen“ (warum nicht auch den Generalsuperintendenten?) neckisch seine Hand entgegen, und ladet sie zur Feier der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria auf den 8. Decbr. 1869 nach Rom ein. Der Papst erwartet bestimmt, daß „manche“ kommen werden. Sie haben so viel gehört in Rom von unserm klerikalen Restaurationseifer, von der unentbehrlichen Gnadenhülfe des „Amtes und Sakramentes“, von der unantastbaren Autorität des „Bekenntnisses“, von alten und neuen Kirchenordnungen, von erneuerter Kniebeugung, Kreuzschlagen, Lichteranzünden, Chorgefängen, von dem Bündnisse des protestantischen Klerus mit ultramontaner Politik, von einem hochconservativen, traditionellen Zuge, der durch die ganze protestantische Theologie geht, von unevangelischen Kirchenzeitungen, die sich evangelische nennen, daß es nicht lediglich Schwindel ist, wenn sie wähnen, der deutsche Protestantismus befinde sich gegenwärtig in der Lage des verlornen Sohnes; nachdem er 350 Jahre lang Träber gegessen und die Schweine gehütet, stehe er im Begriffe, reuig in die Arme der harrenden Mutter zurückzukehren. Sie haben nur vergessen, daß es auch noch ein deutsches protestantisches Volk giebt, welches dem herrschenden Kirchenthum grollend den Rücken kehrt, und „der Wissenschaft mit dem Unglauben“ vor einem „Christenthum mit der Barbarei“ augenblicklich den Vorzug giebt.

Aber eben um des letzteren Umstandes willen bedürfen wir einer deutsch-protestantischen Volkskirche zur Erhaltung des Segens, der im Christenthum liegt, für das deutsche Volk. Ich habe dabei nicht nur die deutschen Protestanten im Auge. Auch das katholische deutsche Volk hat

einen gekräftigten Protestantismus sehr nöthig. Die beträchtliche Anzahl von Katholiken, welche am 25. Juni dieses Jahres bei der Enthüllung des Lutherdenkmals in Worms dem großen Reformator ihre Huldigungen darbrachte, folgte einem richtigen Gefühle. Was wäre aus dem deutschen Katholicismus geworden ohne die Reformation, und was würde aus ihm werden, wenn das Licht der protestantischen Wissenschaft ihn nicht mehr anleuchtete und das Salz der protestantischen Freiheit ihn nicht mehr vor Fäulniß bewahrte? Je weniger die deutschen Katholiken gegenwärtig irgend darauf zu hoffen haben, aus ihrer eigenen Mitte sich von dem klerikalen Joche zu befreien, desto unentbehrlicher ist ihnen der Protestantismus. Der klerikale, begriffswidrige, selbst von katholischen Grundanschauungen beherrschte Buchstaben- und Bekenntniß-Protestantismus vermag nun freilich den Katholiken weder zu helfen noch zu nützen; im Gegentheil, er verschlimmert ihre Lage, denn er verstärkt das Princip der traditionellen Autorität, die bereits wie ein Alpdruck auf ihnen liegt. Eine Reform des Katholicismus ist nur möglich mit Hilfe der Anwendung des Gemeindeprinzips. Das Uebergewicht der Hierarchie vereitelt alle Reformversuche. Das katholische Volk muß sich seiner christlichen Urrechte wieder bewußt werden, und sich eine selbstständige Stimme verschaffen gegenüber der hierarchischen Bevormundung. Das ist unmöglich, so lange das protestantische Volk selbst noch keine entscheidende Stimme in seinen kirchlichen Angelegenheiten hat. Die Befreiung des protestantischen Volkes von der Klerokratie und Theologenherrschaft ist die nothwendige Vorbedingung der Befreiung des katholischen Volkes von dem hierarchischen Geistesdruck und dem jesuitischen Gewissenszwange. Unter den gegenwärtigen Umständen rufen uns die liberalen Katholiken zu: Was habt ihr uns in euren Bekenntnißformeln zu bieten; wir ziehen unsern Papst fern in Rom euren tausend Dorfpäpsten vor, die euch unmittelbar auf dem Halse sitzen. Wenn wir einmal eine protestantische deutsche Volkskirche bilden, dann haben wir keine pastoralen Bann-

hullen mehr zu besorgen, die den Protestantismus in den Augen der gebildeten, insonderheit auch der katholischen Welt lächerlich und verächtlich machen.

Die deutsche Nation bedarf einer protestantischen Volkskirche auch nach ihrer politischen Weltstellung. Der Protestantismus ist der wesentliche Hebel des Culturfortschrittes, der Träger der modernen Ideen religiöser Toleranz, edler Humanität, politischer Freiheit, socialer Gleichberechtigung. Von ihm geht der Geist der Prüfung, der Ueberzeugungstreue, der Charaktertüchtigkeit aus. Vermöge dieses Geistes hat Deutschland eine umfassende Culturmiffion unter den Völkern. Der Genius des deutschen Volkes trägt die Fackel der Bildung in seiner Hand, die keine verzehrende, sondern eine erleuchtende, und weil der deutsche Verstand im Mutterboden des Gemüthes wurzelt, auch eine erwärmende ist. Deutschland hat die allgemeine Volksbildung zuerst unter allen Völkern durchgeföhrt; auch der Geringste lernt in Deutschland lesen und schreiben und in seinen persönlichen, wie in den öffentlichen Angelegenheiten sich ein eigenes Urtheil bilden. Das ist der Segen des protestantischen Geistes. Eine protestantische Volkskirche ist die zuverlässigste Bürgschaft für die Pflege der allgemeinen Volksbildung und des wissenschaftlichen Fortschrittes, die unter dem Einflusse einer klerikalen Kirche jederzeit verkümmerten. Allerdings muß, zur Erreichung dieses Zieles, die Schule den klerikalen Einflüssen entzogen und von der Bekenntnißtheologie frei werden. Sie muß wirkliche Staats- und Volksschule werden, während sie bis jetzt vorzugsweise Geiftlichkeitschule war. Aber verwechselt auch hier nicht Religion mit Theologie! Die Religion muß der beseelende Hauch der Volksschule bleiben. Wenn die Schulen weniger klerikal find, werden sie auch religiöser werden.

Ist es noch nöthig, von Preußen zu reden, von dem Preußen, dem die Vorsehung seit Jahrhunderten eine so hervorragende culturhistorische Bestimmung gegeben hat? Preußen wird ein protestantischer Staat bleiben trotz aller Versuche, den protestantischen Geist

in lähmende Fesseln zu legen; denn kein Staat kann auf die Dauer vertragen, was gegen seine Natur geht. Man lasse nur das preussische evangelische Volk in kirchlichen Angelegenheiten endlich einmal zum Worte kommen; man gebe ihm nur, was nach §. 15 der Staatsverfassung ihm von Rechtswegen gehört — eine selbstständige kirchliche Organisation und Verwaltung; man lege nur den Schwerpunkt der kirchlichen Thätigkeit, nach Schleiermachers längst ertheiltem Rath, aus den klerikalen Consistorien in die volksthümlichen Synoden, in denen der Gemeinde der ihr gebührende Einfluß gewährt ist; man mache nur dem Bekenntnißzwang gegenüber den Geistlichen und dem Bevormundungssystem gegenüber den Laien ein Ende: — und die preussische evangelische Kirche wird sich wie ein verjüngter Adler erheben, und ein Vorbild werden für alle deutschen evangelischen Kirchen. Manche wohlmeinende Staatsmänner sind der Meinung, die Consistorial-Kirche biete den Regierungen einen bequemen und sichern Stützpunkt. Die Erfahrung sollte sie längst belehrt haben, daß dieselbe nur eine Verlegenheit und ein Hemmschuh der Regierungsgewalt ist. Diese sieht sich durch die Natur der Dinge genöthigt, als Partei in den theologischen Streitigkeiten mitzureden, sich in Dinge einzumischen, über welche sie schon deshalb ein Urtheil nicht abgeben kann, weil sie keinen Beruf hat, ein solches zu haben, so wenig als in Controversen über Kunstgeschichte oder Musik. Sie muß das Geschrei der Theologen durch dogmatische Expositionen, wie sie z. B. Consistorialpräsident Hegel vor Kurzem über das Wunder gab, oder sonstige unvolksthümliche Concessionen beruhigen, muß dem Klerus — gegen den Willen des unsichtigeren Volkstheils und zum Nachtheil des Staates — die Leitung der Schule überlassen, kommt überhaupt von den theologischen Händeln nicht los und sieht sich in ihrem selbstständigen Gange, insonderheit hinsichtlich der Unterrichtsangelegenheiten, durch klerikale Ein- und Gegenwirkung fortwährend gehindert. Eine freie und selbstständige protestantische Volkskirche wäre für Preußen auch eine unermessliche politische Wohlthat, eine unberechenbare

Stärkung der Regierung. Eine solche Volkskirche würde auch die freien Elemente in dem deutschen Katholicismus zum Widerstande gegen römische Anmaßung ermuntern und gegen jesuitische Uebergriffe eine unüberwindliche Schutzwehr bilden.

Auch die Culturinteressen der Menschheit bedürfen einer deutschen protestantischen Volkskirche. Unläugbar legt sich gegenwärtig der Materialismus bleischwer auf das Völklerleben. Ein ätzender Verstand, der nur mit wägbaren und greifbaren Größen rechnet und die ideellen Güter des menschlichen Lebens als Schwindeleien verhöhnt, lähmt den Herzschlag des Gemüthes in Tausenden, und setzt durchgängig das schlechteste Motiv im Innern des Menschen, das Räderwerk der Selbstsucht, in Bewegung, das uns mit seinen grellen Mißtönen aus dem Getriebe der Gegenwart so oft entgegenklappert. Nur die Religion, und vor Allem das Christenthum, bildet ein schützendes Gegengewicht gegen diesen aufreibenden Verstandesfanatismus. Nur die christliche Religion verleiht dem Menschen die Kraft, sich über das irdische Treiben zu erheben, die Wahrheit in ihren unsichtbaren Wurzeln aufzuspüren; nur sie giebt ihm den ausdauernden Muth, für Recht und Freiheit unerschrocken zu streiten; nur sie bewahrt ihm ein fröhliches Herz auch unter dem Druck der Gewalt und im Dunste des Irrthums; denn sie führt ihn in sein Inneres und öffnet ihm den Blick in das ewig Bleibende, an dem die edeln Geister aller Jahrhunderte sich erquickt und aufgerichtet haben. Die Religion darf sich nicht scheiden von der Cultur; aber die Cultur kann auch die Völker nicht wahrhaft beglücken ohne die Religion. Die Völker bedürfen einer Erfrischung aus ewigen Quellen. Der Glaube an die Vorsehung, an das Walten einer ewigen Weisheit und Liebe, die unsere Schicksale lenkt, an eine unumsstößliche Gerechtigkeit, die sich in Weltordnung und Weltgeschichte offenbart, an unvergängliche, sittliche Zwecke, für welche zu arbeiten ein Jeder berufen ist, — er ist den Völkern unentbehrlich, und wenn er ihnen auf die Dauer abhanden kommt, dann ergreift sie, trotz aller Raffinirtheit ihrer Cultur, die sittliche

Fäulniß. Auch das alte Griechenland und Rom sind ihr erlegen. Es bleibt dann nichts übrig, um das sinkende Staatsschiff zu retten, als die eiserne Hand der Verknechtung; die Cultur mit dem Unglauben endigt zulezt auch in der Barbarei!

Der deutsche Protestantenverein vermochte bis jetzt nur an einer Aufgabe zu arbeiten; aber viele andere sind in dieser einen beschlossen. So lange die deutsche protestantische Volkskirche, sei es auch nur in noch mangelhaften Anfängen, nicht hergestellt ist, so lange ist der deutsche Protestantismus noch nicht lebens- und widerstandsfähig, so lange gleitet er weiter auf der abschüssigen Bahn der Auflösung und Verwirrung. Alle bisherigen Arbeiten unsers Vereins dienten daher jenem einen Zweck: für ihn suchten wir die deutschen Protestanten zu erwärmen; um ihn zu erreichen, sammeln wir Gesinnungsverwandte und Freunde. Ist einmal der Anfang zu einer deutschen protestantischen Volkskirche ernstlich gemacht, dann werden manche weiter zu lösende Aufgaben sich von selbst ergeben.

Nach seinem Statut setzt sich der deutsche Protestantenverein auch zum Zweck: „die Anregung und Förderung des christlichen Lebens, sowie aller der christlichen Unternehmungen und Werke, welche die sittliche Kraft und Wohlfahrt des Volkes bedingen“. Auf die Frage, was die deutsche protestantische Kirche in dieser Beziehung bis jetzt gethan hat, können wir uns abermals einer Beschämung nicht erwehren. Was hat sie gethan, die klerikale Kirche, die sich eine Wächterin und Pflegerin des lautereren Gotteswortes nennt, um die Luther'sche Bibel in Uebereinstimmung mit den Ergebnissen der fortgeschrittenen Wissenschaft zu verbessern und dem Volke das Verständniß derselben durch eine richtige und genaue Uebersetzung zu erleichtern? Was hat sie gethan, um die wenigen zurückgebliebenen Keime des deutsch-protestantischen Gemeinfinnes zu beleben, etwa durch Anordnung eines gemeinsamen nationalen Dank- und Reformationsfestes? Was hat sie gethan zur Wiedergewinnung der von ihr Entfremdeten? Was zur Sicherung der so vielfach Bedrohten gegen die Propaganda, welche

die römische Kirche namentlich bei gemischten Ehen methodisch ins Werk setzt? Mit welchen Mitteln begegnet sie dem wachsenden Einflusse und bedrohlichen Vordringen des Jesuitenordens? Welche Veranstellungen hat sie getroffen zur Rettung der Verwaorlosten und Verkommenen? Welche Hilfe leistet sie den Armen, den Kranken, den Verirrten? Hat sie sich, die klerikale Kirche, als den „guten Hirten“ nach dem Vorbilde Christi bewährt, der das verirrte Schaf in der Wüste auffucht und auf seinen Achseln trägt? Was thut sie zur Unterstützung wohlthätiger, gemeinnütziger, culturfördernder Vereine? Was zur Hebung des Volksunterrichts, zur Bekämpfung der Roheit und Gemeinheit in den Massen, zur allgemeinen Verbreitung nützlicher Kenntnisse? Hat sie es je versucht, dem Volke edlere Vergnügungen an der Stelle verderblicher zu verschaffen? Hat sie überhaupt zu demselben ein herzlich-s Verhältniß? Hülft sie sich nicht vielmehr in consistoriale und pastorale „gnadenmittelamtliche“ Vornehmheit ein, und glaubt mit „der Uebereinstimmung in der rechten Lehre und Sacramentsverwaltung“, vom Predigtstuhl und Beichtstuhl aus ihren Beruf erfüllt zu haben? *) Hat sie ganz übersehen, daß Jesus Christus weder von einem Predigtstuhl, noch von einem Beichtstuhl aus auf das Volk herabgesehen, sondern als barmherziger

*) Man vgl. die Beschlüsse der „Allgemeinen Lutherischen Konferenz“, welcher ein Consistorial-Präsident, Dr. von Harleß, präsidirte, vom 1. Juli. Sie lauten:

1) Zur wahren Einheit der Kirche genügend, aber auch unerlässlich ist Uebereinstimmung in der rechten Lehre und Sacramentsverwaltung, die wir in den Bekenntnissen der Lutherischen Kirche bargelegt finden.

2) Auch dem Kirchenregimente, als einem wichtigen Gliede der Kirche, gilt die Forderung, in der rechten Lehre- und Sacramentsverwaltung übereinzustimmen mit der Kirche, die es regieren soll.

3) Daher ist unzulässig, Kirchen durch ein gemeinsames Kirchenregiment ohne Uebereinstimmung in der Lehre und Sacramentsverwaltung zu vereinigen. Weshalb auch

4) einem Landesheerrn nicht das Recht beige messen werden darf, ihm zufallende Kirchengebiete ohne Rücksicht auf ihre Lehre und Sacramentsverwaltung in das Ganze der Kirche so aufzulösen, daß solche Kirchen darin nur als einzelne Gemeinden mit ihrer privaten Lehre und Sacramentsverwaltung fortbeständen.

Samariter mitten unter dasselbe hineingetreten ist, um sich seiner leiblichen und geistigen Bedürfnisse mit liebe warmem Herzen anzunehmen.

Die protestantische Volkskirche wird eine Reihe neuer Aufgaben zu übernehmen haben. Der Protestantenverein hat es als seine Pflicht erkannt, wenigstens das Bedürfnis nach Lösung derselben zu wecken, wenn es ihm auch unmöglich war, dieselben sofort an die Hand zu nehmen. Wir wollen zum Schlusse nur noch an einige erinnern. Die Predigt kann nicht in der bisherigen Weise das bloße Echo der Dogmen der Vergangenheit bleiben; sie muß aus dem Leben der Gegenwart herautönen, die Sprache unserer Zeit sprechen, und sie wird auch einen Wiederhall in den Herzen des Volkes finden, sobald sie dessen geistigen und sittlichen Bedürfnissen wirklich zu dienen weiß. Der protestantische Gottesdienst bedarf überhaupt einer Erneuerung aus dem Geiste protestantischer Wahrheit und Freiheit; er muß volksthümlicher, lebendiger, frischer, reicher werden. Die Aufnahme in die Kirche muß von allem Zwange gänzlich frei werden; kein Vortheil, namentlich auch keine bevorzugte bürgerliche Stellung, darf künftighin mehr der Lohn für die Theilnahme an einer kirchlichen Gemeinschaft sein. Der kirchliche Segen muß als ein wirklicher Segen empfunden, und eben darum soll er nicht aufgenöthigt werden mit sanfter oder zudringlicher Gewalt. Niemand darf gezwungen sein, beim Abschlusse einer ehelichen Verbindung, die Weihe der Kirche zu empfangen; denn es ist eine Herabwürdigung dieser Weihe selbst, wenn der, welcher sie verschmäht, deshalb bürgerliche Nachtheile zu erleiden hat.

Die Kirche muß herabsteigen von ihrer erträumten gnadenmillerischen Höhe und das Schleppgewand ihrer übernatürlichen Amtsherrlichkeit ablegen. Sie muß, nach dem Auftrage und Vorbilde ihres Meisters, dienen lernen, nachdem sie, zu ihrem eigenen Verderben, so lange zu herrschen bestrebt war. Männer des Volkes, Freunde der Armen und Nothleidenden, Tröster der Mühseligen und Beladenen, sollen ihre Diener sein; nicht mit den Steinen todter Formeln und

nicht mit den Schlangenzungen schmähender Bannflüche soll sie dem Christlichen Volke helfen wollen, sondern mit dem Brode des lebendigen Wortes und mit dem frischen Wasser opferwilliger Liebe. Nicht als Priester sollen ihre Geistlichen treten wollen zwischen Gott und die Gemeinde, sondern mitten in der Gemeinde sollen sie wirken und, von ihrem Vertrauen und ihrer Liebe getragen, sollen sie für dieselbe und mit derselben beten und arbeiten im Dienste Gottes und der evangelischen Wahrheit.

Die Gemeinde muß ihre wichtigsten und heiligsten Angelegenheiten selbst an die Hand nehmen, selbst verwalten und selbst führen. Das Gewissen ist des Menschen höchstes Gut; ist dasselbe nicht frei, so hilft ihm alle politische und sociale Freiheit zu nichts. Darum giebt es keine wichtigere Aufgabe, als diejenige, welche der deutsche Protestantenverein sich gestellt hat: das Gewissen des deutschen Volkes befreien zu helfen von allem Druck, der noch auf ihm lastet, und von aller Bedrängniß, die ihm noch angethan wird. Wenn wir das deutsch-protestantische Volk in einer großen Nationalsynode versammelt und geeinigt wünschen, so beabsichtigen wir deshalb nicht, die Eigenthümlichkeiten der provinziellen Kirchenkreise wegzuwischen, oder nur zu beeinträchtigen. Die lebendige Einheit zerstört die berechtigte Freiheit nicht. Sobald einmal die Herrschaft des Dogmatismus über die protestantischen Gewissen aufgehört hat, so ist keiner Eigenthümlichkeit mehr der Weg zu ihrer freien Aeußerung verbaut. Mögen die Einen lutherisch, die Andern zwinglisch denken; die Einen in arianischer, die Andern in athanasianischer Mundart die Geheimnisse der Gottheit stammeln; die Einen ihrem Gott mit spenerscher Gemüthstiefe, die Andern mit schleiermacherscher Geistesjähre dienen: — wenn nur Alle die Hände in einander legen im Geiste der Gottinnigkeit und Brüderlichkeit, die der Meister uns gelehrt hat; wenn nur Alle das Licht ihrer guten Werke leuchten lassen vor den Leuten und das Kennzeichen jener Liebe an sich tragen, durch welches, nach dem Ausspruche des Meisters, der Christ allein von dem Nicht-Christen sich wesentlich unterscheidet!

Der Protestantenverein ist gegenwärtig, — wir hoffen das nachgewiesen zu haben, — dem deutschen Volke unentbehrlich. Er ist der einzige feste Sammelpunkt für die zerstreuten Kräfte, welche dem reformatorischen Geiste dienstbar sind. Noch ist er in seinem ersten Werden und Wachsen begriffen. Er bedarf der Theilnahme, der Unterstützung, der Mitwirkung, vertrauenden Entgegenkommens von Seiten der deutschen Nation. Der Ruf zur Sammlung, den er ergehen ließ, ist bis jetzt nicht erfolglos verhallt. Wir wenden uns vor Allem an die, welche unsere Ueberzeugungen theilen, aber mit dem Handeln immer noch zuwarten wollen, bis nach ihrer Ansicht die rechte Stunde schlägt. Seht ihr denn die Zeichen der Zeit mit offenen Augen nicht? Vernehmt ihr mit dem Ohre eures Geistes nicht das Rauschen des nahenden Sturmes? Wollen wir uns erst dann gürten und schürzen, wenn es zu spät ist?

Am 21. November dieses Jahres begehen wir die hundertjährige Gedächtnißfeier der Geburt Fr. Schleiermachers, des Reformators unseres Jahrhunderts. Möchte dieses Fest zur Auferstehungsfeier für unser protestantisches Volk werden! Wir haben uns lange besonnen; — jetzt ist die Stunde zur That. Es wird Keinen gereuen, der mit Hand angelegt hat zur Befreiung des deutschen Geistes von den Gefahren der Barbarei und des Unglaubens. Will das deutsche Volk kein Christenthum im Bunde mit der Barbarei, so will es auch keine Cultur im Bunde mit dem Unglauben.

VI.

A k t e n s t ü c k e.

A. Die am 3. August 1863 von der Durlacher Konferenz genehmigten Thesen zum Zwecke der Gründung eines deutschen Protestantenvereins lauten:

1) Die Konferenz hält eine organische Vereinigung aller derjenigen deutschen Protestanten, welche auf dem Grunde des in der badischen Kirchenverfassung zur Geltung gelangten Gemeindepinzips stehen, für ein dringendes Bedürfnis. 2) Weder in der Wisenacher Kirchenconferenz, noch in dem sogenannten Kirchentage besitzt die protestantische Kirche Deutschlands gegenwärtig, auch nur annäherungsweise eine wirkliche Vertretung. 3) Noch im Laufe dieses Jahres ist eine Vorversammlung einzuberufen, um die vorbereitenden Schritte zur Gründung eines, wo möglich aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern aller deutschen Landeskirchen zu bildenden „deutschen Protestantentages“ zu treffen. 4) Der deutsche Protestantentag versammelt sich in der Regel jährlich einmal in einer größeren deutschen Stadt, unter Leitung eines von ihm gewählten Centralausschusses, zur Verathung wichtiger die deutsche Gesamtkirche betreffender, kirchlicher Angelegenheiten. In jeder deutschen Landeskirche wird ein besonderer Ausschuß desselben gebildet. 5) Der deutsche Protestantentag behält als seinen Hauptzweck die Anbahnung einer deutschen gesamtkirchlichen Nationalvertretung im Auge.

B. Das Einladungsschreiben zu der Frankfurter Versammlung lautet:

Hochgeehrter Herr! In einem Augenblicke, in welchem das deutsche Vaterland ungewöhnliche Anstrengungen macht, um seine Stämme und Staaten zu sammeln und zu vereinigen, entbehrt der deutsche Protestantismus noch immer jedes angemessenen Organes, um die zerstreuten evangelischen Landeskirchen einheitlich zusammenzu-

fassen und seiner Aufgabe, Kraft und Würde wahrhaft bewußt zu werden. Die am 3. August dieses Jahres in Durlach versammelte kirchliche Konferenz sprach die einmüthige Ueberzeugung aus, daß diesem Nothstande abgeholfen werden müsse. Sie beauftragte ihren unterzeichneten engeren Ausschuß, noch im Laufe dieses Jahres vorbereitende Schritte zur innigeren Vereinigung aller derjenigen deutschen Protestanten zu treffen, welche mit dem großen Grundsatz der Reformation von der Freiheit und Selbstständigkeit der Christengemeinde im Geiste des Evangeliums Jesu Christi Ernst zu machen entschlossen sind.

Der baldthunlichste Zusammentritt eines deutschen Protestantentages ist in der That ein bringendes Bedürfniß. Ein solcher thut Noth:

- 1) zur Wahrung und Förderung der auf's Höchste gefährdeten kirchlichen Gemeindefürsorge, zur Erneuerung der deutschen evangelischen Landeskirchen auf den Grundlagen des Gemeindeprinzips und zur Herstellung einer deutschen evangelischen National- und Volkskirche;
- 2) zum Schutze der Rechte und Befugnisse, der Ehre und Würde, der Freiheit und Selbstständigkeit des deutschen Protestantismus überhaupt, wo immer demselben zu nahe getreten werden sollte;
- 3) zur Erhaltung und Förderung christlicher Duldung und Achtung zwischen den verschiedenen Confessionen und ihren Mitgliefern;
- 4) zur Ermunterung und, so weit möglich, Unterstützung aller derjenigen christlichen Unternehmungen und Werke, welche die religiöse und sittliche Wohlfahrt, die innere Kraft unseres Volkslebens bedingen.

Die Einberufung eines solchen deutschen Protestantentages kann aber nach unserer Ueberzeugung nur nach vorhergegangener vorläufiger Verathung und reiflicher Erwägung gesinnungsverwandter protestantischer Männer aus allen Theilen unseres Vaterlandes geschehen.

Zu diesem Zwecke erlauben wir uns, Sie zu einer vorberathenden Versammlung nach Frankfurt a. M. auf Mittwoch, den 30. Sept. d. J. einzuladen, und wir bitten Sie, im Hinblick auf die große und heilige Sache, welcher wir dienen möchten, auf das Dringendste, sofern Sie unsere Grundüberzeugungen theilen, der Einladung Folge leisten zu wollen.

Ohne den Beschlüssen der Vorversammlung im Geringsten vorzugreifen, erlauben wir uns noch zu bemerken, daß es sich nach unserer Ansicht daselbst vorzüglich darum handeln dürfte:

- a) über den Zweck und die Einrichtung des Protestantentages;
- b) über Zeit und Ort seiner nächsten Einberufung;
- c) über die ihm vorzulegenden Verhandlungsgegenstände;
- d) über die Personen, welche mit Vorträgen und Ausarbeitungen betraut werden sollen;
- e) über Bestellung eines ständigen Ausschusses und dessen Wirksamkeit zu berathen und Beschlüsse zu fassen.

C. Statut des deutschen Protestantenvereins vom 3. Juni 1865 mit den späteren Aenderungen.

§. 1.

Auf dem Grunde des evangelischen Christenthums bildet sich unter denjenigen deutschen Protestanten, welche eine Erneuerung der protestantischen Kirche im Geiste evangelischer Freiheit und im Einklang mit der gesammten Culturentwicklung unserer Zeit anstreben, ein deutscher Protestantenverein.

Derselbe setzt sich namentlich zum Zweck:

- 1) den Ausbau der deutschen evangelischen Kirchen auf der Grundlage des Gemeindepincips je nach den besonderen Verhältnissen der verschiedenen Länder mit deutscher Bevölkerung, sowie die Anbahnung einer organischen Verbindung der Landeskirchen;
- 2) die Bekämpfung alles unprotestantischen hierarchischen Wesens innerhalb der einzelnen Landeskirchen und die Wahrung der Rechte, Ehre und Freiheit des deutschen Protestantismus;
- 3) die Erhaltung und Förderung christlicher Duldung und Achtung zwischen den verschiedenen Confessionen und ihren Mitgliedern;
- 4) die Anregung und Förderung des christlichen Lebens, sowie aller der christlichen Unternehmungen und Werke, welche die sittliche Kraft und Wohlfahrt des Volks bebingen.

§. 2.

Zur Mitgliedschaft berechtigt sind alle Deutschen (im weitesten Sinne des Worts), welche sich zur protestantischen Kirche bekennen, und sich bereit erklären, für die oben ausgesprochenen Zwecke mitzuwirken.

Die Mitgliedschaft wird erworben entweder durch persönliche Anmeldung Einzelner oder durch Theilnahme an einem der besonderen Vereine (§. 3), welche sich dem Gesamtvereine angeschlossen haben.

§. 3.

Wenn in den einzelnen Ländern, Provinzen, Bezirken, Städten und Ortschaften bereits verwandte Vereine deutscher Protestanten bestehen oder sich neue, besondere Vereine bilden, so sind dieselben berechtigt, unbeschadet ihrer Selbstbestimmung in allen besonderen Landes- und Ortsangelegenheiten mit dem Gesamtverein in nähere Verbindung zu treten.

§. 4.

In der Regel wird alle Jahre ein Protestantentag abgehalten, d. h. eine allgemeine Versammlung des Gesamtvereins.

§. 5.

Zur Vorbereitung der Verhandlungen, zur Ausführung der Beschlüsse und zur Geschäftsleitung überhaupt wird ein engerer Ausschuß, und zum Behuf einer wohlgeordneten, die verschiedenen Bestandtheile berücksichtigenden Beschlußfassung ein weiterer Ausschuß bestellt.

§. 6.

Der engere Ausschuß besteht:

- 1) aus den beiden Vorständen des letzten Protestantentags,
- 2) aus 10—15 von dem weitem Ausschuß gewählten Mitgliedern.

Alljährlich findet eine neue Bestellung des engeren Ausschusses statt; die abtretenden Mitglieder sind wieder wählbar.

§. 7.

Der engere Ausschuß wählt einen Vorsitzenden und einen Stellvertreter desselben, bestellt das geschäftsführende Bureau und ertheilt demselben die nöthigen Vollmachten und Aufträge.

Er bestimmt den Ort seiner Sitzungen sowie den Ort und den Zeitpunkt des nächsten Protestantentags, stellt die Verhandlungsgegenstände für denselben fest, bezeichnet die Berichterstatter und zieht je nach Bedürfniß geeignete Männer zur Berathung bei.

Sowohl den besonderen Vereinen (§. 3), als den einzelnen Mitgliedern des Gesamtvereins bleibt es unbenommen, bei dem Ausschuß Verhandlungsgegenstände in Anregung zu bringen.

Die Mitglieder des engern Ausschusses, welche nicht an dem Sitzungsorte wohnen, erhalten, wenn sie an einer Sitzung desselben Theil nehmen, aus der Vereinskasse eine Vergütung ihrer Auslagen.

§. 8.

Der weitere Ausschuß besteht:

- 1) aus den Mitgliedern des engern Ausschusses,
- 2) aus den Abgeordneten der besonderen Vereine zum Protestantentag,
- 3) aus den Mitgliedern, welche mit Rücksicht auf Gegenden, in denen keine besonderen Vereine bestehen oder deren Mitwirkung aus andern Gründen nützlich erscheint, von dem weitem Ausschuß beigezogen werden.

Jeder besondere Verein ist berechtigt, mindestens ein Mitglied zu dem Protestantentag und zu dem weitem Ausschuß abzuordnen. Die Ernennung von zwei oder mehreren Mitgliedern durch größere Vereine geschieht im Einverständniß mit dem engeren Ausschuß.

Der weitere Ausschuß versammelt sich zur Zeit und am Orte des Protestantentages.

Die förmliche Abstimmung (Beschlussfassung und Wahlen) geschieht, insofern sie nicht der Generalversammlung statutengemäß vorbehalten ist, durch den weitem Ausschuss im Namen des Gesamtvereins. Die einzelnen Mitglieder sind bei ihrer Abstimmung nicht an Instruktionen ihrer Wähler gebunden.

§. 9.

Die Generalversammlung, welche aus allen anwesenden Mitgliedern des deutschen Protestantenvereins besteht, wählt zur Leitung ihrer Verhandlungen zwei Vorstände, welche ihrerseits die Schriftführer bezeichnen und den weitem Ausschuss leiten.

Die Wahl derselben geschieht auf einfache Vorschläge des weitem Ausschusses in der Regel durch Affirmation.

§. 10.

Jede Jahresversammlung wird mit einem Gottesdienste eingeleitet. Die Tagesordnung wird auf Antrag der Vorstände von der Generalversammlung selbst bestimmt. Dieselbe ist jeder Zeit berechtigt, einen Antrag zu weiterer Prüfung an die Ausschüsse zu verweisen.

Ohne Vorberathung mindestens des engeren Ausschusses dürfen keine neuen Verhandlungsgegenstände eingebracht, über die vorberathenen aber auch abweichende Anträge von den einzelnen Mitgliedern gestellt werden. Die Verhandlungen sind öffentlich und mündlich. Kein Redner, die Berichterstatter ausgenommen, darf über 10 Minuten sprechen.

Die Versammlung kann von den Vorständen veranlaßt werden, ihre Zustimmung oder Verwerfung bezüglich der eingebrachten Anträge auszudrücken. Bedarf es aber einer förmlichen Abstimmung, so wird diese dem weitem Ausschuss überlassen.

§. 11.

Zur Befreiung der Kosten haben die unmittelbar beigetretenen Mitglieder einen Jahresbeitrag von 20 Silbergroschen oder 1 fl. 10 fr. südd. Währung an die Vereinskasse zu bezahlen.

Wer als Mitglied beigetreten ist, wird so lange als solches betrachtet, als er nicht seinen Austritt anmeldet.

Die Beiträge werden nöthigenfalls durch Poßnachnahme erhoben.

§. 12.

Für diejenigen Mitglieder, welche durch Vermittlung eines besondern Vereins beitreten, übernimmt dieser einen Gesamtbeitrag, welcher in der Regel wenigstens ein Dritteltheil der Jahreseinnahme des betreffenden Vereins beträgt. Dem engeren

Ausschuß bleibt es vorbehalten, je nach Bedürfnis mit einzelnen Vereinen sich über eine andere Beitragsbestimmung zu vereinbaren.

Beschlossen vom ersten Protestantentag zu Eisenach am 7. Juni 1865.

Das Präsidium.

Bluntzschli. Schwarz.

[Das Bureau des Vereins befindet sich derzeit in Heidelberg; Zusendungen bittet man unter der Adresse des Secretärs: König, Stadtvicar daselbst.]

D. Erklärung des engern Ausschusses des Protestantenvereins.

1) Die veränderte politische Gestaltung unseres Vaterlandes bedingt für den deutschen Protestantenverein keine Aenderung seiner Ziele und Aufgaben, bietet vielmehr demselben neue Beweggründe und neue Anlässe für dieselben Principien seine Bestrebungen energisch fortzusetzen.

2) Das Ziel einer deutschen Nationalkirche evangelischer Confession wird dem Protestantenverein durch das Ausscheiden Oesterreichs und durch die vorläufige politische Absonderung der süddeutschen Staaten nicht beseitigt noch verrückt. Im Gegentheil, wenn mit dem Ausscheiden des österreichischen Kaiserstaates aus dem deutschen Bunde die ultramontanen und jesuitischen Bestrebungen ihre mächtigste Stütze verloren haben, und damit ein wesentliches Hinderniß für die Verwirklichung der evangelischen Nationalkirche beseitigt ist, so liegt überdem in den vorläufigen politischen Trennungen ein neues Motiv, um den Zusammenhang und die Zusammengehörigkeit des gesammten deutschen Protestantismus um so stärker zu betonen.

3) Für das Streben nach einer repräsentativen Kirchenverfassung kann es als günstig erachtet werden, daß einerseits die preussische Landeskirche an den neuen Territorien solche Glieder gewinnt, in welchen das Verfassungswerk besser vorbereitet oder bereits weiter fortgeschritten ist als in den östlichen preussischen Provinzen, und andererseits der Artikel 15 der preussischen Staatsverfassung bei ehrlicher Auslegung auch den neuen Territorien eine feste Rechtsgrundlage und eine sichere Garantie für die repräsentative Kirchenverfassung gewährt.

4) Die freie wissenschaftliche Bewegung des religiösen Gedankens auf dem positiven Grunde des Evangeliums, welche die protestantische Kirche der Gegenwart gegenüber einer lediglich verneinenden Richtung wie einem starren Confessionalismus unzweifelhaft fordert, muß von dem deutschen Protestantenverein um so entschiedener verfolgt werden, als die Verwaltung des preussischen Kirchenregiments eine zu enge und dem Confessionalismus zuneigende Richtung verfolgt, und mit der Erweiterung des Staates die Gefahr dieser Einseitigkeit zunimmt.

Der neue Zuwachs, sowie der Hinblick auf die nothwendige Einigung des gesammten deutschen Protestantismus, enthalten die dringendste Mahnung an das preußische Kirchenregiment, seinen Gesichtskreis dergestalt zu erweitern, daß es den religiösen Ueberzeugungen und der theologischen Wissenschaft des gesammten evangelischen Deutschlands gerecht zu werden im Stande ist.

5) Gegenüber der einheitlichen Machterweiterung des preußischen Staats und der darin unwillkürlich gegebenen Neigung zu straffer Centralisation muß dem urdeutschen Bedürfniß der Individualisirung umsomehr auf den inneren Lebensgebieten Genüge geschehen, und nirgends erscheint das Recht der Individualität gewisser und unantastbarer als in dem Heiligthum des religiösen Gewissens. Daher fordert die Berechtigung der individuellen Mannichfaltigkeit innerhalb derselben Kirchenverfassung verstärkte Garantien, welche auch dem Princip der Decentralisation in Kirchensachen die gebührende Rechnung tragen. Das Princip der Union als⁹ der friedlichen Gemeinschaft und der freien Entfaltung verschiedener religiöser Anschauungen ist für die protestantische Kirche Deutschlands unentbehrlich.

6) Der erweiterten Aufgabe des protestantischen Kirchenwesens ist daher nur eine solche Kirchenleitung gewachsen, welche mit der Kraft evangelischen Glaubens die volle protestantische Geistesfreiheit verbindet, und die zeitgemäße Entwicklung der religiösen Idee nicht nur zu würdigen versteht, sondern auch ihrerseits zu schützen und zu fördern entschlossen ist.

Kassel, den 11. October 1866.

Der engere Ausschuß des Deutschen Protestantenvereins.

Bluntschli.

Hö nig.

E. Thesen von Dr. R. Rothe über die Frage: Durch welche Mittel können die der Kirche entfremdeten Glieder ihr wieder gewonnen werden?

I. Die leider unbestreitbare Entfremdung von Massen und ganzen Klassen unserer deutsch-evangelischen Bevölkerung von der Kirche ist bei der Mehrzahl dieser Unkirchlichen keineswegs zugleich eine Entfremdung vom Christenthum oder wohl gar überhaupt von allem religiösen Glauben, und sehr viele von ihnen stehen moralisch und christlich weit über den eifrig kirchlichen bloßen Gewohnheitschristen. Die weit verbreitete Unkirchlichkeit begründet daher keineswegs etwa den Schluß, daß die Christlichkeit unserer Zeitgenossen eine geringere sei, als die der Christenheit der früheren Jahrhunderte. Nichts desto weniger liegt in ihr eine große Gefahr, sowohl für die Unkirchlichen selbst, als auch für die Kirche. Für die letztere um so mehr, da die Unkirchlichkeit vorzugsweise gerade in den geistig edelsten und zugleich einfluß-

reichsten Klassen, unter den Gebildeten, herrscht. Es ist daher die unabwiesliche Pflicht der Kirche, sich nach einer Abhülfe dieses Nothstandes umzusehen, die ja auch jedem rechtschaffenen Christenherzen ein dringendes Anliegen ist.

II. Dieser Schaden kann nicht durch einzelne Maßregeln, sondern nur durch eine Kur von Grund aus geheilt werden. Die Vorbedingung zu dieser ist aber die richtige Erkenntniß der Krankheitsursache. Diese nun liegt keineswegs in einer ausnahmsweise tiefen moralischen Verberbniß der Zeitgenossen. Vielmehr muß der Natur der Sache nach die Hauptschuld bei dem Uebel der Kirche selbst zur Last fallen. Denn diese taugt nichts, sobald sie nicht die moralische Macht besitzt, die Herzen ihrer Angehörigen sich zu gewinnen und festzuhalten.

III. Für die historische Betrachtung legt sich der ursächliche Zusammenhang bei unserer Erscheinung offen zu Tage in dem Umstande, daß sie gleichzeitig mit dem großen geschichtlichen Umschwunge auftritt, durch welchen in unserem Volke während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das moderne Bewußtsein und die moderne Cultur mit ihren eigenthümlichen Anschauungen und Tendenzen zum Durchbruch gekommen sind, — so wie darin, daß sie gerade in denjenigen Klassen der Gesellschaft heimisch ist, welche am meisten unter dem Einflusse dieses modernen Geistes stehen. Die Kirche verstand es nicht, sich zu dem neuen Culturleben die richtige Stellung zu geben, und zuletzt machte die in ihr vorherrschende Strömung ihm eine grundsätzliche Opposition, als einem unchristlichen oder gar widerchristlichen. Die unausbleibliche Folge davon war eine tiefe Entfremdung aller Derjenigen von ihr, die von dem Geiste der modernen Cultur ergriffen waren. Deshalb kann aber diese ihre Entfremdung auch nur dadurch überwunden werden, daß die Kirche aus ihrer jetzigen falschen Stellung zur modernen Culturentwicklung heraus- und in die richtige hineingerückt wird.

IV. Im gegenwärtigen Moment sind die Bedingungen dazu ausreichend vorhanden, um mit Aussicht auf Erfolg einen Versuch hierzu zu machen. Gelingen kann derselbe jedoch nur dann, wenn beide Theile Hand an das Werk legen, die Kirche und die ihr Entfremdeten.

1) Die Kirche muß a) ehrlich und mit klarem Bewußtsein mit dem modernen Culturleben Friede und Freundschaft schließen. Dies jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß das moderne Culturleben sich der erziehenden Einwirkung des Geistes Christi unterwerfe. Die Kirche muß selbst redlich mit bauen helfen an diesem Culturleben, so zwar, daß sie dabei durchgängig auf seine Reinigung und Heiligung bedacht ist. b) Sie muß ihre eigenen inneren Verhältnisse in einer Weise ordnen, die den thatsächlichen Bedürfnissen der heutigen, d. i. der modernen Christen wirklich entspricht, namentlich in Lehre und Verfassung. α) Die Lehre angehend, muß sie Christus dem gegenwärtig Lebenden Geschlecht verkündigen, also in seiner eigenen Zunge, d. h. mittelst seiner eigenen Empfindungen, Gedanken und Ausdrucksweisen, nicht in der einer längst vergangenen Zeit angehörigen, jetzt fast lediglich historisch gewordenen dogmatischen Form, und überhaupt in keiner

satzungsmäßigen. Das wirkliche Bedürfniß der Zeitgenossen in diesem Punkte betrifft vielmehr die großen und einzigartigen Geschichtsthatfachen, vermöge welcher eine göttliche Offenbarung in der Welt ist. Von ihrer Thatächlichkeit sich zu vergewissern und sie so richtig und so vollständig verstehen zu lernen, als es mit den zur Zeit vorhandenen Mitteln möglich ist: das ist ihr Bedürfniß. Ihm muß die Kirche nach Kräften hülfsreich sein. Sie kann es aber nur in dem Fall, wenn sie einerseits, im Vertrauen zu ihrer heiligen Sache, furchtlos die volle Freiheit der Untersuchung gewährt, und andererseits dafür Sorge trägt, daß die Ergebnisse ihrer theologischen Arbeit der nichttheologischen Gemeinde nicht vorenthalten bleiben, sondern nach Möglichkeit Gemeingut werden. Für den letzteren Behuf wird es außer den hierbei neueinzuschlagenden Wegen schriftstellerischer Mittheilung besonderer Veranstaltungen bedürfen, vornehmlich nichtgottesdienstlicher Lehrversammlungen (Conferences) in möglichst freier Form, bei denen auch die Hülfe von Nichttheologen mit in Anspruch zu nehmen sein wird. Mit diesem allem steigern sich allerdings die Anforderungen an die Diener der Kirche sehr erheblich. β) Die Verfassung bedarf einer Umbildung in der Richtung, daß in der Kirche und bei ihrer Leitung dem nichttheologischen oder weltlichen Christenthum der gebührende Einfluß gewährt und gesichert werde, mit anderen Worten, die Kirche darf keine Geisteskirche bleiben, sie muß als eine Gemeindefirche verfaßt werden. Darin liegt schon mit, daß die Verfassung den einzelnen Kirchengenossen so viel immer möglich freien Spielraum und ausdrückliche Veranlassung zur selbstthätigen Mitarbeit für die Zwecke der Kirche geben muß, zur allgemeineren Weckung von kirchlichem Gemeinfinn und Patriotismus.

2) Die der Kirche Entfremdeten, die Männer der modernen Bildung dagegen müssen aus ihrer Theilnahmlosigkeit für die Kirche heraustreten. Sie müssen die Bedeutung und die thatächliche Macht der Religion, des Christenthums und der Kirche richtig würdigen lernen, woran es bei ihnen so häufig noch fehlt. Einmal die Bedeutung, ja die Unentbehrlichkeit derselben für diejenigen Interessen selbst, welche das moderne Leben als die beherrschenden Mächte bewegen, überhaupt für die sittlichen Interessen. Sie müssen begreifen, daß das sittliche Gemeinwesen überhaupt ohne die Religion kein Fundament und keine Seele hat, das unsrige aber insbesondere auf dem Christenthum als seiner Grundlage, ja vielmehr seiner Wurzel ruht. Hierüber hinaus aber auch die Bedeutung jener Mächte und ihre Unentbehrlichkeit auch für sie selbst persönlich. Solche Einsicht wird sie die alteingewurzelte Kirchenjenseit überwinden lassen, aus der sie sich schlechterdings ermannen müssen, wenn es besser werden soll. Denn grade ihr Wiederhinzutritt wird für die Kirche eines der wirksamsten Motive werden, sich zu der oben angedeuteten Selbstreform zu entschließen.

V. Damit es nun aber dazu komme, daß von beiden Theilen wirklich Hand angelegt wird an die Ausführung dieser unumgänglichen Forderungen, bedarf es der Vereinigung derjenigen, die von der Nothwendigkeit und Dringlichkeit derselben

lebendig durchdrungen sind, zu dem Ende, um mit vereinten Kräften und nach einem wohlerrungenen Plane dahin zu arbeiten, daß das Bewußtsein um jene Forderungen innerhalb der Kirche immer allgemeiner und kräftiger erwache. Der Protestantenverein will eine solche Vereinigung sein.

F. Thesen von Dr. R. Schwarz über die Lehrfreiheit in der protestantischen Kirche und ihre Grenzen.

1. Die Grenzen der protestantischen Lehrfreiheit werden nicht durch die Bekenntnisschriften gezogen, die vielmehr der Fortbildung bedürfen und nichts Andres als die geschichtlichen Documente der Glaubensfassung und Schriftauslegung der Reformations-Zeit sind.

2. Die Bekenntniß-Schriften der protestantischen Kirche schließen nur die Thore nach der Vergangenheit, öffnen sie aber für die Fortentwicklung der Zukunft. Die Forderung einer eidlischen Verpflichtung auf sie ist unprotestantisch und unsittlich. Da, wo überhaupt noch eine Verpflichtung auf sie festgehalten wird, darf sie nicht auf ihre dogmatischen Satzungen gerichtet sein, sondern nur in einer Losfügung von den Grund-Verirrungen der römischen Kirche bestehen.

3. Die Grenzen der protestantischen Lehrfreiheit werden nicht durch die Auctorität des Schrift-Buchstabens gezogen, die freie Forschung in der Schrift ist vielmehr die Grundforderung des Protestantismus.

4. Die freie Forschung in der Schrift führt nothwendig zu einer freien Forschung über die Schrift, über die Echtheit oder Unechtheit, Alter und Entstehungs-Kreis ihrer einzelnen Bestandtheile, über Geschichtliches und Ungeschichtliches ihrer Berichte, über Kern und Schale ihres geistigen Inhalts.

5. Die protestantische Lehr-Freiheit ist nicht Lehr-Willkür, sondern begrenzt durch die Grenzen des Christenthums. Diese sind nicht die mancherlei sogenannten Grund-Wahrheiten und Grund-Thatsachen, sondern die Eine Grund-Wahrheit des Christenthums, also daß ein Jeder, welcher innerhalb dieser Grund-Wahrheit und ihrer geschichtlichen Fortentwicklung steht, auch das Recht zu lehren in der protestantischen Kirche behält.

6. Die Eine Grund-Wahrheit des Christenthums ist nicht dogmatischer, sondern religiös-sittlicher Art. Sie ist das Christenthum Christi, das Evangelium der Liebe und Gottes-Kindschaft, wie es von Christo selbst nicht allein gelehrt, sondern in ihm persönlich dargestellt, durch sein Leben und Sterben bezeugt ist.

7. Die Freiheit des Lehrers der theologischen Wissenschaft ist außerdem begrenzt durch den Ernst und die Würde der Wissenschaft und hört da auf, wo leichtfertiger Spott sich auf den Stuhl der Wissenschaft setzt.

8. Dagegen ist die Freiheit des Volkslehrers und Seelsorgers noch begrenzt durch die pädagogische Rücksicht auf den Bildungs-Zustand und das Bedürfnis der Gemeinde und durch das unverbrüchliche Gesetz: nirgend zu zerstören ohne wieder aufzubauen, die Verneinung nur als Mittel anzuwenden, um die sinnlichen und äußerlichen Vorstellungen abzustreifen und sie zu höherer Wahrheit empor zu heben.

G. Thesen des Professor von Holkenborff über die gemischten Ehen.

1. Die protestantische Kirche darf die gemischten Ehen weder mißbilligen noch hinsichtlich ihrer Eingehung hemmen.

2. Die Forderung des katholischen Clerus, daß der protestantische Verlobte vor der Eheschließung eidlich, schriftlich oder in irgend einer anderen Form die katholische Erziehung der aus der künftigen Ehe hervorgehenden Kinder verspreche, ist ein Eingriff in die anerkannte Gleichberechtigung der Protestanten und Katholiken, eine Gefährdung des confessionellen Friedens, eine Störung sowohl der ehelichen als der nationalen Lebensgemeinschaft, ein Unternehmen zur Erpressung eines Verzichtes auf das den Angehörigen der protestantischen Kirche zustehende Recht der Gewissensfreiheit.

3. Die protestantische Kirche hat sich jeder Widervergeltung des als Unrecht erkannten zu enthalten und darf ihrerseits keinerlei Versprechen in Beziehung auf die confessionelle Erziehung der Kinder gemischter Ehen erfordern, sie verpflichtet indessen ihre Angehörigen zur Zurückweisung aller derartigen von der katholischen Kirche gestellten Anforderungen.

4. Sie erkennt in der von protestantischen Verlobten der katholischen Kirche hinsichtlich der Erziehung der Kinder erteilten Zusagen, Gleichgültigkeit gegen die eigene Kirche, voreilige Preisgebung der Gewissensfreiheit, sittliche Schwäche und Mangel an Ehrgefühl.

5. Die protestantische Kirche hält solche hinsichtlich der Kindererziehung von Verlobten erteilte Zusagen, deren Richtigkeit durch die Staatsgesetzgebung auszusprechen ist, der späteren besseren Ueberzeugung für unvorgreiflich und unverbindlich.

6. Ohne zu besorgen, daß die Ehe an religiöser Weiße verliere, wenn deren kirchliche Schließung dem Gewissen der Einzelnen anheimgegeben wird, erkennt die protestantische Kirche an, daß um die ehelichen Rechtsverhältnisse zur vollen Geltung zu bringen, die Gleichberechtigung der Bekenntnisse zu wahren und die persönliche Freiheit sicher zu stellen gegen die Eingriffe der Hierarchie, die Einführung der bürgerlichen Eheschließung das einzig zureichende Mittel ist.

H. Thesen des Professor Dr. Schenkel über das Princip der Union.

1. Die Union ist der thatsächliche und rechtliche Ausdruck für das moderne protestantische christliche Bewußtsein, daß der Schwerpunkt des Christenthums nicht auf dem kirchlichen Dogma, sondern auf der christlich-sittlichen Lebensgemeinschaft beruht.

2. Dadurch, daß die Union die Lehrunterschiede der beiden protestantischen HauptconfeSSIONen für kein Hinderniß der kirchlichen Verfassungs- und Lebensgemeinschaft erklärt hat, ist die Lehrbewegung innerhalb der protestantischen Kirche überhaupt von den herkömmlichen dogmatischen Schranken befreit worden.

3. Ueberall da, wo die Union innerhalb des Protestantismus zu ihrem vollen Rechte und ihrer durchgreifenden Verwirklichung gelangt ist, ist die kirchengesetzliche Gebundenheit an die Autorität der Bekenntnisschriften fernerhin zu einer sittlichen Unmöglichkeit geworden.

4. Innerhalb der Unionskirchen können die Bekenntnisschriften nur noch insofern dauernde Geltung beanspruchen, als in ihnen die Grundsätze enthalten sind, aus welchen die christlich-sittliche Lebensgemeinschaft der Protestanten ihren Ursprung genommen hat und von welchen sie fortwährend getragen ist.

5. Auf dem gemeinsamen Grunde der Union sind daher verschiedene dogmatische Richtungen zulässig, und ist insbesondere die wissenschaftlich freie Richtung in gleicher Weise wie die sog. bekennnißmäßige berechtigt, sich einen angemessenen Ausdruck in öffentlicher Lehre und kirchlichem Leben zu geben, soweit sie mit jenen Grundsätzen nicht in Widerspruch tritt.

6. Zur allmählichen Ausbildung der Union im angegebenen Sinne können verschiedene noch unvollkommene vorgängige Entwicklungsstufen führen, die jedoch auch als solche erkannt und behandelt werden müssen.

7. Im Widerspruche mit dem wahren Principe der Union und mit dem Principe der protestantischen Geistesfreiheit steht die sogenannte *Consensus union*, welche auf der Voraussetzung beruht, daß mit Ausnahme der herkömmlichen Unterscheidungslehren die ganze Lehrsubstantz der Bekenntnisschriften noch immer rechtlich und moralisch für die Lehrer und Mitglieder der Unionskirchen verbindlich sei.

8. Der Abschluß der Union auf dem Grunde der Abendmahlsgemeinschaft und der Einheit des Kirchenregiments ist ausreichend, wenn die dogmatische Lehrbewegung (nach These 3 und 5) freigegeben wird.

9. Das letzte Ziel der Unionsstiftung in Deutschland ist die deutsche protestantische Nationalkirche, deren Ausbau den Fortbestand provincial-kirchlicher Eigenthümlichkeiten keineswegs ausschließt.

10. Einzuwirken ist nach Kräften vorzüglich dahin zu wirken, daß die Schranken, welche in den einzelnen Landeskirchen die freie Lehrbewegung noch hemmen, be-

seitigt, und daß der Gleichberechtigung der verschiedenen auf dem Grunde des Evangeliums stehenden Richtungen, namentlich der wissenschaftlich freien mit der sogenannten bekennnißmäßigen, nicht nur kein weiteres kirchenregimentliches Hinderniß in den Weg gelegt, sondern daß dieselbe kirchenrechtlich anerkannt werde.

I. Thesen des Prof. Dr. Holzmann über die Frage nach dem historischen Christus.

1) Wir befinden uns nicht in der Lage, über die Person und die Bedeutung des historischen Christus als Protestantenverein eine gemeinsame Auffassung kundgeben zu können, und setzen voraus, daß innerhalb des Vereins in diesem Stück mancherlei verschiedene Auffassungen bestehen und gelten.

2) Darin zwar sind wir einig, daß nur diejenigen Auffassungen der Person Jesu das religiöse Bedürfniß der Gegenwart befriedigen, welche mit dem Gedanken seiner Menschheit und Geschichtlichkeit vollen Ernst machen.

3) Auch halten wir dabei an der Voraussetzung fest, daß die menschliche und geschichtliche Betrachtung Jesu keineswegs die Nothwendigkeit in sich schließt, seine fundamentale und centrale Bedeutung für das religiöse Leben der gesamten Christenheit preiszugeben oder abzuschwächen.

4) Wir behaupten aber, daß der protestantische Grundsatz von der Glaubens- und Lehrfreiheit auch auf dieses Lehrstück sich erstrecke und die Forderung stelle, daß in der Kirche und in ihrem Lehramt neben diesen zeitgemäßen Auffassungen nicht nur die altkirchliche Vorstellung, sondern auch anderweitige, vielleicht ebenso ansehbare — moderne Ansichten sich geltend machen dürfen, sofern sie nur den religiösen und sittlichen Gehalt des Christenthums nicht verleugnen.

5) Vor Allem aber fordern wir, daß die wissenschaftliche Forschung über diesen Gegenstand durch keinerlei Gewalt oder Schranken gehindert werde, den begonnenen Prozeß zu Ende zu führen, und erwarten gerade von der Freiheit der wissenschaftlichen Bewegung am sichersten und schnellsten das Resultat einer allgemein herrschenden Ueberzeugung.

K. Thesen des Prof. Dr. M. Baumgarten über dieselbe Frage.

1. Das nationale Ziel unsers kirchlichen Vereines stellt uns die Aufgabe, in der Geschichte Jesu die Bedeutung seiner Nationalität zu verstehen und geltend zu machen.

2. Die Forderung einer menschlichen und geschichtlichen Betrachtung Jesu erledigt sich erst durch die Würdigung seiner Nationalität. Denn wie eines Leben Menschheit erst durch seine nationale Schranke zu einer wirklichen wird, so beruht auch seine geschichtliche Bedeutung darauf, daß des Einzelnen Wille sein Volksthum

als das ihm zugewiesene menschheitliche Organ in Besitz nimmt. Ebenso ist ferner in der Geschichte Jesu, wie auch sonst überall, das Maß der geschichtlichen Bedeutung bedingt einerseits durch die weltgeschichtliche Stellung seiner Nation, andererseits durch den Grad seiner die Nation bewegenden Willenskraft.

3. Gleichwie das griechische und römische Volk für das Verhältniß der Menschheit zur Welt eine normgebende Bedeutung haben, so das israelitische Volk für das Verhältniß zu Gott. Aber auch von diesem priesterlichen Volke gilt, was das Ende der alten Welt überall charakterisirt, daß vor der überhandnehmenden nationalen Verderbtheit die Tugend der Besseren sich in die Einsamkeit flüchtet. Die neue Welt beginnt damit, daß Jesus den mißverstandenen Zug einer falschen Selbstisolirung zu seiner Wahrheit erhebt, indem er die Bestimmung seiner Nation durch seine eigene im Geiste und in der Wahrheit sich vollziehende Frömmigkeit erfüllt. Dieses Geheimniß der in ihm wohnenden geistigen und vollkommenen Religion entfaltet er durch nichts Geringeres, als durch die Wechselwirkung zwischen sich und seinem Volke, welche er selbst einleitet und bis zu ihrem Abschluß beherrscht. Oder mit anderen Worten, die Offenbarung dieses Geheimnisses ist Geschichte im eminentesten Sinne des Wortes.

4. Nachdem Jesus den sittlichen Gesamtzustand seines Volkes nach Gegenwart und Vergangenheit in sein Selbstbewußtsein aufgenommen, tritt er öffentlich hervor, indem er die Verwirklichung des höchsten israelitischen Ideals als durch seine Gegenwart gegeben und verbürgt verkündet. Die nationale Energie dieser Verkündigung bewährt sich darin, daß das schlummernde Bewußtsein des Volkes mit unwiderstehlicher Wirkung zur Selbstbesinnung über seine hohe Bestimmung geweckt wird. Denn es ist ein Irrthum, daß Jesus die messianischen Ideen vorfindet und dadurch genöthigt wird, sich an dieselben anzubequemen, vielmehr er selber ist es, der diesen verborgenen Schatz einer großen nationalen Vergangenheit an's Licht zieht, um für sein Verhältniß zu seinem Volke den allein entsprechenden Ausdruck zu haben.

5. Die weitere Folge der die elementaren Kräfte des Volkslebens bewegenden Wirksamkeit Jesu ist die, daß eben an dem durch Jesum geweckten Selbstbewußtsein des Volkes die eine Weile zurückgebrängte, aber nicht überwundene nationale Verderbtheit den Anlaß erhält, sich als allgemeinen tödtlichen Haß gegen Jesum zur völligen Reife auszubilden und dadurch die Weltünde in ihrer wahren Gestalt zu offenbaren.

6. Der sich in dem jüdischen Volke vollendenden Weltünde gegenüber offenbart sich die vollendete Gerechtigkeit als die Liebe, welche die Sünde des Volkes nicht bloß geistig, sondern auch leiblich auf sich nimmt, um das Volk selber zu retten, indem sie sich selbst zum Fundament eines neuen unzerstörbaren Volkslebens setzt. Dieser Erfolg ist aber dadurch bedingt, daß Jesus die Gottverlassenheit durch seinen vollendeten Gottesglauben überwindet und dadurch die Religion zur vollendeten

Geistigkeit und Innerlichkeit erhebt. Die vollendete Individualisirung der Religion fällt also zusammen mit der vollendeten Nationalisirung der Sittlichkeit. Dieser höchste Typus des geschichtlichen Christus verdeutlicht sich durch den weiteren Verlauf der christlichen Geschichte.

7. Durch den letzten Ausgang der Geschichte Jesu erfahren die Jünger, daß auch sie noch tief versunken sind in die Gesamtsünde ihres Volkes, durch welche Erfahrung sie in die innerste Selbstbefinnung hineingeführt werden. Indem sie nun in diesem tieferschütterten Zustand aus dem Munde des Auferstandenen den Friedensgruß vernehmen, werden sie sowohl ihrer eigenen als der Veröhnung ihres Volkes inne. Nachdem darauf die Jünger durch die Geistesverleihung in ein lediglich durch den Geist vermitteltes, persönliches Verhältniß zu Gott eingelegt sind, äußert sich das Bewußtsein der persönlichen Veröhnung und Sündenvergebung sofort als der geistesmächtige Drang, das ganze Volk in dasselbe selige Bewußtsein einzuführen, mithin das ganze Volk zu seiner wahren Bestimmung zu erheben. Wie unüberwindlich die Kraft dieser nationalen Richtung des apostolischen Christenthums ist, zeigt vor Allem die innere Herzensstellung des Paulus zu seinem Volke.

8. Die apostolische Gemeinde, welche Christum als das die alte Zeit abschließende und die neue Zeit schaffende Geschichtsprincip in die antike Völkervelt eingeführt, muß auch jetzt das Vorbild sein, wenn der wirkliche und geschichtliche Christus unserer Gegenwart wieder neu auferstehen soll. In demselben Maße, als die Religion sich irgendwo wiederum materialisirte, entnationalisirte sich die Sittlichkeit, bis diese Verirrung in der römischen Hierarchie ihr Aeußerstes erreichte. In dem Anfang der deutschen Reformation durchdringt sich wiederum die Geistigkeit der religiösen Seite mit der nationalen Gesinnung auf der ethischen Seite. Gleicherweise aber hat die Veräußerlichung jener Seite in dem scholastischen Doctrinarismus und dem staatlichen Mechanismus die Abstumpfung der anderen Seite im Gefolge.

9. Auf dem weltlichen Gebiet sind Individualismus und Kosmopolitismus durch das allgemeine Erwachen des Nationalitätsbewußtseins überwunden; nicht aber auf dem kirchlichen Gebiete, wo einerseits Pietismus und unorganischer Missionstrieb gepriesen werden, andererseits der große Mangel an Liebe und Begeisterung für die nationalen Pflichten einer zukunftsangewandten Zeit kaum empfunden wird. Unser Verein ist der erste große Versuch, die nationale Urkraft des Christenthums wiederum frei und wirksam zu machen.

10. Deutsche protestantische Christen im vollen Sinne des Wortes sind diejenigen, welche ihrer eigenen Sündenvergebung in der Weise gewiß geworden sind, daß sie in dieser Gewißheit die Veröhnung ihres Volkes mit eingeschlossen wissen. Indem somit das individuelle und nationale Bewußtsein in dem Tiefpunkt des inneren Lebens geeinigt ist, ruht die gesammte Thätigkeit nach außen auf der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß der göttliche Veruf unseres Volkes trotz aller inneren und äußeren Hemmungen sich erfüllen werde und jeder von Christus Befreite und

in seine Selbstständigkeit Eingesezte darin seine allumfassende Lebensaufgabe zu erkennen habe, diesen Beruf seines Volkes durch Thun und Leiden an seinem Theile zu fördern.

11. Durch diese principielle Beziehung des innersten Bewußtseins und Lebens auf den nationalen Beruf erhält die christliche Sittlichkeit wiederum ihre plastische Kraft und einen gemeingültigen Ausdruck, so daß, was an Empfänglichkeit für das Gute in unserer Nation vorhanden ist, von dieser nationalen Bethätigung des Christenthums angezogen wird, was dagegen sich feindlich abwendet, auf unzulässige Art seine Schlechtigkeit offenbart.

12. Die auf dieser Grundlage ruhende Ethisirung des gesammten Volkslebens wird die ursprüngliche Christianisirung und die spätere Evangelisirung unseres Volkes vollenden. Durch diese im vollen Sinne geschichtsbildende Kraft des Christenthums wird das Geheimniß der geschichtlichen Persönlichkeit Jesu auf's Neue aufgeschlossen und ein volleres Verständniß und einen entsprechenderen Ausdruck erhalten, als es dormalen zu erreichen möglich ist.

L. Thesen des Professor Dr. Bluntschli über das Verhältniß des neuen Staates zur Religion, insbesondere zum Christenthum.

1. Der moderne Staat ist nicht Religions- sondern Rechtsgemeinschaft, nicht religiöse, sondern politische Einheit.

2. Wie die Religion wesentlich unabhängig ist von der Politik, so ist die Politik wesentlich unabhängig von der Religion.

3. Der moderne Staat erfährt aber die mittelbare Wirksamkeit der Religion in hohem Grade, theils indem die religiösen Stimmungen und Meinungen der Massen einen großen Einfluß üben auf ihre politischen Ansichten und Bestrebungen, theils weil die Priesterschaft beziehungsweise Geistlichkeit eine Autorität und in Folge dessen eine Macht hat, die sie je nach Umständen für oder gegen den Staat verwenden kann.

4. Der moderne Staat kann sich daher nicht gleichgültig verhalten, weder gegen die religiöse Erziehung der Nation noch gegen die religiösen Einrichtungen der Kirchen in seinem Lande.

5. Der Maßstab, nach welchem der Staat den Werth der Kirchen bemißt und die Regel, welche sein Verhältniß zu denselben bestimmt, ist nicht der religiöse Glaube noch die religiöse Wahrheit, sondern theils die rechtliche Erwägung, in wiefern eine Kirche ein berechtigter Körper sei, theils die politische Rücksicht auf die wohlthätige oder schädliche Einwirkung derselben auf die Volkswohlfahrt.

6. Wenn gleich der moderne Staat zunächst Menschenreich, nicht Gottesreich ist, so ist er deßhalb weder gottlos noch religionswidrig.

7. Der moderne Staat verehrt in Gott die ewige und unbegrenzte Macht, durch welche die Existenz der Menschen bedingt ist und welche das Schicksal der Völker leitet.

Aber der moderne Staat hat kein besonderes religiöses Bekenntniß. Er ist nicht mehr, wie der mittelalterliche Staat ein Religionsstaat und nicht mehr, wie in den letzten Jahrhunderten Confessionsstaat.

8. Die Bezeichnung der heutigen Staaten als katholische oder protestantische Staaten ist staatsrechtlich unrichtig und hat nur insofern noch einen geschichtlichen und politischen Sinn, als die katholische oder protestantische Religion ausschließlich oder doch vorherrschend die Gesinnung des Volkes bestimmt, welches im Staate lebt.

9. Die Glaubenseinheit der Nation ist für den modernen Staat insofern eher ein Nachtheil als ein Vorzug, als dieser eher durch jene in die Gefahr geräth, daß sein Recht und seine Politik von der Confession bestimmt und von der Kirche beeinflusst werde.

10. Die Verbindung verschiedener Confessionen in Einem Lande ist für den modernen Staat deshalb vortheilhafter, weil seine natürliche Stellung außerhalb der Kirchen dadurch außer Zweifel gesetzt wird, und er in seinen politischen Entschlüssen freier erscheint.

11. Die einzelnen modern-europäischen Staaten sind insofern christlich Staaten, als die europäische Civilisation großen Theils auf christlicher Erziehung beruht und die große Mehrheit der Bevölkerung aus Christen besteht, aber nicht in dem Sinn, daß sie die christliche Religion als eine Bedingung ihres Rechts fordern.

12. Wenn manche Philosophen und Publicisten die christliche Religion als staatsfeindlich oder doch als ungeeignet für den civilisirten Staat erklären, so wird diese Behauptung durch die Thatfache widerlegt, daß der civilisirte Staat vorerst nur in christlichen Ländern entwickelt worden ist.

13. Aber es ist eine zugleich religiöse und politische Wahrheit, daß das Christenthum eine vom Staat unabhängige, zunächst nicht für den Staat bestimmte Religion ist. Das Christenthum schreibt keine besondere Staatsverfassung noch bestimmte Staatsgesetze vor.

14. Die dogmatischen Sätze und Gegensätze der christlichen Confessionen sind kein Ausdruck des staatlichen Bewußtseins. Der Staat braucht sich darum nicht zu bekümmern, sondern hat dieselben dem Glauben und der Freiheit der Kirchen und der einzelnen Individuen überlassen.

Kein Dogma ist für den Staat rechtsverbindlich.

15. Von mehr Interesse und Bedeutung für den Staat als das Dogma der verschiedenen Kirchen ist ihre Verfassung deshalb, weil in ihr ein Element der Macht und Autorität zu Tage tritt, welches der Staat verspürt.

16. Einen höheren Werth aber als Dogma und Verfassung der Kirchen haben für den modernen Staat die sittlichen und humanen Kräfte, welche in der

Christlichen Religion wirksam sind. Diese Kräfte zu schonen und zu schützen ist eine Pflicht und Sorge des modernen Staats.

M. Thesen des Professor Dr. Hanne über die Autorität der Bibel.

I. Die Bibel besteht als altes und neues Testament, aus zwei Sammlungen verschiedenartiger, zu verschiedenen Zeiten entstandener religiöser Schriften, welche, als älteste Urkunden der monotheistischen Religion, die Entwicklungsgeschichte derselben auf das unmittelbarste in sich abspiegeln.

II. Gleichwie das alte Testament schon den ersten Christen, im Anschluß an die jüdische Theologie in Betreff des Kanons, für inspirirtes Gotteswort galt, so gelangten auch die neutestamentlichen Schriften, seit der, vom Ende des zweiten Jahrhunderts ab allmählich zu Stande gekommenen Sammlung derselben, zu demselben göttlichen Ansehen und beide Sammlungen haben sodann als Bibel, d. i. als Buch der Bücher, dem christlichen Denken immer wieder zur Normirung und Orientirung gedient.

III. Insbesondere schöpfte die protestantische Kirche für ihren ursprünglichen Bruch mit der Tradition und schöpft noch immer für ihre stets zu erneuernde Fortbildung aus der Bibel ihre wirksamsten Antriebe.

IV. Diese der Bibel von der Kirche in allen ihren Hauptverzweigungen zuerkannte Autorität gründet sich auf die Voraussetzung, daß die in ihr beauftragte monotheistische Religion auf Offenbarung beruht, ist aber von jeher, wie der Begriff der Offenbarung selber, sehr verschieden bestimmt worden.

V. Ihrem wahren Begriff nach besteht die Offenbarung in der Selbstzeugung des göttlichen im menschlichen Geiste und umschließt, als gottmenschlicher Hergang, zwei sich gegenseitig bedingende Momente, nämlich die heilskräftige Selbstmittheilung des göttlichen Geistes einerseits und die selbstthätige Aneignung der göttlichen Wahrheit durch den menschlichen Geist andererseits.

VI. Im Stifter des Christenthums durchdrangen sich, wie das christliche Bewußtsein bezeugt, beide Seiten zur vollen Harmonie; allein das in der Kirche erst allmählich zur Entwicklung gelangte wissenschaftliche Denken vermochte sich weder den Inhalt dieser biblisch beauftragten Offenbarung, noch das formelle Verhältniß beider Faktoren derselben, ohne langwierige Verwicklungen und Kämpfe mit den entgegengesetzten Irrthümern, zum klaren Bewußtsein zu bringen.

VII. In der alten Kirche, bis in das 17. Jahrhundert hinab, hielt sich die theologische Reflexion im Geist des jüdischen Supranaturalismus, ausschließlich an die göttliche Seite der Offenbarung und schuf, in Folge davon, jene magische, in der protestantischen Orthodoxie gipfelnde Inspirationstheorie, welche, um die schlecht-

hin göttliche Autorität der Bibel zu erhärten, die biblischen Schriftsteller zu geistlosen Werkzeugen des göttlichen Geistes herabsetzte.

VIII. Als Rückschlag gegen diese Einseitigkeit machte sich sodann eine Denkweise geltend, die, indem sie lediglich die menschliche Seite am Wesen der Religion und des Christenthums anerkannte, mehr und mehr dazu fortging, den Begriff der göttlichen Offenbarung und mit ihr auch die Autorität der heiligen Schrift völlig aufzuheben.

IX. Zugleich aber ist, im Kampfe mit diesen entgegengesetzten Abirrungen und unbeirrt durch die schillernden Halbheiten einer gewissen Vermittlungstheologie, auch mehr und mehr eine wahrhaft befriedigende Erkenntniß der heiligen Schrift und ihrer Autorität zu Stande gekommen, welcher allen Anzeichen nach die Zukunft gehören wird.

X. Die wichtigsten Grundsätze und Ergebnisse dieser Richtung sind etwa folgende:

1) Kraft der Selbstbezeugung des göttlichen im menschlichen Geiste gibt es ein allgemeines, gottmenschliches Offenbarungsprincip, das sich im Herzen und Gewissen jeder frommen Persönlichkeit als lebendiges Gotteswort bekundet.

2) Wort Gottes ist jede, den Menscheng Geist heiligend durchleuchtende, religiös sittliche Wahrheit, von wem immer sie zuerst ausgesprochen sein mag.

3) Wer eine solche Wahrheit ursprünglich erfährt und bezeugt, ist ein Inspirirter, ein Prophet.

4) Es gibt noch immer und gab unter allen echten Culturvölkern echte Propheten, die aber alle das Wort Gottes mehr oder weniger getrübt zur Darstellung brachten.

5) Als centraler Träger des universellen Offenbarungsprincips trat das Volk Israel in die Geschichte der Menschheit ein; aber nur allmählich und immer nur partiell entwickelte sich das Gottesbewußtsein desselben zum entsprechenden menschlichen Ausdruck der göttlichen Offenbarung.

6) Seine vollendete Verkörperung gewann das ewige Gotteswort erst in der Lehre und dem Leben Jesu Christi, der als Stifter der wahren (absoluten) Religion aus dem Schooße jenes Gottesvolks hervorging.

7) Das Buch, welches diesen allmählichen Entwicklungsproceß der wahren Religion bis zu seiner Vollendung in Christo lebensfrisch in sich abspiegelt, ist die Bibel.

8) Die Erforschung derselben unterliegt denselben wissenschaftlichen Grundsätzen, wie die Erforschung aller übrigen Urkunden der Vergangenheit.

9) Durch dieselbe erhellt unwiderleglich, daß die Bibel rein menschlich entstanden ist, daß sie aber, trotz der in ihr vielfach vorkommenden menschlichen Irrthümer und Schwächen dennoch das ehrwürdigste Urkundenbuch der göttlichen Offenbarung bleibt und als solches die höchste Autorität zu beanspruchen hat.

10) Aber diese Autorität gebührt ihr nicht dem Buchstaben, sondern dem Geiste nach; nicht auf naturgeschichtlichen und weltlichem, sondern auf religiösem und geistlichem Gebiete und auch hier nur unter der Bedingung, daß sie ihre göttliche Kraft und Wahrheit stets von neuem bewährt.

11) Summa: Das Bibelwort ist zwar nicht selbst das wesentliche Gotteswort, wohl aber dessen urprünglichste, lebensfrischste Verkörperung; und insonderheit das neue Testament bildet mit Recht den ewigen Leitstern für das christliche Glaubensbewußtsein.

N. Erklärung der Berliner Pastoral-Conferenz vom 11. Juni 1868.

Die öffentlichen Blätter beschäftigen sich seit einiger Zeit mit der sogenannten kirchlichen Frage. Sie haben der durch den Protestanten-Verein und seine Zweigvereine gegen unsere Kirche hervorgerufenen Bewegung, für und wider Partei nehmend, ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Dabei handelt es sich darum, daß die Kirche gezwungen werden soll, die ihrem Glauben gerade entgegengesetzten Lehren des Unglaubens dieser Tage in ihrer Mitte als zu Recht bestehend anzuerkennen. Die gegenwärtig versammelte Berliner Pastoral-Conferenz sieht sich hierdurch veranlaßt, Folgendes zu erklären: Wir glauben und bekennen mit den Kirchen der Reformation, daß die heilige Schrift alten und neuen Testaments das Wort Gottes und als solches alleinige Quelle und Richtschnur unseres Glaubens und Lebens ist. Fragen wir den Protestanten-Verein: glaubst du das? so muß er ehrlicher Weise antworten: nein! Denn er erklärt in seiner Mitte „jede Anschauung über das Wesen der Offenbarung Gottes und die Entstehung der heiligen Schrift für berechtigt, welche im Laufe der geschichtlichen Entwicklung sich wissenschaftlich herausgebildet hat und in der Ueberzeugung des christlichen Gewissens Boden findet.“ Wir glauben mit der gesamten Christenheit auf Erden an Gott, den Allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, an den Gott der Wunder thut. Fragen wir den Protestanten-Verein: glaubst du das? so muß er ehrlicher Weise antworten: nein! Denn nach seiner Meinung haben „die Naturwissenschaften das Weltbild der biblischen Schriftsteller durch ein anderes ersetzt, in welchem für das die Weltgesetze durchbrechende Wunder keine Stelle blieb.“ Das Wunder zu leugnen, ist aber dem nur möglich, in welchem der Glaube an einen persönlichen Gott, der Wunder thut, nicht mehr lebendig ist. Wir glauben mit der gesamten Christenheit auf Erden an Jesum Christum, wahrhaftigen Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftigen Menschen von der Jungfrau Maria geboren, den Gefrenzigten und Auferstandenen, unseren Verlöbten und Erlöser. Fragen wir den Protestanten-Verein: glaubst du das? so muß er ehrlicher Weise sagen: nein! Denn „er befindet sich nicht in der Lage, über die Person und die Bedeutung des historischen Christus eine gemeinsame Auffassung kundgeben zu können.“ Nur darin scheint er einig zu

sein, daß Christus jedenfalls nicht wahrhaftiger Gott, nicht gleichen Wesens mit dem Vater ist, daß ihm vielmehr nur „eine so oder so ausgedrückte Einzigkeit und religiös sittliche Herrlichkeit“ zukomme. Wir glauben mit der gesammten Christenheit auf Erden an den heiligen Geist, gleichen Wesens mit dem Vater und dem Sohne der uns berufet, sammlet, erleuchtet und heiligt. Fragen wir den Protestantenverein: glaubst du das? so muß er ehrlicher Weise wiederum antworten: nein! Denn er kennt keinen heiligen Geist aus Gott als die dritte Person der heiligen Dreieinigkeit, sondern nur den Geist der Gemeinde. Wir glauben an eine heilige, allgemeine, christliche Kirche, die auf Christum gegründete, durch Wort und Sacrament gesammelte, durch Amt und Regiment verfaßte Gemeinschaft der Gläubigen; an eine Heilsanstalt, die göttlicher Stiftung ist. Fragen wir den Protestantenverein glaubst du das? so muß er ehrlicher Weise auch hierauf antworten: nein! Denn er verlangt für die Majorität der Gemeinde das Recht, sich nach ihrem Ermessen von unten nach oben eine Kirche zu erbauen und zu bestimmen, was in ihr als gemeinsame Ueberzeugung gelehrt und geglaubt werden soll. Hiernach haben die Mitglieder des Protestantenvereins sammt ihrem Anhange mit unserer evangelischen Kirche und ihrem Bekenntnisse thatsächlich gebrochen und den Glauben verlassen, auf den auch sie getauft sind, den sie in ihrer Confirmation vor der Gemeinde bekant, den lauter und rein zu verkündigen, auch die Geistlichen in ihrer Mitte sich durch ihre Ordination verpflichtet haben. Wir bestreiten ihnen daher das Recht, welches sie für sich in Anspruch nehmen, ihren Unglauben in Kirche und Schule unbehindert lehren zu dürfen. Denn die Kirche kann wohl schwache und irrende Glieder mit Geduld und Nachsicht tragen; fordert aber der Unglaube, als gleichberechtigt mit dem Glauben anerkannt zu werden, so müssen wir eine solche Zumuthung mit aller Entschiedenheit zurückweisen. Wenn nun der Protestantenverein für dieses vermeintliche Recht in der Kirche sich auf die Union beruft, so erklären wir, daß dies ein Mißbrauch des Namens der Union und ein Widerspruch gegen Sinn und Absicht ihres Stifters Friedrich Wilhelm III. ist. Denn die Union vereinigt nur diejenigen, die sich vor Allem zu den auch in die Agende aufgenommenen Bekenntnissen der gesammten Christenheit bekennen. Hat nun der Protestantenverein sich von diesem Bekenntnißgrunde losgesagt, so hat er sich damit von der Union selbst ausgeschlossen und hat kein Recht, seinen widerkirchlichen Bestrebungen Eingang zu verschaffen durch das Vorgeben, daß er die Union befördere. Und wenn ferner der Protestantenverein behauptet, daß der Glaube der Kirche mit der Wissenschaft unseres Jahrhunderts unvereinbar sei, so sprechen wir es als unsere wohlbegründete Ansicht aus, daß alle von der Wissenschaft — der Geschichte und Archäologie, Physik und Astronomie — wirklich erwiesenen Thatfachen mit der heiligen Schrift in keinem Widerspruche stehen. Die durch bloße Folgerungen aus jenen Thatfachen auferbauten wissenschaftlichen Systeme dagegen, welche sich gegenseitig bekämpfen und im raschen Wechsel einander verdrängen, lassen die unwandelbaren Grundlagen unseres christlichen Glaubens völlig unberührt. Wir bitten und ermahnen daher die Glieder der

Gemeinden, daß sie bei der gegenwärtig hervorgerufenen Agitation und dem entbrannten Streite, in welchem der Unglaube dieser Tage gegen den Fels unseres Heiles anläuft, sich nicht um die rechte Nüchternheit des Geistes, nicht um den Frieden ihres Herzens, nicht um den Trost ihrer Hoffnung bringen lassen. Denn es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, denn allein der Name Jesu Christi.

O. Der Ausschuß des Deutschen Protestantens-Vereins an die Deutschen Protestanten.

Nach dem dritten in der Pfingstwoche zu Bremen abgehaltenen Protestantentage hat eine große Anzahl von Pastoren der Berliner Pastoralconferenz am 10. Juni eine Erklärung veröffentlicht, welche die Mitglieder des deutschen Protestantensvereins beschuldigt „mit der evangelischen Kirche thatächlich gebrochen und den Glauben verlassen zu haben, auf den auch sie getauft sind.“

Uneingedenk der Mahnung: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet“ und ohne Vollmacht von irgend Wem, haben sich diese Pastoren ein Richteramt über den deutschen Protestantensverein angemacht und gegen denselben nach Art der römischen Curie eine Bannbulle erlassen.

Das ist in dem Staate der Hohenzollern geschehen, die von jeher die religiöse und geistige Freiheit wider die Verbammungssucht engherziger Eiferer geschützt haben. In Berlin, der Hauptstadt des Norddeutschen Bundes, wo Friedrich Schleiermacher während eines Menschenalters vor Allen als Lehrer der Geistlichkeit geleuchtet und die Gebildeten wieder dem Christenthum zugeführt hat, da unterfängt sich eine Gesellschaft von Pastoren, die Schüler Schleiermachers als Ungläubige von der kirchlichen Gemeinschaft wegzuweisen.

Dieses unchristliche und unprotestantische Gebahren veranlaßt uns, die Mitglieder des Engern Ausschusses des Deutschen Protestantensvereins zu einer öffentlichen Erwiderung, nicht an diese Pastoren, aber an die Gemeinden, welche sie vor uns verwarnt haben.

Unter schweren Seelenleiden und indem sie ihre ganze Existenz dafür einsetzt, hat die deutsche Nation im sechzehnten Jahrhundert den Kampf wider die kirchliche Hierarchie unternommen und siegreich durchgeführt. Seither ist der protestantische Geist der Gewissenhaftigkeit und der religiösen Freiheit in dem deutschen Volke wirksam geblieben. Fürwahr, nicht deshalb hat Christus die Menschheit auch von dem „göttlichen“ Gesetze des Moses und der jüdischen Priester befreit, damit sie wieder von dem Dogmengesetze der christlichen Theologen gebunden werde. Nicht deshalb hat Luther das christliche Gewissen von dem Zwang und Bann des Papstes, der Concilien und der Bischöfe befreit, damit es neuerdings in den Zwang und Bann von Pastoralconferenzen falle.

Die deutsche Nation hat neben jener ersten religiösen und kirchlichen Errungenschaft noch eine zweite geistige und weltliche Errungenschaft zu bewahren und zu pflegen, den Reichthum ihrer Literatur und die Schätze ihrer Wissenschaft. Die wissenschaftliche Freiheit ist die jüngere ebenbürtige Schwester der älteren religiösen Freiheit, die volle Wahrhaftigkeit des denkenden Geistes die nothwendige Ergänzung der Gewissensfreiheit. Auch dafür haben Hunderte und Tausende der besten Söhne unserer Nation alle ihre Lebenskraft eingesetzt.

Im Angesichte nun der unseligen Entzweiung, welche zwischen der theils herkömmlichen, theils neuerdings wieder rückwärts geschraubten Pastorentheologie einerseits und der Denk- und Sprechweise der modernen Bildung andererseits eingetreten ist, hat sich der Deutsche Protestantenverein in der Absicht gebildet: „auf dem Grunde des evangelischen Christenthums eine Erneuerung der protestantischen Kirche im Geiste evangelischer Freiheit und im Einklang mit der gesammten Culturentwicklung unserer Zeit anzustreben.“ (Statut des Protestanten-Verein.)

Eben die Herrschaft jener geistesbeschränkten und hierarchischen Richtung innerhalb der protestantischen Geistlichkeit, welche seit einem Menschenalter, nach dem Vorbilde der verwandten jesuitischen Richtung in der katholischen Kirche sich in die theologischen Facultäten und in das Kirchenregiment eingeschlichen und die Wissenschaft und die Praxis vielfach verdorben hat, treibt die gebildeten Classen mehr und mehr aus der Kirche thatsächlich hinweg.

Wir halten diese Entfremdung für ein nationales Unglück, weil sie das tiefe religiöse Bedürfniß des deutschen Volkes unbefriedigt läßt und auf Abwege verleitet. Würde das weiter so fort gehen, so würde die Kirche zu einer Secte zusammenschrumpfen und die Bildung sich von dem so verengten Christenthum gänzlich los-sagen. Diesen drohenden Uebeln entgegen zu wirken, betrachtet der Deutsche Protestantenverein als seine Hauptaufgabe.

Jene Berliner Pastoren beschuldigen uns nun, nicht mehr an die heilige Schrift als „das Wort Gottes“ zu glauben. Mit diesem „Worte Gottes“ ist in der protestantischen Kirche unsäglicher Mißbrauch getrieben worden. Man kann den Glauben daran consequenter Weise bis zu dem Wahne steigern, den auch ein „rechtgläubiger“ Berliner Pastor neuestens zum Erschaunen der gebildeten Welt bekannt hat, daß die naiv-kindliche Weltanschauung der Bibel, welche in der Erde die große ruhende Mitte des ganzen Weltgebäudes erblickt, um welche sich das Himmelsgewölbe mit allen wandelnden kleinen Gestirnen dreht, Wahrheit und alle Entdeckungen der Astronomie Irrthum seien. Man kann wieder in consequenter Weise mit dieser Verurteilung den völligen Umsturz unsers ganzen europäischen Staats- und Rechtssystems und die Wiederherstellung einer jüdischen Theokratie fordern. Wir haben es ja wiederum in diesen Tagen erlebt, daß nicht bloß der Papst die moderne Verfassung und die Geseze in Oesterreich aus diesem Grunde für nichtig erklärt hat, sondern auch wieder lutherische Pastoren in Sachsen die Drohung des Priesters Samuel, welcher

den König Saul im Namen Gottes zwang, einen kriegsgefangenen König grausam hinzuschlachten, als ein passendes Vorbild für unser heutiges Gott Lob menschlicher gewordenes Völker- und Staatsrecht erklärt haben. Wir lassen uns allerdings nicht mehr in diesem Neze fangen.

Wir verehren die Bibel als das „ehrwürdigste Urkundenbuch der göttlichen Offenbarung“ (Protestantentag in Bremen), aber wir erblicken zugleich in jeder unwissenschaftlichen Beschränkung der Schriftforschung ein Attentat auf die evangelische Wahrheit und eine Verletzung der protestantischen Freiheit.

Jene Berliner Pastoren vermessen sich ferner, unsern Glauben mit dem Maßstabe der Trinitätsformel zu messen, welche in den unfruchtbaren Eiterereien der Byzantinischen Theologen im vierten Jahrhundert entstanden ist.

Die Meinungen über diese dogmatischen Fragen sind in Wahrheit unter uns selber verschieden. Auch der Glaube, den jene Pastoren bekennen, wird in unserm Verein weder ausgeschlossen noch verdammt. Aber darin sind wir einig, daß die heutige Welt auch in ihrem religiösen Gefühle nicht mehr von jenem dogmatischen Kampf bewegt wird, welcher das verfallene griechisch-römische Kaiserreich zerrüttet und seinem Untergange näher geführt hat.

Unsere Zeit legt überhaupt den Schwerpunkt nicht mehr in das theologische Dogma, sondern in das christliche Leben. Sie schätzt die christliche Gottes- und Menschenliebe weit höher als alle Rechtgläubigkeit. Der Deutsche Protestantenverein vertritt das Recht der modernen protestantischen Welt, so zu sein und so zu denken, und läßt sich durch keine Bannbulle davon abschrecken.

Mit Entrüstung weisen wir die Verleumdung zurück, daß wir nicht mehr an den lebendigen, schöpferischen Gott glauben. Aber wenn ein sehr großer Theil der heutigen Christen sich Gott nicht im Widerspruch mit den — auch göttlichen — Naturgesetzen denken kann und deshalb den Gedanken eines „widernatürlichen“ Wunders verwirft, so behaupten wir ihr Recht, diese Meinung innerhalb der protestantischen Kirche auszusprechen. Wir glauben, daß der lebendige Gott auch in der modernen Wissenschaft sich wirksam erweise und sehen in dem ohnmächtigen Versuche, dieselbe in die Gebundenheit früherer Jahrhunderte zurück zu zwingen, eine schwere Verkennung der göttlichen Weltleitung.

Wir gestehen jenen Pastoren das Recht nicht zu, uns darüber zu verhören, ob wir glauben, daß Jesus Christus „wahrhaftiger Gott“ sei. Noch weniger sind sie befugt, in unserm Namen die Frage zu beantworten. Aber wir wollen die unbestreitbare Thatsache nicht verheimlichen, daß die antike heidnische Welt der Griechen und Römer eher an Christus glauben lernte, wenn er ihr als Gott gepriesen wurde, und die heutige moderne Welt mit ihrem erweiterten Gottesbewußtsein und Naturbegriff weit eher für Christus gewonnen und erwärmt wird, wenn er ihr als Mensch menschlich dargestellt wird. Wir behaupten auch hier das volle Recht der heutigen protestantischen Welt, Christus geschichtlich zu erfassen und menschlich zu

begreifen. Wer ihr dieses Recht abstreitet, der nöthigt einen sehr großen Theil der Gebildeten entweder zu offenkundiger Heuchelei oder zur Lossagung vom Christenthum. Wir wollen umgekehrt, daß sie aufrichtige Menschen und Christen bleiben.

Jene Berliner Pastoren werfen uns ferner vor, wir glauben nicht an den heiligen Geist als „die dritte Person der Dreieinigkeit.“ Ob sie selber daran glauben, und was sie darunter denken, wissen wir nicht. Aber wir wissen, daß der heutigen Welt der alte Streit der Theologen über die Natur des heiligen Geistes durchweg unverständlich und in Folge dessen gleichgültig geworden ist. Wir wissen ferner, daß der Geist der Heuchelei, des geistlichen Hochmuths, der Unduldsamkeit und der orthodoxen Verfeinerungssucht kein heiliger Geist ist. Wir wissen, daß in dem ernstesten Streben nach Wahrheit, in dem Geiste der freien Forschung, in dem Geiste der Wissenschaft heiliger Geist ist. Dafür, daß dieser heilige Geist in der protestantischen Kirche wirksam und hochgeehrt bleibe, arbeiten wir und vertrauen der Gemeinde, daß sie diesen Geist nimmer aus ihrer Mitte verbannen und nicht von ihrer Führung verdrängen lassen werde.

Es ist nicht wahr, daß wir „der Majorität der Gemeinde“ eine willkürliche Macht über den Glauben der Kirche einräumen. Aber wir sind der Meinung, daß die Geistlichen nicht berufen sind, die Kirche zu beherrschen, sondern der Gemeinde zu dienen. Um keinen Preis wollen wir auf die große Errungenschaft der Reformation Verzicht leisten, welche die Laien aus der Knechtschaft des Klerus befreit und zu mündigen und vollberechtigten Mitgliedern der Kirche erhoben hat. Es ist eine arge Entstellung unserer Gesinnung, wenn jene Pastoren uns beschulbigen, wir wollen den Glauben und den Unglauben für gleichberechtigt in der Kirche erklären. Wir fordern nur die Gleichberechtigung der verschiedenen theologischen Richtungen und kirchlichen Parteien, welche sich innerhalb der evangelischen Kirche kraft der naturgemäßen Entwicklung der Wissenschaft, der Bildung und des Gesellschaftslebens geschichtlich ausgebildet haben. Wir protestiren gegen die anmaßliche Selbstüberhebung einer kirchlichen Partei, welche diesen Fortschritt des Lebens durch starre Formeln zu hemmen und die Ohnmacht ihrer Gründe durch die Keckheit ihrer Bannsprüche zu verbergen sucht.

Es ist wieder nicht wahr, daß wir uns von dem „Bekennnißgrund“ der Reformation losgesagt haben. Auf dem Protestantentage zu Neustadt 1867. haben wir die Bekenntnisse der Reformationszeit als „die Niederschläge der wunderbaren Lebensgluth, welche damals durch die Adern des deutschen Volkes strömte,“ gebührend anerkannt. Aber wir verwerfen allen Götzendienst, der mit diesen Bekenntnissen getrieben wird, als unprotestantisch und innerlich unwahr und behaupten unser gutes Recht, auch die Form und den Inhalt derselben zu prüfen und je nach der redlich gewonnenen Ueberzeugung zu berichtigen. Wir geben nicht zu, daß diese Bekenntnisse, welche das religiöse Bewußtsein ihrer Zeit bezeugen, zu Schlagbäumen mißbraucht werden dürfen, um die Bewegung des kirchlichen Lebens einer zurückgebliebenen Priesterschaft tributpflichtig zu machen und den Fortschritt der Geister zu unterjagen.

Wir preisen die Union hoch als eine weltgeschichtliche That, durch welche der Ausschließungs- und Verdammungsseifer der lutherischen und reformirten Orthodoxie, welche den Protestantismus während Jahrhunderte entzweit und gefährdet hat, überwunden worden ist. Wir wollen auch diese Errungenschaft unsers Jahrhunderts sowohl gegen offenen Angriff als gegen heimliche Untergrabung schützen helfen.

Wir nehmen für uns und für unsere Glaubens- und Denkgenossen das volle Recht in Anspruch, echte Söhne des Protestantismus zu sein und wir protestiren laut und feierlich vor der Nation wider die Annahme aller hierarchisch gesinnten Pastoren in Berlin und andernwärts, welche das neunzehnte Jahrhundert auf den Standpunkt des siebenzehnten Jahrhunderts, des traurigsten, welches die deutsche Nation erlebt hat, zurückzuführen unternehmen und uns unser Heimathsrecht in der protestantischen Kirche streitig machen wollen.

Auch wir vertrauen auf „den Fels des Heils“. Aber der Fels des Heils ist uns nicht der todte, in die Leichentücher überlieferter Formeln eingehüllte Christus, sondern der lebendige Christus, dessen Geist in dem Geiste der fortschreitenden Menschheit fortlebt und von Jahrhundert zu Jahrhundert sich verjüngend mit unsterblicher Jugendkraft fortwirkt.

Heidelberg, den 3. Juli 1868.

Dr. **Bluntschli** in Heidelberg, Vorsitzender. **Baumgarten**, Professor der Theol. in Rostock. **Bulle** und **Manhot**, Pastoren in Bremen. **Creuznacher**, Anwalt in Eisenach. **Jakob Gyter**, Privatmann in Neustadt. **v. Holkenborff**, Professor der Rechte in Berlin. **Holkmann**, Professor der Theol. in Heidelberg. **Meyer**, Generalsuperintendent in Coburg. **Fr. Dettler**, Reichstagsmitglied in Kassel. **Rosenhagen**, Prediger in Dresden. **Schentel**, Professor der Theol. in Heidelberg. **Schiffmann**, Prediger in Stettin. **Schwarz**, Oberhofprediger in Gotha. **Sydow**, Prediger in Berlin. **Schläger**, Senator in Hannover, Reichstagsmitglied. **Walter Simons**, Kaufmann in Elberfeld. **Rittel**, Decan in Heidelberg.

Inhalt.

	Seite.
I. Die Entstehung des deutschen Protestantenvereins	1
II. Die Vereinsgrundsätze	20
III. Die Vereinsarbeiten	36
IV. Die Vereinsgegner	63
V. Die Vereinsaufgabe	88
VI. Die Aktenstücke	106

GTU Library



3 2400 00423 2058

GTU Library
2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709
For renewals call (510) 649-2500

All items are subject to recall.

